Des Capitain Jacob Cook
dritte
Entdeckungs-Reise
in die Südsee
und
nach dem Nordpool.
Auf Befehl
Sr. Grosbrittann. Majest. George des Dritten unternommen und in den Schiffen Resolution und Discovery während der Jahre 1776 bis 1780 ausgeführt.

Aus den Tagebüchern
der Schiffsbefehlshaber
Herren Cook, Clerke, Gore und King
imgleichen des Schiffswundarztes Herrn Anderson
vollständig beschrieben.

Aus dem Englischen übersetzt.
mit Zusätzen für den deutschen Leser, imgleichen mit einer Einleitung über Cooks Verdienste und Charakter, imgleichen über Entdeckungsreisen überhaupt
von
Herrn Georg Forster
Königl. Polnischen geh. Rath churf. Maynzischen Universitäts-Bibliothekar; der Arzneywiss. und der Philos. Doctor, Mitglied der Röm. Kaiserl. der Londner, Berliner, Madriter Societäten der Wissenschaften u. v. a. m. ꝛc.

durch Kupfer und Charten erläutert.

Zweiter Band.

Berlin
bey Haude und Spener 1789.

NW
970P
C771
3d.G
Berlin
1789
v.2

Beschreibung
einer
Entdeckungs-Reise
in das Stille Meer
und
nach dem Nord-Pol hinauf.

Auf Befehl und Kosten der Grosbrittannischen Regierung
unternommen
von den Capitains
Cook, Clerke, Gore und King
und
in den Schiffen Resolution und Discovery
während der Jahre 1776 bis 1780
ausgeführt.

Zweyter Band,
(oder der ganzen Sammlung neunter Band)

38604

Inhalt des zweyten Bandes.

Sechzehntes Hauptstück.

Einige Officiere werden von den Eingebohrnen ausgeplündert. Beschreibung eines Fischfangs. Besuch bey dem Paulaho. Beschreibung eines Fayatuka. Ländliche Bewirthung in Paulaho's Hause. Seine Trauergebräuche. Die Kawa-Pflanze, und die Art, wie aus derselben ein Getränk bereitet wird. Nachrichten von der kleinen Insel Onewai. Eine Schildwacht verwundet einen Insulaner. Besuch der Herren King und Anderson bey des Königs Bruder, und ihre Bewirthung. Abermalige Trauerceremonien. Nächtliche Abentheuer. Beobachtungen über die Gegend. Anstalten zur Abreise. Unvollständige Beobachtung einer Sonnenfinsterniß. Herrn Andersons Bemerkungen über die Insel und ihre Produkte. S. 1

Siebzehntes Hauptstück.

Eine große Feyerlichkeit, Natsche genannt, dem Sohne des Königs zu Ehren. Beschreibung der Proceßionen und anderer Ceremonien am ersten Tage, und dessen, was während der darauf folgenden Nacht in des Königs Hause vorging. Fortsetzung der Feyer am andern Tage. Muthmaßungen über diesen Brauch. Abreise von Tongatabu und Ankunft zu Eaiwa. Etwas von dieser Insel und von unserm dortigen Aufenthalt. S. 38

Achtzehntes Hauptstück.

Vortheile des Aufenthalts in den Freundschafts-Inseln. Vorzüglichste Handelswaaren. Erfrischungen, welche man daselbst erhält. Anzahl der Inseln nebst ihrem Namenverzeichniß. Keppels und Boscawens Inseln gehören mit dazu. Nachricht von den Inseln Wawau, Hamoa und Fidschi. Reisen der Insulaner in ihren Canots. Schwierigkeit sich genaue Nachrichten

Inhalt.

zu verschaffen. Beschreibung der Einwohner beyderley Geschlechts, ihrer Farbe, ihrer Krankheiten, ihrer Gemüthsart, ihres Haarputzes, ihrer Punkturen, Kleidungsstücke und Zierrathen, und endlich ihrer Reinlichkeit. S. 74

Neunzehntes Hauptstück.

Beschäftigungen des Frauenzimmers auf den freundschaftlichen Inseln. Beschäftigungen der Mannspersonen. Ackerbau; Bauart der Häuser; Werkzeuge; Strick- und Fischergeräthschaften; Musikalische Instrumente und Waffen. Nahrungsmittel und Kochkunst dieser Insulaner. Ihr Zeitvertreib. Heirathen. Trauerceremonien. Gottheiten. Begriffe von der Seele und einem künftigen Zustande. Gottesdienstliche Oerter. Regierungsverfassung. Die Art dem Könige seine Ehrerbietung zu bezeigen. Nachrichten von der königlichen Familie. Bemerkungen über die Sprache, nebst einer Probe. Nautische und andere Beobachtungen. S. 105.

Zwanzigstes Hauptstück.

Beobachtung einer Mondsfinsterniß. Entdeckung der Insel Tubuai (*Toobouai*). Ihre Lage, Größe und Beschaffenheit. Verkehr mit ihren Einwohnern. Beschreibung ihrer Person, ihres Anzugs und ihrer Fahrzeuge. Ankunft in der Bay Oaitepiha in o-Taheiti. Omai's erste Aufnahme und unvorsichtiges Betragen. Nachricht von Spanischen Schiffen, welche die Insel zweymal besucht haben. Zusammenkunft mit dem Oberhaupt dieses Bezirks. Vom Olla, oder dem Gott der Bolabolaner. Ein rasender Prophet. Ankunft in der Bay von Matavai. S. 143

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Zusammenkunft mit O-Tu, dem Könige der Insel. Omai's unvorsichtiges Betragen. Unsre Beschäftigungen am Lande. Landung der Europäischen Thiere. Von einem hiesigen Insulaner der in Lima gewesen. Etwas von Ohedidi. Ein Aufstand in Eimeo. Die Befehlshaber beschließen Krieg mit jener Insel. Menschenopfer wegen dieses Unternehmens. Beschreibung der Ceremonien am großen Morai, wo dieses Opfer dargebracht wurde. Andere barbarische Gebräuche dieses Volks. S. 170

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Conferenz mit Towhah. Beschreibung der Hiwahs oder Tänze. Omai und Ohedidi geben Gastmale. Feuerwerke. Auf-

ser

ßerordentliches Geschenk von Zeug. Methode den Leichnam eines verstorbenen Vornehmen aufzubewahren. Noch ein Menschenopfer. Ein Spatzierritt. Otu's Sorgsamkeit uns mit Mundvorrath zu versehen, und Diebstähle zu verhüten. Geschenke von Thieren für ihn. Etary und die Abgeordneten eines Oberhauptes haben Audienz. Spiegelgefecht zweyer Kriegs-Kanots. Seemacht dieser Inseln. Ihre Art Krieg zu führen. S. 202

Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Der Tag unserer Abreise wird festgesetzt. Friedensschluß mit Eimeo. Streitigkeiten deshalb, wobey Otu getadelt wird. Eine Feyerlichkeit am Marai, nach Herrn Kings Beschreibung, nebst einigen Anmerkungen. Ein Beyspiel von Otu's Schlauheit. Omai's Kriegscanot. Betrachtungen über sein Betragen. Otu's Geschenk und Bothschaft an den König von Großbrittannien. Ueber unsern Tauschhandel mit den Einwohnern von Otaheiti, und ihr gutes Betragen gegen uns. Nachricht von der Spanischen Reise, und den Erfindungen der Spanier um die Engländer zu verkleinern. Wunsch, daß hier keine Niederlassung von Europäern gemacht werden möge. Omai's Eifersucht wegen eines andern Reisenden. S. 221

Vier und zwanzigstes Hauptstück.

Ankunft zu Eimeo. Beschreibung zweyer daselbst befindlichen Häfen. Besuch von Maheine, dem Oberhaupt dieser Insel; Schilderung seiner Person. Es wird eine Ziege gestohlen aber wieder zurückgegeben, und auch der Dieb ausgeliefert. Man stiehlt eine zweyte, und verbirgt sie. Maßregeln, welche bey dieser Gelegenheit ergriffen werden. Expedition queer durch die Insel. Häuser und Kanots in Brand gesteckt. Auslieferung der Ziege und Friedensschluß. Einige Nachrichten von der Insel. S. 244

Fünf und zwanzigstes Hauptstück.

Ankunft zu Huaheine. Rathsversammlung der Oberhäupter. Omai's Geschenke und Rede an die versammelten Oberhaup-

ter. Er erhält Erlaubniß sich anzusiedeln. Wir bauen ihm ein Haus, und pflanzen seinen Garten. Seltsamkeit seiner Lage. Maßregeln ihm Sicherheit zu verschaffen. Schaden den die Schaben (*blattae*) auf den Schiffen angerichtet hatten. Es wird ein Dieb ertappt und bestraft. Feuerwerke. Verzeichniß der bey Omai zurückgelassenen Thiere. Sein Hausgesinde. Seine Waffen. Aufschrift an seinem Hause. Sein Betragen bey der Abfahrt der Schiffe. Uebersicht seines Betragens und Charakters. Nachricht von den beyden jungen Neuseeländern. S. 260

Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

Ankunft zu Ulietea (ô Raietea). Astronomische Beobachtungen. Desertion eines Seesoldaten, der wieder ausgeliefert wird. Botschaft von Omai. Instruktion für Capitain Clerke. Ein Midshipman und ein Matrose desertiren. Dieses Vorfalls wegen werden drey vornehme Personen auf der Insel gefangen genommen. Die Einwohner haben das Projekt, die beyden Capitains Cook und Clerke festzunehmen, es wird aber entdeckt. Man bringt die Entlaufenen zurück, und die Gefangenen kommen los. Die Schiffe segeln ab. Erfrischungen die wir in Ulietea (ô Raietea) erhielten. Gegenwärtiger und ehemaliger Zustand dieser Insel. Nachricht von dem abgesetzten Könige derselben, imgleichen von dem ehemaligen Regenten zu Huaheine. S. 286

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Ankunft zu Bolabola. Ursachen die mich bewogen Herrn de Bougainvilles Anker zu kaufen. Unterredung mit Opuni. Abreise von den Societäts-Inseln. Einige Nachrichten von Bolabola. Geschichte der Eroberung von Otahah und Ulietea. Ruhm der Bolabolaner. Thiere, die daselbst und auf ô-Raietea zurückblieben. Reichlicher Vorrath von Lebensmitteln. Methode das Schweinefleisch einzusalzen. Allerley Betrachtungen über Otaheiti und die Societäts-Inseln. Astronomische und nautische Beobachtungen daselbst. S. 364

Acht und zwanzigstes Hauptstück.

Die Nachrichten von O-Taheiti sind noch sehr unvollkommen. Herrschende Winde. Schönheit des Landes. Anbau. Natur-

Inhalt des zweyten Bandes.

Naturseltenheiten. Leibesbeschaffenheit der Einwohner. Krankheiten. Charakter überhaupt. Hang zum Vergnügen. Sprache. Wundarzney- und Heilkunde. Nahrung. Wirkungen des Awatranks. Zeit des Essens, und dabey vorkommende Gebräuche. Umgang mit dem Frauenzimmer. Beschneidung. Religionssystem. Begriffe von der Seele und dem zukünftigen Leben. Verschiedene abergläubische Gebräuche. Tradition von der Schöpfung. Historische Legende. Ehrenbezeugung, die man dem Könige erweiset. Rangordnung. Bestrafung der Verbrecher. Merkwürdigkeiten der benachbarten Inseln. Namen ihrer Götter. Namen der Inseln welche von dortaus besucht werden. Umfang und Gränzen ihrer Schiffahrt. S. 321.

Neun und zwanzigstes Hauptstück.

Fortsetzung der Reise von den Societäts-Inseln nordwärts. Entdeckung der Christmeß-Insel, und dörtige Station der Schiffe. Reichlicher Schildkrötenfang. Beobachtung einer Sonnenfinsterniß. Ungemach zweyer verirrten Matrosen. Wir lassen in einer Flasche eine Inschrift zurück. Beschreibung der Insel, ihres Bodens, ihrer Bäume, Pflanzen und Vögel, ihrer Größe, Gestalt und Lage. Ankergrund daselbst. S. 372.

Dreyßigstes Hauptstück.

Entdeckung einiger Inseln. Beschreibung der Einwohner von Atuai, die sich zu den Schiffen begeben. Ihr Betragen indem sie an Bord stiegen. Einer von den Insulanern wird getödtet. Vorkehrungen um den vertrauten Umgang mit dem Frauenzimmer zu verhüten. Wasserplatz. Empfang am Lande. Spatziergang im Innern daselbst. Beschreibung eines Marais. Gräber der Oberhäupter und der geopferten Menschen. Besuch eines zweyten Eilandes, Onihiau. Ceremonien der Einwohner die sich an Bord begeben. Wir finden Ursach sie für Menschenfresser zu halten. Es wird eine Partey Mannschaft ans Land gesetzt, und bleibt zwey Tage lang daselbst. Vorfälle bey ihrer Landung. Abreise der Schiffe von diesen Inseln. S. 383.

Ein und dreyßigstes Hauptstück.

Bestimmung der Lage der neuentdeckten Inseln, nebst ihren Namen. Allgemeine Benennung: Sandwichs-Inseln.

Inhalt des zweyten Bandes.

Beschreibung von Atuai. Dessen Boden, Klima, Pflanzen, Vögel, Fische, Hausthiere. Bildung der Einwohner. Ihre Gemüthsart. Ihre Kleidung, Putz, Wohnungen, Nahrung, Kochkunst, Zeitvertreib, Handarbeit und Werkzeuge. Wie sie zur Kenntniß des Eisens gelangt seyn mögen. Ihre Kanots. Ihr Ackerbau. Etwas über einen ihrer Befehlshaber. Ihre Waffen. Ihre Gebräuche stimmen mit denen auf Tongatabu und Otaheiti überein. Einerley Sprache. Ausbreitung dieses Volks über das ganze stille Meer. Anmerkungen über die brauchbare Lage der Sandwichs-Inseln. S. 417.

Sechzehntes Hauptstück.

Einige Officiere werden von den Eingebohrnen ausgeplündert. Beschreibung eines Fischfangs. Besuch bey dem Paulahò. Beschreibung eines Fayatuka. Ländliche Bewirthung in Paulaho's Hause. Seine Trauergebräuche. Die Kawa-Pflanze, und die Art, wie aus derselben ein Getränk bereitet wird. Nachrichten von der kleinen Insel Onewai. Eine Schildwacht verwundet einen Insulaner. Besuch der Herren King und Anderson bey des Königs Bruder, und ihre Bewirthung. Abermalige Trauerceremonien. Nächtliche Abentheuer. Beobachtungen über die Gegend. Anstalten zur Abreise. Unvollständige Beobachtung einer Sonnenfinsterniß. Herrn Andersons Bemerkungen über die Insel und ihre Produkte.

Weder von Seiten der Einwohner noch von uns ließen sich jezt neue Schauspiele erwarten, auch schien die Neugier des Pöbels nunmehr ziemlich befriedigt, so, daß gleich am folgenden Morgen nachdem Paulaho's Hàwa (Tanz) vorüber war, die meisten sich aus unserer Nachbarschaft verloren. Diebe hin-

gegen blieben noch immer zurück, und bey der Nachlässigkeit unserer Leute fehlte es ihnen nie an Gelegenheit und Aufmunterung ihre Kunst sehen zu lassen.

Einige Officiere von beyden Schiffen waren ohne meine Erlaubniß, und auch ohne daß ich drum wußte, ins Innere der Insel gegangen, und kehrten diesen Abend, nach einer zweytägigen Abwesenheit zurück. Sie hatten ihre Flinten und Munition, imgleichen allerhand solche Kleinigkeiten mitgenommen, die im Tauschhandel hier zu Lande gangbare Münze waren. Allein statt ihnen dafür etwas zu verkaufen, hatten die Eingebohrnen ihnen alles dieses sehr behende zu entwenden gewußt. Dieser Vorfall hätte indeß bald unangenehme Folgen gehabt. Denn ohne sich an mich zu wenden, hatten die geplünderten Wanderer den Omai angesprochen, ihre Klage bey dem Könige anzubringen. In der Ungewißheit, wie ich mich dabey benehmen würde, und aus Furcht, daß ich wieder zu Zwangsmitteln greifen möchte, entfernte sich der König am folgenden Morgen in aller Frühe, und Finau folgte seinem Beyspiel, so daß kein Befehlshaber von Ansehen in der Nähe blieb. Ich ward über diesen Vorgang unwillig, und machte dem Omai Vorwürfe, daß er sich darein gemischt hätte. Dies brachte ihn bald dahin, daß er sich bemühete, seinen Freund Finau zurückzubringen, und nicht ehe ruhte, bis es ihm gelang. Ich hatte mich gegen ihn erklärt, daß ich diesmal kein Mittel anwenden wollte um die geraubten Sachen wieder zu bekommen, und diese Versicherung that die gehoffte Wirkung. Finau verließ sich auf diese Zusage, und kam noch gegen Abend zurück. Er ward so gut bey uns aufgenom-

men, daß der König am folgenden Tage seinem Beyspiele nachfolgte, und sich wieder einfand.

Beyde Befehlshaber äußerten bey dieser Gelegenheit, mit Recht, gegen mich, daß man, im Fall einige von meinen Leuten ins Land spatzieren wollten, ihnen davon zuvor Nachricht geben müsse, damit sie jemand mitschicken könnten; und unter dieser Bedingung würden sie uns für die Sicherheit der Unsrigen stehen. Aus Erfahrung bin ich auch vollkommen überzeugt, daß man vermittelst dieser billigen Vorsicht, mit allem was man bey sich führt, unter den hiesigen Insulanern so sicher als in irgend einem Theile der gesitteten Welt, herumreisen könnte. Ich gab mir nicht die geringste Mühe die bey dieser Gelegenheit entwendeten Sachen wieder zu bekommen; allein durch Finau's Vermittelung wurde das meiste, bis auf eine Flinte und etliche Kleinigkeiten zurückgebracht. Auch hatten wir bereits unsern zweyten Truthahn, und was an Instrumenten und andern Sachen den Arbeitsleuten sonst weggekommen war, wieder erhalten.

Die Lootsen beyder Schiffe welche ich vor etlichen Tagen in zwey Booten ausgeschickt hatte, um einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem wir am sichersten und bequemsten wieder in See gehen könnten, kamen heut, am 25sten Junius, mit der Nachricht zurück, daß der Weg gegen Norden, auf welchem wir hereingesegelt wären, äußerst gefährlich und von einer Seite zur andern mit Korallenklippen besäet sey. Nach Osten hingegen läge ein sehr guter Kanal, der aber an einer Stelle von den daran liegenden Inseln sehr verengt würde, und folglich ohne einen vollen Wind

nicht zu passiren sey. Dieser Wind mußte aber ein Westwind seyn, dergleichen es hier nur selten giebt. Wir hatten um diese Zeit unsern Holz- und Wasservorrath ergänzt, und unsere Segel völlig ausgebessert und in Stand gesetzt. Von den Eingebohrnen konnten wir jezt wenig mehr an Lebensmitteln erwarten; wir hätten also unverzüglich abreisen können, wenn ich nicht gewünscht hätte, hier die Sonnenfinsterniß zu beobachten, die sich am 5ten des künftigen Monats ereignen sollte.

Da wir solchergestalt noch etliche müßige Tage vor uns hatten, fuhr ich in Begleitung einiger Officiere, mit Paulaho früh am folgenden Morgen in einem Boot nach Mua, dem Dorfe, wo er nebst andern Vornehmen sich gewöhnlich aufhält. Indem wir in die Bucht hinein ruderten, begegnete uns des Königs Sohn mit vierzehn Canots, welche auf den Fischfang ausgingen. In jedem dieser Fischerboote führten sie ein dreyeckiges, zwischen zwey Stangen ausgespanntes Netz bey sich, dessen unterstes Ende wie ein Sack gestaltet war, der zum Empfang und zur Aufbewahrung der Fische diente. Sie hatten bereits eine Anzahl schöner Meeräschen gefangen, und gaben etwa ein Dutzend davon in unser Boot. Ich wünschte zu sehen, wie sie bey ihrer Fischerey zu Werke gingen, und sie unterrichteten mich sogleich davon. Es ward vorausgesetzt, daß sich auf einer Bank eine Menge Fische aufhielte. Diese Bank ward sogleich mit einem langen Netz, oder einer Art von Wathe umringt. Dann stieg aus jedem Kahne ein Fischer in das Wasser, stellte sich mit dem dreyeckigen Hamen in der Hand an das Netz, und schöpfte

die Fische heraus, oder fing sie, indem sie überspringen wollten. Um mir dieses ganze Verfahren, welches sehr sicher und zweckmäßig zu seyn scheint, zu zeigen, warfen sie von den schon gefangenen Fischen einige wieder ins Wasser, weil gegenwärtig keine auf der eingeschlossenen Bank *) vorhanden waren.

Nachdem wir den Prinzen mit seinen Fischerleuten verlassen hatten, ruderten wir weiter in die Vertiefung der Bay, und stiegen an dem nähmlichen Orte aus, wo wir einige Tage zuvor den alten Mariwagi besuchen wollten, ihn aber nicht angetroffen hatten. Sobald wir den Fuß ans Land gesetzt hatten, ließ mir der König durch Omai sagen, daß ich wegen meines Boots und dessen was darin wäre, ganz unbesorgt seyn könne, denn es sollte nicht das mindeste angerührt werden. Der Erfolg bewies, daß es mit diesem Versprechen seine vollkommene Richtigkeit hatte. Man führte uns sogleich nach einem nicht weit entlegenen Hause des Königs, in der Nähe des Malai oder öffentlichen Versammlungshauses, wo wir uns bey unserer ersten Anwesenheit in Mua aufgehalten hatten. Dieses ziemlich geräumige Haus schien die Privatwohnung des Königs zu seyn, und lag in einer umzäunten Pflanzung. Der König ließ sich an einem Ende des Hauses nieder, und die Einwohner, die aus der Nachbarschaft zusammen kamen, um ihm aufzuwarten, setzten sich an dem entgegengesetzten Ende in einen halben Kreis.

*) Bank bedeutet hier eine Untiefe, es mag nun eine Sandbank oder eine Korallenbank seyn.

Man machte sogleich Anstalt, eine Schale voll Kawa zu bereiten, und einige Yamswurzeln für uns rösten zu lassen. Während der Zeit machten wir uns in Begleitung einiger Personen aus dem Gefolge des Königs, mit Omai zum Dollmetscher, auf den Weg, um einen Begräbnisplatz oder Fayatuka zu besuchen, den wir dicht am Hause bemerkt hatten, und der von weit größerm Umfange, und weit bedeutender schien, als irgend einer, den wir bisher auf den andern Freundschafts-Inseln angetroffen hatten. Man sagte uns, er gehöre dem Könige. Es waren hier drey ziemlich große Gebäude auf einer Anhöhe oder vielmehr am abschüßigen Rande derselben, und in einiger Entfernung ein viertes kleineres vorhanden, die alle der Länge nach in einer Reihe lagen. Das mittlere von den drey ersten Häusern war bey weitem das größte, und lag in einem Viereck, welches ungefähr drey Schuh erhöhet war, und dessen eine Seite vier und zwanzig, die andere acht und zwanzig Schritte hielt. Die übrigen Häuser standen ebenfalls auf kleinen Erhöhungen, die durch Menschenhände eben so hoch wie jene erste aufgeführt waren. Der Fußboden in den Häusern, und überhaupt der ganze Hügel um sie her, war mit lockern, feinen Kieseln bedeckt, und das Ganze durch große schönbehauene Steinplatten von harten Korallfelsen eingeschlossen, welche so, daß sie mit der längsten Seite den Boden berührten, aufgerichtet standen. *) Ein solcher Stein war zwölf Schuh lang, zwey Schuh

*) Die Begräbnißorte der Befehlshaber auf den Carolinen-Inseln haben eine ähnliche Einfassung. S. Lettres Edif. Tom. XV, p. 309. Anm. der Urschrift.

breit, und etwas über einen Schuh dick. Eines von diesen Häusern war an der Seite offen, welches bey Gebäuden dieser Art ungewöhnlich ist. Inwendig standen ein paar grobgeschnitzte hölzerne Brustbilder, welche menschliche Figuren vorstellten; das eine nahe am Eingange, das andere etwas weiter hinein. Wir befragten die Eingebohrnen, die uns bis hieher gefolgt waren, sich aber nicht unterstanden in das Haus zu treten, was diese Bilder bedeuteten? und erhielten von ihnen ganz bestimmt zur Antwort, daß es Denkmäler von einigen dort begrabenen Befehlshabern, keinesweges aber Vorstellungen der Gottheit wären. Vermuthlich werden dergleichen Monumente sehr selten errichtet; denn allem Anschein nach mochten diese bereits mehrere Jahrhunderte gestanden haben. Man erzählte uns, in einem jeden Hause wären Todte begraben worden, doch davon war keine Spur zu sehen. In einem dieser Gebäude fanden wir das geschnitzte Vordertheil eines otaheitischen Canots, welches von den Wellen an die Küste der Insel ausgeworfen war und hier aufbewahrt wurde. Am Fuße der vorhinerwähnten Erhöhung lag ein freyer offener, mit grünem Rasen bedeckter Platz, der rund umher mit Bäumen von verschiedener Art besetzt war, worunter sich hauptsächlich einige sehr große Keulenbäume oder Etoa-Bäume (*Casuarina*) auszeichneten, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit Cypressen, hier eine vorzüglich gute Wirkung thaten. Ohnweit des einen Hauses stand eine Reihe niedriger Palmen, und hinter derselben sahe man einen Graben, worin eine Menge alter Körbe lagen.

Nach dem Mittagsessen, oder eigentlich, nachdem wir uns durch unsern vom Schiffe mitgebrachten Vorrath gestärkt hatten, machten wir, in Begleitung eines vornehmen Königlichen Bedienten, einen ziemlich weiten Spatziergang ins Land. Unser Nachtrab war nicht sehr groß, denn unser Begleiter verbot dem Pöbel uns nachzufolgen, und nöthigte alle diejenigen, die uns begegneten, sich niederzusetzen, bis wir vorübergegangen wären, eine Ehrenbezeugung, die sonst nur dem Souverain zukommt. Die Gegend war größtentheils mit allerley Pflanzen-Arten angebaut, und die Pflanzungen fast durchgehends umzäunt. Es gab auch Stellen, wo ehedem Pflanzungen gestanden hatten, die aber jezt braach lagen, imgleichen andere welche noch nie berührt worden, aber gleichwohl in ihrem natürlichen wilden Zustande sehr nutzbar waren, weil sie Bauholz trugen. Hin und wieder fanden wir große unbewohnte Häuser, welche dem Könige gehörten. Nach allen Richtungen hin, war das Land von einer Menge Wege und Fußpfade durchkreutzt, die alle wohl unterhalten waren, so daß es sich, auf dem hiesigen ohnehin ebenen Boden gut fortkommen ließ. Es verdient auch bemerkt zu werden, daß wir auf der höchsten Gegend, wenigstens dreyhundert Fuß über der Meeresfläche, oftmals denselben Korallfelsen, den man am Strande antrift, aus dem Boden hervorragen sahen, und daß er hier von eben der Beschaffenheit als dort, gerade so durchlöchert und so uneben gestaltet ist als an seinem ersten Entstehungsorte, dem Strande, wo ihn die See noch bespült. So steinigt aber auch hier der Boden, und mit so äußerst wenigem Erdreich er auch in dieser Gegend bedeckt ist, so trägt er gleichwohl ei-

nen Reichthum von Pflanzen die sämmtlich im schönsten, üppigsten Wachsthum stehen. Man führte uns auch zu verschiedenen kleinen Teichen und zu einigen Quellen; doch war das darin befindliche Wasser entweder salzig oder von übeln Geruch, wiewohl es die Insulaner als vortreflich anprieſen. Die Teiche oder Pfützen lagen mehrentheils landeinwärts, die Quellen aber am Strande der Bay, und zwar unterhalb des Standpunkts der Fluth, so daß man daſelbst nur zur Ebbezeit Wasser schöpfen konnte.

In der Dämmerung kamen wir von unserm Spaziergange zurück, und fanden zu unserer Abendmahlzeit ein gebratenes Schwein, einige Fische, und Yamswurzeln, alles vortreflich nach Landesart zugerichtet. Nach dem Essen fehlte es an Unterhaltung, daher bequemten wir uns zu der hiesigen Sitte, und legten uns schlafen. Unser Bett war eine auf den Fußboden ausgebreitete Matte, und unsere Decke bestand aus einem Stücke hiesigen Zeuges. Der König, der von unserm mitgebrachten Wein und Branntwein fröhlich geworden war, schlief, nebst einigen andern Insulanern, in demselben Hause. Lange vor Tagesanbruch aber standen sie alle auf, und schwazten mit einander beym Mondenschein. Wie leicht zu erachten ist, waren wir der einzige Gegenstand dieser Unterredung und der König unterhielt seine Gesellschaft mit einer Erzählung von allem dem was er bey uns gesehen und beobachtet hatte. Sobald der Tag anbrach, zerstreuten sie sich nach verschiedenen Gegenden hin, kamen aber bald wieder in Begleitung mehrerer von ihren Landsleuten zurück, und fingen an den Kawa-Trank zu bereiten.

Ich ließ sie bey dieser Beschäftigung, und besuchte Herrn Furneau'x Freund, den jungen Tubau, dessen Wohnung in der Nähe lag, und an Größe und Zierlichkeit wenige ihres gleichen hatte. Auch in diesem Hause beschäftigte man sich mit der Zubereitung des Morgentranks. Der Befehlshaber schenkte mir ein lebendiges und ein gebratenes Schwein, eine Menge Yams, und ein Stück Zeug. Als ich zum Könige zurück kehrte, fand ich ihn nebst seinem Gefolge bereits bey dem zweyten Napf voll Kawa. Sobald derselbe ausgeleert war, sagte er dem Omai, er würde sogleich eine Trauerhandlung, welche hier Tudschi heißt, für einen seiner Söhne, der vor einiger Zeit verstorben wäre, vornehmen, und lud uns ein ihn zu begleiten. Uns war nichts willkommener, indem wir bey dieser Gelegenheit etwas neues und seltenes zu sehen hoften.

Zuerst also trat der König, in Begleitung zweyer alten Frauenzimmer aus dem Hause, legte ein neues Stück Zeug an, und über dasselbe eine alte zerlumpte Matte, die gar füglich schon sein Urgroßvater getragen haben konnte. Seine Diener, oder vielmehr alle die ihn begleiteten, waren eben so gekleidet, doch mit dem Unterschiede, daß seine Matte die ihrigen alle an ehrwürdigem Alter übertraf. In diesem Aufzuge gingen acht bis zehn Personen voran, deren jeder einen grünen Zweig um den Hals geschlungen hatte, und alles folgte hinterdrein. Paulaho trug seinen Zweig in der Hand, bis wir den bestimmten Ort erreichten, wo er ihn ebenfalls um den Hals bog. Wir kamen nunmehr durch eine kleine Verzäunung auf einen Platz mit einem zierlichen Hause, vor welchem wir einen ein-

zelnen Mann sitzend fanden. So wie der Zug hinein ging, riß jedermann den grünen Zweig vom Halse und warf ihn weg. Der König setzte sich zuerst, und die übrigen setzten sich, wie gewöhnlich, vor ihm hin. Allmählig kamen noch mehrere hinzu, so daß die Anzahl der im Kreise sitzenden bis auf hundert und drüber stieg. Es waren aber mehrentheils Männer, und alle auf die vorhinbeschriebene Art gekleidet. Sobald die Gesellschaft beysammen war, brachte einer von den Königlichen Bedienten eine große Kawawurzel, und eine Schaale, welche vier bis fünf Maaß halten mochte. Sogleich machten sich einige über die Wurzel her, zerkauten sie, und füllten die Schaale bis an den Rand mit dem saubern Gebräu. Andere machten in der Zwischenzeit Becher aus Pisangblättern. Der erste ward dem Könige gebracht, der ihn aber einem andern zu reichen befahl. Den zweyten brachte man ihm ebenfalls, und diesen behielt er für sich, den dritten bot man mir. Dann aber fragte derjenige, der die Becher anfüllte, bey jedem, wer ihn haben solle? Ein anderer nannte einen Namen, und dem zufolge ward das Getränk herumgereicht. Als die Schaale leer zu werden anfing, schien der Mundschenk immer verlegener zu werden, wem der nächste Becher zugeschickt werden sollte, und fragte oft die nahe Sitzenden um Rath. Man fuhr indessen mit der Austheilung fort, so lange noch etwas da war, und obgleich kaum die Hälfte der Anwesenden eine Portion erhielt, so war doch, wie es schien, kein Mensch darüber mißvergnügt. Der Becher, welche kredenzt wurden, waren etwa sechs in allem; so wie man einen geleert hatte, warf man ihn auf die Erde, wo ihn die Bedienten wieder aufnahmen, und hintru-

gen, um ihn von neuem füllen zu lassen. Die ganze Zeit über saß der König nebst allen Anwesenden, wie in solchen Fällen gewöhnlich, ganz ernsthaft, und kaum wurde ein Wort gesprochen.

Lange warteten wir schon, daß die Trauerhandlung jeden Augenblick angehen würde, als endlich, nachdem der Kawa getrunken war, zu unserm großen Erstaunen jedermann aufstand und seines Weges ging. Paulaho sagte uns, nunmehr sey er bereit, uns nach den Schiffen zu begleiten. Wenn dies also eine Trauerceremonie vorstellen sollte, so war sie sonderbar genug. Vielleicht war es die zweyte, dritte oder vierte Trauer, oder Omai hatte einen seiner gewöhnlichen Fehler begangen, und mißverstanden, was ihm Paulaho gesagt hatte. Die Umkleidung, und die Ceremonie mit den grünen Zweigen um den Hals abgerechnet, schien hier weiter nichts vorgegangen zu seyn, als was wir nur zu oft und täglich bey den hiesigen Insulanern wahrgenommen hatten; denn ob wir gleich auf andern Inseln den Kawa-Trank ebenfalls im Schwange gefunden, so war doch die Schwelgerey darin in Tongatabu ungleich gröfser, indem das Kawatrinken gleichsam die einzige Vormittagsbeschäftigung der Vornehmen unter den hiesigen Einwohnern ausmachte. „Die Kawa-Pflanze ist eine Art Pfeffer *), welche bloß in dieser Hinsicht gebaut, und zwar mit vieler Sorgfalt behandelt wird. Man sucht vornehmlich die jungen Pflanzen gegen alle Beschädigung zu verwahren, und legt die Pflanzung

*) Diese Nachricht vom Kawa ist aus Herrn Andersons Tagebuch entlehnt. Anm. der Urschrift.

gemeiniglich nah am Hause an. Selten wird die Staude mehr als Mannes hoch, doch habe ich sie auch zuweilen fast noch einmal so hoch gesehen. Sie theilt sich in ziemlich viele Zweige, hat große herzförmige Blätter, und mit Gelenk-Knoten versehene Stängel. In den Freundschafts-Inseln bedient man sich bloß der Wurzel, welche ausgegraben, und den Bedienten zum Abputzen übergeben wird. Diese brechen sie in Stücken, und kratzen die anhangenden Erdtheilchen mit einer Muschelschaale oder mit einem Spahn ab. Hierauf fängt jeder an, eine Portion zu käuen, und spuckt das Gekäute in ein Stück von einem Pisangblatt. Derjenige, dessen Amt es ist, den Trank zu bereiten, sammelt alle diese Portionen in eine große hölzerne Schaale oder Schüssel, und thut so viel Wasser hinzu, als erforderlich ist, um den Trank gehörig zu verdünnen. Hierauf mischt er alles wohl mit den Händen durch einander, und wirft dann etwas von den Materialien, aus denen hier zu Lande die Matten geflochten werden, zu oberst in die Schaale, wodurch die Fasern abgesondert werden. Zuletzt drückt man dieses Seihetuch aus allen Kräften, um das Flüßige vollkommen herauszubekommen, und vertheilt den Trank nach der bereits weiter oben beschriebenen Methode. In jeden Becher geht ungefähr der vierte Theil eines Nößels (*Pint*). Die unmittelbare Wirkung dieses Getränks äußert sich, an Leuten die es so oft genießen, nicht leicht, aber einige der unsrigen, die es versuchten, fanden es eben so berauschend als Branntwein, ob es gleich ohne Gährung bereitet wird. Eigentlich verursacht es eine solche Art von Betäubung, als der Mohnsaft und ähnliche Substanzen nach sich ziehen.

Uebrigens ist dieses Getränk, ungeachtet die hiesigen Insulaner es allemal frisch gemacht genießen, und ob ich gleich gesehen habe, daß sie es in einem Vormittag siebenmal zu sich nahmen, dennoch so äußerst widrig, daß die wenigsten es hinunterschlucken können, ohne das Gesicht zu verzerren, und hinterher einen Schauder durch alle Glieder zu fühlen."

Nach Beendigung dieser Trauerceremonie verliessen wir Mua, um wieder nach den Schiffen zurückzukehren. Indem wir aus der Bucht oder Lagune ruderten, begegneten uns zwey Canots, die vom Fischfang zurückkamen. Paulaho befahl den Fischern heranzukommen, und nahm ihnen ihren ganzen Fang an Fischen und Muscheln ab. Er hielt hernach noch ein Paar andere Kähne an, und durchsuchte sie, allein diese hatten nichts gefangen. Warum er dieses that, wissen wir nicht, denn wir hatten Lebensmittel genug in unserm Boot. Ich erhielt einige von diesen Fischen zum Geschenk, die übrigen verkauften seine Leute an Bord. Weiterhin holten wir ein großes segelndes Canot ein. Jedermann der an Bord desselben stand, setzte sich sogleich nieder, bis wir vorbey waren, sogar der Mann am Steuerruder, der es doch nicht anders als stehend regieren konnte.

Paulaho und einige andere Insulaner hatten mir gesagt, daß man auf einer kleinen Insel, Onewai (*Onevy*) welche ohngefähr eine Seemeile weit von der Mündung der mehr erwähnten Bucht, an der Nordseite des östlichen Kanals, liegt, vortreffliches Wasser fände. Wir stiegen demnach daselbst an Land, um es zu kosten, fanden es aber so salzig wie an den

meisten vorigen Orten. Dies Eiland ist völlig im Zustande der Natur, und wird blos von Fischern besucht. Die Naturprodukte daselbst kommen mehrentheils mit denen auf Palmerston-Eiland überein, nur daß hier auch Etoa- oder Keulenbäume angetroffen werden. Wir hielten auf dieser Insel unsere Mittagsmahlzeit, und setzten dann unsere Fahrt nach den Schiffen fort. Unterwegens bemerkten wir einen seltsamen Korallfelsen, der vermuthlich auf den Rief, wo er liegt, ausgeworfen worden ist. Er ragt gegen zwölf Fuß über die Oberfläche des Meeres hervor. Der Fuß oder untere Theil des Felsens auf dem er ruhet, hält kaum den dritten Theil des Umfangs seines hervorstehenden Gipfels. Dieser mag etwa hundert Fuß im Umkreise haben, und ist mit Etoabäumen und Pandangs bedeckt *).

*) Es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß dieser Fels von den Wellen, oder irgend einer andern gewaltsamen Bewegung ausgeworfen seyn sollte, da er auf einer so schlanken Unterlage steht; denn, wäre er ausgeworfen worden, so müßte der breite obere Theil, als der schwerste, unten liegen. Bedenkt man hingegen, daß die Korallgewächse sich aus einem dünnen Stamm, je höher sie werden, allmählig desto mehr ausbreiten, und gleichsam schirmförmig wachsen, so hat man einen Grund mehr zu vermuthen, daß diese Klippe noch unverändert in ihrer natürlichen Lage steht, wie sie gewachsen ist. Jene, dreyhundert Fuß senkrecht über der Meeresfläche liegenden, Korallbänke, welche, wie Cook oben erwähnt, den Boden im Innern der Insel ausmachen, sind hinlängliche Beweise, daß einst das Meer in diesen Gegenden viel höher gestanden haben müsse. Der hier beschriebe-

Bey unserer Ankunft an Bord des Schiffs erfuhr ich, daß in meiner Abwesenheit alles ruhig geblieben, und kein einziger Diebstahl vorgefallen wäre. Finau und Futtafähi, des Königs Bruder, waren nicht wenig stolz auf die gute Aufführung ihrer Landsleute, weil sie es auf sich genommen hatten, sie in Ordnung zu halten. Die Befehlshaber haben also unstreitig Macht genug, so oft es ihnen nicht an Willen zur Ausübung mangelt; allein den letztern durften wir nur selten von ihnen erwarten, da mehrentheils alles was gestohlen wurde, zuletzt in ihre Hände kam.

Das gerühmte Betragen der Insulaner währte auch nicht lange. Schon am folgenden Tage fielen ihrer sechs oder acht über einige Matrosen her, welche Bretter schnitten. Die Schildwacht gab Feuer, und es ward einer verwundet, drey andere aber gefangen. Diese behielt ich bis am Abend, und entließ sie erst, nachdem ich sie abgestraft hatte. Nach diesem Vorfall wurden die Einwohner behutsamer, und machten uns nicht mehr so viel zu schaffen. Unstreitig verdankten wir diese Veränderung dem Umstande, daß einer von den Dieben verwundet worden war, denn nunmehr hatten sie die Wirkung unsers Schießgewehrs, von der man ihnen bisher nur erzählt hatte, erfahren und empfunden. Ihre Verwegenheit hatte mir den

Be-

---

ne Fels, die Palmerstons-Inseln, (*Savage-Island*) und eine Menge anderer Entdeckungen die man den verschiedenen Cookischen Reisen zu verdanken hat, bestätigen diese Vermuthung. G. F.

Befehl abgenöthigt, den Schildwachen ihre Flinten mit Schroot laden, und in besondern Nothfällen feuren zu lassen; ich nahm es also für ausgemacht an, daß man auch im gegenwärtigen Falle nur mit Schroot geschossen hätte. Allein die Herren King und Anderson fanden auf einem ihrer Spatziergänge ins Land den Verwundeten, und sahen offenbar, daß er mit einer Kugel, obgleich nur leicht, getroffen wäre. Wie es kam, daß diese Flinte mit einer Kugel geladen worden, konnte ich nie an den Tag bringen, es gab sogar Leute genug, die mir zuschwören wollten, daß nichts als Schrodt darin gewesen sey.

Herrn Andersons Nachricht von dem eben erwähnten Spatziergange füllt hier am besten eine Lücke von zwey Tagen aus, an denen sonst nichts merkwürdiges vorfiel.

„Ich ging am 30sten mit Herrn King und Futafähi, nach des letztern, in Muá, nicht weit von dem Hause seines Bruders Paulaho, belegenen Wohnung. Bald nach unserer Ankunft, schlachtete man ein Schwein, und zwar auf die Art, daß man es zu wiederholtenmalen vor den Kopf schlug. Sodann schabte man, vermittelst der scharfen Kante eines gespaltenen Bamburohres, sehr behende das Haar ab, schnitt mit eben diesem einfachen Instrument ein großes ovales Loch in den Bauch, und nahm durch dasselbe die Eingeweide heraus. Der Ofen war schon bereitet; es war eine tiefe in die Erde gemachte Grube, die mit faustgroßen Steinen ausgelegt ward, und worin man ein Feuer unterhielt, bis die Steine rothglüheten. Einige von diesen Steinen wickelte man in Blätter

Brodbaum, und füllte damit die Bauchhöhlung des Schweins, indem man noch eine Menge Blätter hinein stopfte, damit nichts heraus fiele, und auch einen ähnlichen Pfropf in den After steckte. Hierauf legte man einige Stäbe auf die Steine in der Grube, stellte das Schwein darauf in eine stehende Positur, und bedeckte es mit einer Menge Pisangblätter. Zuletzt grub man rund umher die Erde auf, verschüttete den Ofen ganz und gar, und ließ das Schwein ungestört darin schmoren.

Unterdessen gingen wir umher spatzieren, fanden aber nichts merkwürdiges außer einen Faiatuka, (Begräbnißort) mit einem einzigen Hause, welches auf einem wenigstens dreyßig Fuß hohen, durch Menschenhände aufgeschütteten Hügel stand. Etwas seitwärts von demselben öfnete sich uns ein ziemlich geräumiger Platz, und nicht weit davon lag viel unbebautes Land. Auf die Frage, warum es braach läge? glaubten wir die Antwort unserer Wegweiser so zu verstehen, das Land gehöre dem Faiatuka, und dieser dem Könige, und dürfe folglich keinesweges berührt werden. Nicht weit davon sahen wir eine Menge Etoa-Bäume, an deren Zweigen eine ungeheure Anzahl von großen ternatanischen Fledermäusen hingen, die ein unangenehmes Gekreische machten. Wir hatten unsere Flinten diesmal nicht mitgenommen, und konnten also keines von diesen Thieren habhaft werden, allein in Anamoka hatten wir einige bekommen, die zwischen den ausgebreiteten Flügeln beynah drey Schuh hielten.

Sobald wir in die Wohnung unseres Wirthes zurückgekommen waren, ließ er das Schwein, welches

mehr zugerichtet war, nebst etlichen Körben voll amswurzeln und einigen Kokosnüssen hereinbringen, d nun zeigte sichs, daß wir ihn, und nicht er uns, wirthen sollten. Die sämmtlichen aufgetragenen peisen wurden nehmlich, ganz und gar, als unser genthum angesehen, welches wir nach Gutdünken aus- nden konnten. Derselbe Insulaner, der am Mor- das Schwein für den Ofen bereitet hatte, zerlegte ezt, indeß nicht ehe als bis wir es ihm geheißen ten. Sein Messer war ein gespaltener Bambu, den mit großer Geschicklichkeit führte, und wir erstaun- nicht wenig über die Behendigkeit und Kunst, wo- er die Gelenke zu treffen, und die Stücke abzuson- wußte. Alles ward uns nun nochmals vorgesetzt, nahmen ein kleines Stück davon, und baten, daß n das übrige, welches gegen funfzig Pfund seyn chte, an die um uns her Sitzenden vertheilen möch- Ehe wir es dahin bringen konnten, mußten wir sern Hausgenossen eine Menge Bedenklichkeiten he- , ja, als es endlich zur Austheilung kam, fragte n uns dennoch bey jedem Stücke, wer es bekommen te? Es schien ihnen jedoch Vergnügen zu machen, eine solche Austheilung unsern Sitten nicht zuwi- wäre. Einige trugen ihre Portion mit sich fort, dere verzehrten sie auf der Stelle. Wir hatten aber größte Mühe, den guten Futtafähi zu überreden, er nur das geringste kostete.

Nach dem Essen gingen wir mit ihm und fünf oder s Personen von seinem Gefolge nach dem Orte hin, Paulaho, bey unserer vorigen Anwesenheit in ua, seine Trauerhandlung begangen hatte, doch ka-

men wir nicht in die Verzäunung. Von unsern Begleitern hatte jeder eine Matte über seine Kleidung angezogen, und trug, wie bey der vorigen Ceremonie, einige Blätter um den Hals. Sobald wir bey einem großen offenen Schauerdach (unter welchem hier zu Lande die Canots aufs trockne gezogen werden) angekommen waren, warfen sie die Blätter weg, setzten sich draußen vor demselben nieder, und gaben sich einige leichte Schläge mit der Faust auf die Backenknochen. Hierauf blieben sie noch zehn Minuten lang sehr ernsthaft sitzen, und gingen dann auseinander ohne ein Wort zu sprechen. Dies erklärte uns, was Paulaho von seiner Trauerceremonie oder Tudschi *) gesagt hatte; und vermuthlich hatte man sich auch damals ins Gesicht geschlagen, wir hatten es aber, weil die Ceremonie an sich nur wenige Sekunden dauert, nicht wahrgenommen. Was jezt geschah, war ebenfalls eine fortgesetzte Trauer oder Klage um einen Befehlshaber, der vor einiger Zeit zu Wawau gestorben war. Man erzählte uns, daß man seit dessen Tod nicht unterlassen habe, ihn auf diese Art zu betrauren, und damit noch eine geraume Zeit fortfahren würde.

Zum Abendessen ward wieder ein Ferken nebst Yamswurzeln und Kokosnüssen aufgetragen, und Futtafähi, der nunmehr wohl einsahe, daß seine vorigen Bedenklichkeiten unnöthig wären, ersuchte uns sogleich, es zerstücken und austheilen zu lassen. Sobald wir al-

*) Tudschi muß also wahrscheinlich klopfen mit der Faust bedeuten, in welcher Bedeutung es auch etwas weiterhin gleich wieder vorkommt. G. F.

gessen hatten, brachte man eine Menge des hiesigen euges herein, um uns eine Schlafstätte zu bereiten. llein die Nacht über wurden wir nicht wenig durch ei- e seltsame Art von Luxus der hiesigen Vornehmen ge- ört, der darin besteht, daß sie sich während des Schlafs ständig klopfen lassen. Zwey Frauenzimmer setzten h neben Futtafähi, und verrichteten dieses Geschäft, lches Tudschi-tudschi genannt wird, indem sie ihm it beyden Fäusten auf dem Leibe und den Bei- n ziemlich lebhaft herumtrommelten, bis er ein- blief. Sie setzten diese seltsame Uebung sogar die anze Nacht hindurch, mit kleinen Pausen fort. So- ld er eingeschlafen war, klopften sie etwas leiser und ngsamer; wenn aber einiger Anschein war, daß er wachen möchte, so ging es wieder so lebhaft wie zu- r über ihn her. Am Morgen bemerkten wir, daß ine Weiber sich bey diesem Geschäfte ablöseten, und de wenn die Reihe bey ihr vorbey war, sich schlafen gte. In jedem andern Lande, würde man von einer lchen Operation mit Recht glauben, daß sie aller Ru- ein Ende mache; hier hingegen ist sie so gut als ein chlaftrunk, und giebt einen starken Beweis von der acht der Gewohnheit. Das Geräusch dieses bestän- gen Trommelns war indeß nicht das einzige, was uns achend erhielt; die Insulaner die mit uns die Nacht n Hause zubrachten, plauderten nicht nur oft mit ein- nder, wie bey Tage, sondern standen auch lange vor agesanbruch alle auf, und hielten eine starke Mahl- it von Fischen und Yamswurzeln, die zu dem Ende on jemanden, der seine bestimmte Zeit sehr wohl zu issen schien, herbeygebracht wurden.

Am folgenden Morgen, den ersten Julius, mach
te Futtafähi mit uns, längs der Ostseite der Bay
einen Spatziergang bis an die Spitze, welche ihre
Eingang bildet. Die ganze Gegend ist vollkomme
bebaut, obgleich die Verzäunungen nicht so häufig wa
in Mua waren. Unter vielen Pisangfeldern zeichnet
sich eines aus, welches wenigstens eine englische Meil
lang war, und woselbst die Stämme im vortreflichste
Wachsthum standen. Auf dieser Excursion bemerkte
wir an mehreren Beyspielen, daß Futtafähi in der Tha
ein Mann von großem Ansehen war; es sey nun, da
ihm dieses schon als Befehlshaber zukam, oder daß e
als des Königs Bruder eine besondere Gewalt ausübe
konnte. Indeß schien er sich derselben nicht muthwil
lig zu bedienen. Er schickte zum Beyspiel an einen Ort
und ließ Fische holen; an einem andern verlangte e
Yamswurzeln, u. s. w. Alle seine Befehle wurde
mit der größten Bereitwilligkeit erfüllt, als ob er un
umschränkt über das Eigenthum der Einwohner zu ge
bieten hätte. Als wir die vorhinerwähnte Landspitz
erreicht hatten, erzählte man uns von einem Insula
ner, auf den unsere Landsleute Feuer gegeben hätten,
und da wir Verlangen bezeigten, ihn zu sehn, führte
man uns in eine Hütte, wo wir einen Menschen an
trafen, der durch die Schulter, jedoch nicht gefährlich,
geschossen war. Die Kugel war etwas oberhalb des
innern Randes des Schlüsselbeins hinein und hinter
wärts schief herausgegangen. Der Zustand der Wun
de zeigte offenbar, daß dies derselbe Mensch war, den
eine unserer Schildwachen vor drey Tagen verwundet
hatte; obgleich ausdrücklich befohlen war, daß die
Flinten nur mit Schroot geladen werden sollten. Wir

haben den Freunden des Blessirten einigen Rath, wie sie die Wunde behandeln sollten, denn bis dahin hatte man nichts aufgelegt; und es schien ihnen Freude zu machen, als wir ihnen sagten, daß er nach einiger Zeit geheilt seyn würde. Indem wir weggehn wollten, verlangten sie, daß wir dem Verwundeten einige Yamswurzeln und andere Lebensmittel schicken möchten, und zwar in einem Tone, der uns stark vermuthen ließ, daß sie seine Unterhaltung bis zur Genesung, als unsere Schuldigkeit ansähen.

Gegen Abend fuhren wir in einem Canot, welches Futtafähi aus eigner Macht herbengerufen hatte, queer über die Bay, nach unserm Posten zurück. Er wollte uns zugleich ein großes Schwein, welches er auf der Stelle herbeyschaffen ließ, und ein Bündel des hiesigen Zeuges, welches ein Bedienter von seinem Hause bis hieher getragen hatte, zum Geschenk mitgeben; allein weil der Kahn sehr klein war, so verbaten wir uns diese Gefälligkeit, und erhielten seine Geschenke erst am folgenden Tage."

Ich hatte meinen hiesigen Aufenthalt wegen der bevorstehenden Sonnenfinsterniß verlängert. Allein am 7ten Julius untersuchte ich den Mikrometer, den mir die Längen-Commission mitgegeben hatte, und fand einige Faden zerbrochen, wodurch das Instrument bis zur Ausbesserung unbrauchbar wurde. Die Zeit war auch zu kurz, um es jezt in Stand setzen zu können. Wir fingen mittlerweile an, Anstalt zur Abreise zu machen, und brachten alles Vieh und Geflügel an Bord, welches nicht etwa schon zum Hierbleiben bestimmt war. Ich hatte anfänglich auch ein paar Truthüner für diese

Insel aufgehoben, allein es waren in allem nur zwey Paar an Bord, und eine Unvorsichtigkeit von meinen Leuten kostete der einen Henne das Leben. Eine dritte Truthenne, die ich noch lebendig herbrachte, wurde von einem Hunde erwürgt, der einem meiner Officiere gehörte. Da ich das übrige Paar für die Insel Otaheiti, wohin es ursprünglich bestimmt war, aufheben mußte, so ward ich durch diese beyden unglücklichen Zufälle außer Stand gesetzt, den hiesigen Insulanern eine so nützliche Art Federvieh zu schenken. In der Folge bereuete ich es doch, daß ich Tongatabu nicht den Vorzug gegeben hatte, da die hiesigen Einwohner wahrscheinlich mehr für die Fortpflanzung dieser Vögel gesorgt haben würden, als die Otaheitier.

Am folgenden Morgen lichteten wir die Anker, und brachten die Schiffe jenseits Pangimodu, damit wir uns des ersten günstigen Windes bedienen könnten, um durch den engen Kanal zu kommen. Der König speißte heut an Bord, und betrachtete unsere Teller mit besonderer Aufmerksamkeit. Ich bot ihm sogleich einen zum Geschenk, und ließ ihm die Wahl, einen zinnernen oder einen irdenen zu nehmen. Er wählte den erstern, und erzählte uns, auf wie vielerley Art er ihn zu brauchen gedächte. Zwey von diesen Bestimmungen waren so seltsam, daß sie bemerkt zu werden verdienen. Erstlich, so oft es ihm gefiele irgend eine andere Insel zu besuchen, solle der Teller in Tongatabu zurückbleiben, und gleichsam seine Stelle vertreten, dergestalt, daß das Volk dem Teller auf eben die Weise, wie ihm selbst, Respekt erweisen müsse. Wir fragten, was er bis dahin zu diesem Ende gebraucht habe, und

erhielten zur Antwort, daß diese Ehre einer hölzernen Schale wiederfahren sey, die ihm zum Waschbecken diene. Zweytens sollte der zinnerne Teller, ebenfalls anstatt der hölzernen Schale, das Mittel seyn, einen Dieb ausfindig zu machen. So oft etwas entwendet würde, und man den Dieb nicht entdecken könne, pflege er das Volk zusammen zu berufen, und sich die Hände in seinem Waschbecken zu waschen; dann lasse er es rein machen, und von dem ganzen Haufen, einem nach dem andern, auf eben die Art, wie sonst seinen Fuß, berühren. Sobald der Schuldige die Schale berühre, sey er auf der Stelle des Todes, nicht weil ihm Gewalt geschehe, sondern weil die Vorsehung es so verhängt habe. Weigere sich einer, sie anzufassen, so sey dies Beweises genug, daß er den Diebstahl begangen habe.

Früh am fünften Julius, da die Sonnenfinsterniß vorfallen sollte, war der Himmel trübe und bezogen, auch regnete es bisweilen; zu einer Beobachtung war demnach nur geringer Anschein da. Gegen neun Uhr blickte jedoch die Sonne zuweilen eine halbe Stunde lang hervor; dann aber ward sie, bis auf ein paar Minuten vor dem Anfang der Finsterniß, ganz und gar von Wolken bedeckt. Wir standen ein jeder bey seinem Teleskop, nämlich Herr Bayly, Herr King, Capitain Clerke, Herr Bligh und ich. Meine Beobachtung mißglückte, weil ich kein dunkles Glas bey der Hand hatte, wie es die unaufhörlich vorüberziehenden Wolken erforderten; und Herr Bligh hatte die Sonne noch nicht aufgefunden; folglich beobachteten eigentlich nur die drey andern Herren, und zwar mit einer Abweichung von mehreren Sekunden:

		St.	M.	S.	
Herr	Bayly	um 11	46	23½	scheinbare Zeit.
—	King	— 11	46	28	
—	Clerke	— 11	47	5	

Die Herren Bayly und King beobachteten mit den achromatischen Teleskopen der Längen-Commission, deren Vergrößerungskraft gleich war. Herr Clerke hatte ein Spiegel-Teleskop. Die Sonne blickte noch zuweilen bis gegen die Mitte der Finsterniß hervor, und ließ sich hernach den ganzen Tag über nicht wieder sehen. Das Ende der Verfinsterung konnte folglich nicht beobachtet werden. Im Grunde lag nicht viel daran, daß diese Beobachtung mißglückte; denn unsere Mondsobservationen hatten die Länge bereits hinlänglich bestimmt.

Die Finsterniß war kaum geendigt, so packten wir unsere Instrumente ein, legten die Sternwarte zusammen, und schickten alles was noch am Lande geblieben war, an Bord. Unter andern ließ ich auch die Schafe die ich für Mariwagi bestimmt hatte, wieder einschiffen, weil von Seiten der Einwohner niemand darauf geachtet oder darnach gefragt hatte, und weil ich besorgte, daß sie hier, ohne Aufsicht und Wartung, von Hunden zerrissen werden möchten. Im Jahr 1773, als ich zum erstenmal diese Insel besuchte, hatte man daselbst noch keine Hunde; jezt aber waren sie schon in ziemlich großer Anzahl vorhanden, theils als Nachkommenschaft von denen, die ich damals zurückgelassen hatte, theils von einigen andern, welche die hiesigen Eingebohrnen seitdem von einer nicht weit entlegenen

Insel, Namens Fidschi, bekommen hatten. Inzwischen fanden wir für jezt, außer Tongatabu, noch keine auf den übrigen Freundschafts-Inseln. Auch waren sie noch ausschließlich das Eigenthum der dortigen Befehlshaber.

Ehe wir von dieser Insel Abschied nehmen, werde ich noch eines und das andere hier einschalten, was Herr Anderson mir von derselben und von ihren Produkten mitgetheilt hat. Wir hatten diesmal gerade so viele Wochen, als im Jahre 1773 Tage hier zugebracht, und überdieß weit mehr Gelegenheit gehabt, genauere Nachrichten zu sammeln, so daß diese den vorigen Beschreibungen der Insel gewissermaßen zur Ergänzung dienen.

„Amsterdam-Eiland, Tongatabu, oder wie es die Eingebohrnen oft kürzer nennen, Tonga, hat ungefähr zwanzig Seemeilen im Umkreise, und ist von länglicher Gestalt, jedoch gegen Osten hin ungleich breiter als am andern Ende. Seine gröste Länge ist von Osten nach Westen. Die Südküste, die ich im Jahr 1773 sah, ist gerade, und besteht aus acht bis zehn Fuß hohen, abschüßigen Korallfelsen, welche nur an wenigen Stellen durch kleine sandige Strände unterbrochen werden, wo man zur Ebbezeit eine Reihe schwarzer Klippen sieht. Die westliche Spitze ist nicht über fünf oder sechs englische Meilen breit, übrigens aber der Südseite ähnlich; die ganze Nordseite hingegen ist von Untiefen und kleinen flachen Eilanden umringt; auch sind ihre Ufer ebenfalls niedrig und mit Sand bedeckt. Die Ostseite ist vermuthlich der südlichen ähnlich; denn das Ufer fängt schon gegen die

Nord-Ostspitze an, ein felsigtes Ansehen zu gewinnen, wiewohl der Absturz daselbst nicht über acht Fuß hoch ist.

Die Insel wird mit Recht unter die niedrigen gezählt; denn in einiger Entfernung sieht man mehrentheils nur die Bäume über dem Wasser hervorragen, und von einem Schiffe aus, kann man nirgends, ausgenommen an der Süd-Ostspitze, eine Anhöhe entdecken; kommt man aber an Land, so bemerkt man hin und wieder kleine Erhöhungen und Abhänge. Alle Schönheiten einer Landschaft, wo Berg und Thal, Auen, Flüsse und Wasserfälle mit einander abwechseln, fallen hier freylich weg; allein sowohl die bebauten als die wilden Gegenden verrathen die größte Fruchtbarkeit und überall strebt der reichste Pflanzenschmuck mit üppigem Wachsthum und in ewigem Grün empor. In einiger Entfernung scheint die Insel gänzlich mit Bäumen von verschiedener Größe überwachsen zu seyn. Einige der hiesigen Bäume sind von sehr ansehnlicher Höhe, doch erhebt die Kokospalme ihr Haupt über alle andere Gattungen, und macht eine der größten Zierden der Insel aus. Der Bugo, eine Art Feigenbaum mit schmalen spitzigen Blättern, ist unter allen vom größten Umfange. Die unbebauten Stellen, zumal gegen das Ufer hin, tragen hauptsächlich den Pandang, nebst verschiedenen Eibisch-Arten, imgleichen den Fätaau, der bereits mehrmals erwähnt worden ist, und einige andere Gattungen. Was den Mangel großer Landschaften einigermaßen ersetzt, sind die kleinen zierlichen Prospekte, um die Wohnhäuser her, mit ihren mannichfaltigen Pflanzungen; vor allem aber die Ge-

genden um die Begräbnißorte (Faiatuka's) wo Natur und Kunst gemeinschaftlich das Auge ergötzen.

Die Lage der Insel Tongatabu, unweit des Wendekreises, scheint es mit sich zu bringen, daß das Klima dort veränderlicher als etwas weiter gegen den Aequator ist; doch daß es uns diesmal so vorkam, konnte auch bloße Wirkung der Jahrszeit seyn, indem wir uns nunmehr in der Wintersonnenwende befanden. Die Winde kommen hier gewöhnlich aus der Gegend, zwischen Osten und Süden, und so lange sie nicht heftig wehen, bleibt das Wetter gemeiniglich heiter. Bey starkem Winde ziehen einzelne Wolken, und in diesem Falle hat man nicht selten Strich-Regen zu gewarten. Zuweilen geht auch der Wind aus Nord-Ost, Nord-Nord-Ost, und sogar Nord-Nord-West; doch ist er aus dieser Himmelsgegend von keiner Dauer, und niemals stürmisch, obwohl schwere Regengüsse und schwüles drückendes Wetter ihn zu begleiten pflegen. Daß die verschiedenen Pflanzenprodukte schnell auf einander folgen, ist bereits erwähnt worden; allein ich zweifle sehr, ob die Veränderungen in der Witterung, wodurch jene Folge bewirkt wird, auffallend genug sind, um von den Einwohnern bemerkt zu werden, oder ihnen, in Rücksicht ihres Feldbaues bestimmte Arbeiten an die Hand zu geben; mit andern Worten, es scheint mir sehr ungewiß, daß sie den Unterschied der Jahrszeiten merklich spüren, da ihre Bäume das Laub nie auf einmal verlieren, sondern vielmehr, so wie die alten Blätter abfallen, allmälig neue hervorkommen, so, daß hier ein ewiger und allgemeiner Frühling herrscht. *)

*) Es giebt indeß unstreitig auch hier Bäume, die jährlich

Die Grundfeste der ganzen Insel ist, so viel wir wissen, nichts als Korallfelsen; denn längs den Ufern giebt es keine andere Felsart, und selbst keine andere Steine, ausgenommen einige kleine bläuliche Kiesel, welche um die Begräbnißorte gestreut werden, und einen glatten, festen, schwarzen Stein, der dem Probierbasalt ähnlich ist, und von den Inwohnern zu Aexten verarbeitet wird. Vielleicht werden aber diese nicht im Lande gefunden, sondern aus benachbarten Inseln hergebracht. So erhandelten wir in einer von den Freundschaftsinseln auch ein Stück von einem schiefrigten, eisenschwarzen Stein, der hier sonst nie gesehen wird. An manchen Orten ragt der Korallfels aus der Oberfläche hervor; allein im Ganzen genommen, ist das urbare Erdreich ziemlich tief. In [illegible] angepflanzten Gegenden bemerkt man eine lockere, schwarze Dammerde, die größtentheils aus vermoderten Pflanzentheilen entstanden zu seyn scheint. Unter dieser liegt vermuthlich eine Thonschicht; denn man bemerkt oft etwas dem ähnliches, nicht nur in den Niederungen

---

ihre Blätter gänzlich verlieren, ehe noch die neuen Knospen sich öfnen; dergleichen sind die Ewig-Bäume oder Myrobalanen der Südseeinseln (Spondias dulcis F.) die Katappnußbaume, u. a. m. Auch war der Unterschied zwischen dem herbstlichen Ansehen der Waldungen von Otaheiti im August, und dem herrlichen Grün, worin diese Wälder im April und May gekleidet waren, auffallend genug. In der That ist das Klima aller Südseeinseln so angenehm und so gesund, daß man nicht nöthig hat, die Reitze desselben übertrieben zu schildern.

G. F.

ndern auch auf den kleinen Anhöhen, hauptsächlich aber an den jähen Stellen am Ufer. Auf dem Bruch ist diese Substanz zuweilen röthlich, öfter aber von raungelber Farbe, und von etwas zähem Zusammenang. *) An dem Ufer, zumal wo es niedrig ist, ndet man einen sandigen Boden, der eigentlich aus rmalmtem Korall besteht, und auf welchem gleichohl allerley Gebüsch gut fortkommt. Bisweilen gen die Einwohner sogar ihre Pflanzungen mit gutem rfolg daselbst an.

Unter den Gartenfrüchten sind die Pisangs die rzüglichsten, deren es hier funfzehn Spielarten giebt. ann folgt die Brodfrucht, ferner zwey Gattungen n Früchten welche in Otaheiti unter den Namen ambu und E-iwi bekannt sind, wovon letztere eine rt Pflaumen ist; **) und endlich eine ungeheure

*) Ich erinnere mich nicht, während meines dreytägigen Aufenthalts in Tongatabu etwas thonartiges gesehen zu haben, und zweifle noch sehr, ob dasjenige, was hier so genannt wird, wirklich Thon seyn könne. Wenigstens ist der Ursprung einer Thonlage auf einer Insel, die lediglich einen Korallfelsen zum Grunde hat, äußerst problematisch. G. F.

**) In Otaheiti giebt es allerdings die Frucht die in einigen Gegenden Indiens Jambu genannt wird, nämlich die Eugenia malaccensis *Linn.* allein sie heißt dort Heiya, und jene im Text angeführte Benennung ist daselbst sicherlich unbekannt. S. meine Comm. de plantis esc. p. 36. Die andere hier erwähnte Frucht, E-iwi (besser e-Wih) ist unsere Spondias dulcis, ebendas. p. 33.

G. F.

Menge Pompelmußen, die theils in den Pflanzungen, theils wild wachsen. *)

Die Wurzeln sind: zweyerley Yams, eine schwarze Sorte, welche zuweilen zwanzig bis dreyßig Pfund wiegt, und eine längliche weiße, die selten mehr als ein Pfund schwer ist; ferner eine große Wurzel, Kappe genannt, eine andere, Namens Mahwaha, die unsern weißen Erdäpfeln ähnlich ist, die Talo- (Tarro) wurzel, und noch eine andere, welche Dgidgi genannt wird **).

Nächst der Kokospalme, die man in erstaunlicher Menge antrift, giebt es hier auch ein Paar seltene Palmenarten. Die eine, die Biu genannt wird, wächst beynahe so hoch als der Kokosbaum, ihre Blätter sind sehr groß und wie ein Fächer zusammengefaltet, und zwischen den Zweigen hangen Trauben von kleinen kugel-

*) Pompelmoesen ist der holländischostindische Name einer Frucht aus dem Citronengeschlecht, von vortreflichem Geschmack und auszeichnender Größe. Die Engländer nennen sie Shaddock. Es ist die Citrus decumana Linn. S. Comm. de pl. esculent. p. 35. G. F.

**) Die Yams sind Spielarten der Dioscorea alata Linn. Das Kappe ist das Arum macrorhizon; das Tarro Arum esculentum Linn. Mahwaha ist mir unbekannt; Dgidgi aber, welches mir, als ich meine Comm. de pl. esc. schrieb, ebenfalls unbekannt vorkam, ist wahrscheinlich das in Otaheiti sogenannte e Tihi, Dracaena terminalis Linn. G. F.

gelförmigen Nüssen, die nie größer als Pistolenkugeln sind, und einen sehr harten Kern einschließen, welcher zuweilen gegessen wird. Die andere Art gehört zu den Kohlpalmen, und unterscheidet sich vom Kokosbaum nur durch die größere Dicke des Stammes, und durch strupigeren Blätter. Der Kohl (oder die Knospe, welche die künftigen Blätter enthält) ist drey bis vier Fuß lang, die Blätter gehen über denselben heraus, und unterhalb desselben kommt die Frucht hervor, die kaum zwey Zoll lang, und einer länglichen Kokosnuß ähnlich ist; ihr geschmackloser, zäher Kern heißt in der Landessprache Niugula (rothe Kokosnuß) weil er eine röthliche Farbe bekommt, wenn er reif wird. Außer diesen hat man noch eine dritte Palme, die weit häufiger als die beyden vorhergehenden, und hauptsächlich um die Begräbnißorte angepflanzt wird. Die Insulaner nennen sie Ongo-on-ge. Sie wächst nie mehr als acht und gewöhnlich nur fünf Schuh hoch, und trägt eine Menge eyförmiger zusammengedrückter Nüsse, die unmittelbar am Stamme, zwischen den Blättern wachsen, und von der Größe eines Borsdorfer-Apfels, aber nicht zu genießen sind *).

Uebrigens findet man hier noch Zuckerrohr in großem Ueberfluß, das von den Einwohnern angebaut

*) Die Palme welche hier Biu genannt wird, ist vermuthlich die Schirmpalme, Coripha umbraculifera Linn. Die zweyte Gattung, oder Niugula kann vielleicht die Areca sapida seyn; und die dritte ist, wie es scheint, die *Cicas circinalis* Linn. G. F.

wird, und vortreflich in seiner Art ist. Auch giebt es Flaschenkürbisse, Bambusrohr, Gilbwurz, (*Anomum Curcuma*) und eine Art Feigen, von der Größe kleiner Kirschen, welche wild wachsen, und zuweilen gegessen werden. Die Insulaner nennen sie Matti. Das Verzeichniß der wildwachsenden Pflanzen ist viel zu lang, um hier ganz eingerückt zu werden. Außer verschiedenen, von den Herren Forster beschriebenen neuen Geschlechtern *) findet man noch einige andere, welche ihnen, theils wegen der verschiedenen Jahrszeit, theils wegen ihres kurzen Aufenthalts, nicht vorgekommen sind; und ohngeachtet wir ungleich länger hier blieben, so sahen wir doch kaum den vierten Theil der hiesigen Bäume und Kräuter in der Blüthe, ohne welche sich die verschiedenen Gattungen schlechterdings nicht bestimmen lassen.

Von vierfüßigen Thieren giebt es hier, außer den Schweinen und einigen wenigen Ratten, noch Hunde, die aber nicht einheimisch, sondern von denen, welche wir im Jahr 1773 hier gelassen hatten, und von einigen andern aus der Insel Fidschi, entsprungen sind. Zahme Hühner aber, von einer sehr großen Art, sind hier zu Hause.

Von wildem Geflügel giebt es Papageyen, die etwas kleiner sind, als die gemeinen grauen. Auf dem Rücken und den Flügeln sind sie schmutziggrün, der Schwanz ist bläulich und der Bauch rußig oder Chocolatfarben. Eine zweyte Art, nicht größer als ein

*) Man sehe ihre Characteres Generum Plantarum. Lond. 1776.

Sperling, ist schön gelbgrün, mit einem hellblauen Fleck auf der Scheitel, der Bauch und die Brust sind roth. Die dritte Art ist so groß wie eine Taube, die Scheitel und Schenkel sind blau, die Kehle und Brust, bis einem Theil des Bauchs karmosinroth, und alles übrige vom schönsten Grün. Die hiesigen Nacht-Eulen sind ungefähr so groß als unsere gemeinste Sorte, haben aber schöneres Gefieder. Die Kukuke sind von denen der Gattung, wie auf Palmerston's-Insel. Die Eisvögel sind so groß wie Drosseln, grünlich blau, mit einem weißen Kragen um den Hals. Es giebt auch einen Vogel der einer Drossel ähnlich und ungefähr eben so groß ist, von schmutziggrüner Farbe, mit einen gelben Lappen am Schnabel. Er ist der einzige hiesige Sangvogel, allein er singt auch vorzüglich schön und laut, besonders des Morgens und Abends, oder bey der Annäherung des guten Wetters. Die übrigen Landvögel sind Wachtelkönige von der Größe einer Taube, graugefleckt, mit rothfarbigem Halse; schwarze Wachtelkönige, die nicht größer als Lerchen sind, aber rothe Augen haben; große veilchenblaue Wasserhühner mit rothen nackten Stirnblättern; zweyerley Fliegenstecher, eine ganz kleine Schwalbe, und dreyerley Tauben, wovon die erste mit dem ramier cuivré des Herrn Sonnerat *) übereinkommt; die zweyte ist halb so groß wie eine gemeine Taube, auf dem Rücken und den Flügeln hellgrün, und hat einen rothen Fleck auf der Stirn; die dritte ist etwas kleiner, oben purpurfarbig braun, und unten weißlich.

*) S. dessen Voyage à la nouvelle Guinée, Tab. CII.

Die hiesigen Wasser- und Seevögel sind jene Gattung von wilden Enten, die auch in Anamoka angetroffen werden, hier aber selten sind; blaue und weiße Reiher; Tropikvögel, gemeine Pinsel (*Sterna stolida*) weiße Meerschwalben, eine neue Gattung, die bleyfärbiges Gefieder, und einen schwarzen Schopf hat; ein bläuliches Brachhuhn, und ein großer gelb gefleckter Regenpfeifer. Außer den großen Fledermäusen, giebt es auch die gemeine Gattung *).

Die einzigen, theils schädlichen, theils widrigen Thiere aus der Classe der Amphibien und Insekten, sind Wasserschlangen, die bis drey Schuh lang werden, und abwechselnd schwarz und weiß geringelt sind. Man findet sie öfters am Lande. Dort findet man auch Skorpionen und Skolopendern, imgleichen schöne grüne Iguanen-Eidechsen, die anderthalb Schuh lang sind; braungefleckte, um ein Drittel kleinere Eidechsen, nebst noch zwey kleinern Sorten. Von andern Insekten bemerkten wir einige schöne Nachtfalter, Schmetterlinge, große Spinnen, u. s. w. zusammen genommen etwa funfzig verschiedene Arten.

Die See ist reich an Fischen, doch giebt es eben keine große Mannichfaltigkeit von Gattungen. Die Meeräschen sind die häufigsten, hiernächst etliche Arten Papageyfische, Silberfische, alte Weiber, schön gefleckte Zungen, Kofferfische, Boniten, Albicoren

*) Dies ist vermuthlich nicht ganz richtig. Daß übrigens die Fledermäuse sich hier an die Wasservögel anschließen, müssen wir unserm Naturforscher so hoch nicht anrechnen. G. F.

die Aale, deren wir bey Palmerston's-Insel erwähnten, einige Hayfische, Rochen, Tobackspfeifenfische, eine Art Hechte, und eine besondere Art des sogenannten Seeteufels.

Die vielen Riefe und Sandbänke längs der Nordseite der Insel sind der Aufenthalt einer unzähligen Menge verschiedener Arten Schaalgewürme, worunter auch viele befinden, die man in Europa in hohem Preis hält; unter andern die wahre Hammer-Auster, wovon wir jedoch kein unbeschädigtes Exemplar habhaft werden konnten; eine große gezahnte Auster, nebst verschiedenen andern seltenern Arten; Oliven, Tuten, große Ostindische Gienmuscheln, Perlaustern, und viele andere wahrscheinlich noch neue und unbeschriebene Gattungen. Auch giebt es hier verschiedene Arten von See-Igeln, und schönen Seesternen, und eine Menge Korall-Arten, vorzüglich zweyerley rothe, wovon eine sich sehr zierlich in Zweige theilt, und die andere röhrenförmig ist. Die Krabben und Krebse sind hier nicht minder mannichfaltig und zahlreich. Endlich gehören in dies Verzeichniß auch noch verschiedene Seeschwämme her, als der Seehase einige Seeblasen (*Holothuriae*) und dergleichen mehr."

Siebzehntes Hauptstück.

Eine große Feyerlichkeit, Natsche genannt, dem Sohne des Königs zu Ehren. Beschreibung der Processionen und anderer Ceremonien am ersten Tage, und dessen, was während der darauf folgenden Nacht in des Königs Hause vorging. Fortsetzung der Feyer am andern Tage. Muthmaßungen über diesen Brauch. Abreise von Tongatabu und Ankunft zu E-uwa. Etwas von dieser Insel und von unserm dortigen Aufenthalt.

Wir lagen nunmehr segelfertig, konnten aber gegen den Ostwind nicht durch den engen Kanal kaviren, weil die Fluthen, die uns dabey helfen sollten, jezt entweder zu früh Morgens oder zu spät Abends eintraten, und es nicht rathsam war, im Finstern durch einen so engen Weg zu segeln. Kam uns also kein günstiger Wind zu Hülfe, so mußten wir noch einige Tage warten, bis die Fluthzeit sich änderte.

Ich benutzte diese Verzögerung, um einer öffentlichen Feyerlichkeit beyzuwohnen, wozu der König uns, das letztemal als wir ihn besuchten, eingeladen hatte, und die, wie er uns damals sagte, den achten dieses Monats vor sich gehen sollte. Bereits am siebenten verließ er daher, nebst allen Vornehmen, seinen bisherigen Wohnsitz in der Nachbarschaft unseres Gezeltes, und begab sich nach Mua, wo das Fest gehal-

en werden sollte. Am nächsten Morgen folgte ich ihm mit einer Gesellschaft von Officieren. Paulaho hatte uns zu verstehen gegeben, daß sein Sohn und Erbe nunmehr durch eine Art von Initiation zu gewissen Vorrechten gelangen sollte; unter andern sollte er von nun an mit seinem Vater essen dürfen, eine Ehre, die ihm bisher noch nicht wiederfahren war.

Um acht Uhr kamen wir zu Mua an, und fanden den König nebst einem großen Gefolge innerhalb einer kleinen und so unansehnlichen, schmutzigen Verzäunung sitzen, als ich in einer Gegend, die des Königs und aller Vornehmen Residenz war, gar nicht vermuthet hätte. Man beschäftigte sich hier, wie gewöhnlich, mit der Bereitung einer Schale Kawa; da uns aber dieses Frühstück nicht behagte, gingen wir weiter, um einige von unseren Bekannten zu besuchen, und zugleich Acht zu haben, was in der Nähe vorginge, und was für Zurüstungen zu dem Feste gemacht würden. Gegen zehn Uhr fing das Volk an, sich auf dem großen Platze, vor dem Malai oder öffentlichen Hause, einzufinden, wohin wir bey unserem ersten Besuche zu Mua gerathen waren. Auf einem Wege, der zu diesem Platze führt, standen einige Männer mit Keulen und Spießen bewafnet, die beständig kurze Redesätze in einem Trauerton sangen oder recitirten. Ihr Gesang erregte die Vorstellung von Noth, und als ob sie etwas verlangten. Dies dauerte etwa eine Stunde; mittlerweile kamen jenen Weg hinab, eine Menge Leute auf den Platz, deren jeder eine Yamswurzel am Ende einer Stange trug, welche sämmtlich vor den Singenden niedergelegt wurden. Nunmehr

kamen der König und der Prinz auf den Platz, und setzten sich; man bat uns neben ihnen zu sitzen, doch mit dem Beding, daß wir unser Haar fliegen lassen, und unsere Hüte abnehmen möchten. Die Yamsträger, die nunmehr alle hereingekommen waren, nahmen, je zwey und zwey, eine Stange auf die Schultern, stellten sich in kleine Haufen von zehn und zwölf Mann, und marschirten mit schnellen Schritten über den Platz, indem vor jedem Haufen einer von den Männern mit einer Keule oder einem Spieß einherschritt, und mehrere mit allerley Waffen, gleichsam zur Bedeckung an ihrer Seite gingen. Diesen Zug, der aus etwa zweyhundert funfzig Personen bestand, beschloß ein Mann, der eine lebendige Taube auf einer Stange trug.

Omai mußte auf mein Verlangen den König fragen, wohin man jene Yamswurz so feyerlich trüge? Allein er schien keine Lust zu haben, uns hierüber Auskunft zu geben; ich ging also mit ein Paar andern hinterdrein, wiewohl ganz gegen seinen Willen. Wir sahen die Träger vor einem Begräbnißorte (Marai oder Faiatuka *) anhalten, wo ein einzelnes Haus auf einem Hügel stand, und der etwa eine Englische Viertelmeile von dem ersten Sammelplatze entfernt seyn

*) Marai ist das otaheitische Wort, Faiatuka dasjenige dessen man sich in den Freundschafts-Inseln bedient, um den Platz zu bezeichnen, wo gottesdienstliche Handlungen vorgenommen werden, und der zugleich ein Begräbnißort ist. Faiatuka scheint buchstäblich Gotteshaus zu bedeuten, von Fae oder Farre, ein Haus, und Atuka, Gott. G. F.

ochte. Hier legten sie die Yamswurzeln nieder, und achten Bündel daraus, ohne daß wir erfahren konn- , in welcher Absicht. Wir merkten, daß unsere egenwart ihnen dabey ungelegen wäre, und kehrten m Könige zurück, der uns sagte, wir möchten nur noch umspatzieren, weil noch nicht so bald etwas vorge- mmen werden würde. Um indeß nichts von der remonie zu versäumen, blieben wir nicht lange aus. ulaho verlangte nunmehr, daß ich meinen Boots- ten anbefehlen möchte, sich nicht aus ihrem Boot rühren, indem alles bald mit dem Tabu belegt wer- würde, nach welcher Zeit man sowohl unsere Leute auch die Einheimischen, die es wagten herumzuge- , mit Keulen zu Boden, ja sogar (Mätti d. i.) tschlagen würde. Wir selbst dürften bey der Feyer- keit nicht zugegen seyn; er wolle uns indeß an einen führen lassen, wo wir alles was vorginge, sehen nten. Die Haupteinwendung war gegen unsere idung; um der Feyerlichkeit beywohnen zu können, es, müßten wir uns bis unter die Brust entblös- unsere Hüte abnehmen, und unser Haar losbin- Omai war sogleich erbötig, sich zu dieser Ce- te zu bequemen, und fing an sich auszukleiden; in es wurden neue Schwierigkeiten gemacht, und Ende ward er eben so wohl als wir, andern ausge- lossen.

Mir wollte diese Einschränkung eben nicht sehr ge- en; ich schlich mich daher auf den Platz hinaus, um sehen, was jezt vorginge. Es regten sich überall wenig Leute, diejenigen ausgenommen, die um der eyerlichkeit beyzuwohnen, geputzt waren. Einige

von ihnen trugen kleine, etwa vier Sch. h lange Sta
gen in der Hand, an deren unterstem Ende zwey od
drey, sechs Zoll lange, fingersdicke Stäbchen befest
waren. Sie gingen damit nach dem vorhinerwähnt
Faiatuka (Marai) oder Begräbnißorte. Ich nah
denselben Weg, ward aber zu wiederholtenmalen
gehalten, indem alle Tabu! schrien. Ohne mich
Geschrey anfechten zu lassen, ging ich weiter fort, b
ich den Faiatuka und die vor demselben sitzenden Le
zu Gesichte bekam. Hier fing man an sehr ernstlich
mich zu bringen, daß ich zurück gehen möchte; ich
quemte mich endlich auch dazu, da ich nicht wis
konnte, was eine längere Widersetzlichkeit für Folg
haben würde. Ich hatte indeß schon so viel bemer
daß die Leute mit den Stangen bey diesem Faiatuk
den man auch einen Tempel nennen könnte, vorü
gingen, und muthmaßte daraus, daß man, noch je
seits desselben, etwas im Werk haben müßte. In
Ueberzeugung, daß es der Mühe verlohnte, darn
zu sehen, nahm ich mir vor, einen Umweg zu mach
um dorthin zu kommen; allein drey Insulaner gab
so genau Obacht auf alle meine Schritte, daß ich d
Vorhaben nicht ausführen konnte. Um meiner lä
gen Aufseher los zu werden, kehrte ich zum Mala
oder öffentlichen Versammlungsorte, wo ich den Kön
verlassen hatte, zurück, und machte von da aus ein
zweyten Versuch fortzukommen, die drey Männer k
men aber augenblicklich wieder zum Vorschein, u
schienen folglich den bestimmten Auftrag zu haben, m
überall nachzugehen. Ich ließ mich durch alles was
thaten und sagten nicht irre machen, bis ich den vo
nehmsten Faiatuka des Königs, den ich bereits an

n andern Orte beschrieben habe, zu Gesicht bekam. r demselben saßen eine große Anzahl Leute, und ar eben dieselben, welche kurz zuvor bey dem andern gräbnißorte vorübergegangen waren. Ich bemerk- jezt, daß ich diese Gesellschaft aus der Pflanzung Königs genau beobachten könne, und nahm also großer Freude meiner drey Aufseher, den Weg hin.

Sobald ich mich innerhalb der Verzäunung be- , gab ich meinen vom Schiffe mitgebrachten Ge- haftern Nachricht von dem was ich gesehen, und m mit ihnen einen bequemen Posten, um den Ver- zu beobachten. Die Menge der Menschen um Faiatuka schien sich noch eine Zeitlang zu vergröß- , bis sie endlich aufstanden und in einer Procession rweis davon gingen. Jedes Paar trug eine von vorhin erwähnten kurzen Stangen auf den Schul- , und so marschirte die ganze Versammlung in ei- Reihe hintereinander her. Die kleinen Stöckchen, an den Stangen befestigt waren, nannte man Yams, uthlich weil sie diese Wurzel emblematisch vorstel- sollten. Der hinterste Mann in jedem Paar, mte gemeiniglich die eine Hand gegen die Mitte der nge, gerade als ob sie ohne diese Stütze zu schwach re, das daran hangende Gewicht zu tragen, unter die Träger selbst sich im Gehen zu beugen schienen. ese Procession bestand aus hundert und acht Paar , von denen die meisten, wo nicht alle, Personen einem gewissen Range waren. Sie kamen dicht der Verzäunung, wo wir uns hingestellt hatten, vor- , und gaben uns also Gelegenheit, sie recht genau Augenschein zu nehmen.

Nachdem sie insgesammt vorübergegangen wa
begaben wir uns zu Paulaho ins Haus, der im B
griffe stand auszugehen. Wir konnten nicht Erla
niß erhalten ihm zu folgen, sondern man führte u
sogleich an einen bereits für uns bestimmten Platz, h
ter einer Verzäunung, dicht an dem Vorhofe des F
iatuka, wo man des Morgens die Yamswurzeln n
dergelegt hatte. Wir waren bey weitem nicht die e
zigen, denen man, weil sie der Feyerlichkeit nicht b
wohnen durften, die Erlaubniß hier zu lauschen erth
hatte; denn nicht nur um uns her stand eine zahlrei
Gesellschaft, sondern auch rund um den Vorhof hatt
sich überall eine große Menge Zuschauer hinter die V
zäunung gestellt. Gleichwohl schien man im Vora
auf alle ersinnliche Mittel gedacht zu haben, um
wenig als nur immer möglich sehen zu lassen, weil m
noch an diesem Morgen die Zäune überall ergänzt u
ausgebessert, ja sogar an manchen Stellen mehr als g
wöhnlich erhöhet hatte, damit auch der längste Ma
nicht darüber wegsehen könnte. Wir wußten aber
unserm Posten das Hinderniß aus dem Wege zu rä
men, und nahmen uns die Freyheit mit unsern Mess
Löcher in den Zaun zu schneiden, wodurch wir alles w
jenseits vorging, ziemlich deutlich beobachten konnten.

Bey unserer Ankunft daselbst, sahen wir, u
weit dem Wege der in den Vorhof des Faiatuka füh
te, zwey bis dreyhundert Personen auf dem Rasen sitz
Ihre Anzahl vermehrte sich beständig durch neu Ankom
mende. Endlich näherten sich einige Männer, welc
kleine Stangen, und Zweige oder Blätter von der Ko
kospalme trugen. Sobald sich diese blicken ließen, se

sich ein alter Mann in den Weg, mit dem Gesichte
en sie gerichtet, und hielt eine lange ernsthafte Rede
sie. Hierauf ging er zurück; die Männer aber
nen bis auf die Mitte des Platzes und errichteten
den mitgebrachten Zweigen eine kleine Hütte, oder
Schauerdach. Als es fertig war, kauerten sie sich
einen Augenblick vor demselben nieder, standen
wieder auf, und schlossen sich an die übrige Ge-
haft an. Bald darauf kam Paulaho's Sohn,
vier oder fünf Personen, die vor ihm her gingen,
setzte sich mit ihnen etwas seitwärts, oder eigentlich
ter dem neuerrichteten Schauerdach. Hierauf ka-
zwölf oder vierzehn Frauenzimmer vom ersten Ran-
angsam und paarweise heran. Jedes Paar trug
schmales, drey bis vier Ellen langes Stück weißen
gs zwischen sich ausgebreitet. Diese Frauenzim-
näherten sich dem Prinzen, und kauerten sich vor
nieder, wickelten ihm einige Stücken des mitge-
hten Zeuges um den Leib, standen auf, zogen sich
er vorigen Ordnung von seiner linken Seite bis in
e Entfernung zurück, und setzten sich daselbst.
d nachher kam unter Vortretung von vier Män-
die paarweise vor ihm her gingen, Paulaho sel-
auf den Platz. Er setzte sich etwa zwanzig Schrit
seinem Sohne und zwar auf der linken Seite. Der
ge Prinz stand dann auf, und begab sich unter das
ihn errichtete Obdach, wo er sich mit einem Theil
er Begleiter niederließ, und zwar so, daß er dem
bäude des Faiatuka den Rücken und dem Volke
Gesichte zukehrte. Die übrigen von seinen Be-
itern setzten sich vor dem Königlichen Baldachin,
f dem Grase nieder. Sobald dieses geschehen war,

sprangen drey Haufen von zehn oder zwölf Perso
einer nach dem andern, aus dem größten Gedrän
hervor, liefen schnell nach der andern Seite des Vo
hofs, setzten sich daselbst einige Sekunden lang, u
kehrten dann auf eben die Art an ihren vorigen Ort
rück. Hierauf näherten sich zwey Männer, jeder m
einem grünen Zweige in der Hand, dem Prinzen, ka
erten sich zu drey verschiedenen malen auf einige Aug
blicke nieder, wobey sie ihre Zweige gegen einander hie
ten, und schritten dann jedesmal etwas weiter vor. N
dem letzten Niedersitzen wendeten sie sich um, und z
gen sich auf eben die Art zurück. Kurz darauf wied
holten zwey andere diese Ceremonie.

Nunmehr kam die große Procession auf den Pla
deren Abmarsch vom andern Faiatuka ich beobacht
hatte, und die, nach der Zeit ihres Ausbleibens
rechnen, einen ziemlich großen Umweg gemacht hab
mußte. So wie sie eintraten, hielten sie sich zur Rechte
des Schauerdachs, warfen sich auf dem Grase nied
legten ihre scheinbare Würde, die vorhinerwähnten Sta
gen, weg, und wandten sich zum Prinzen um. Dan
standen sie wieder auf, und zogen sich, mit gefalten
und vor sich gehaltenen Händen, und einer höchst ern
haften Mine, in der vorigen Ordnung zurück, un
nahmen ihren Platz längs der Vorderseite des Vorhof
Die ganze Zeit über, daß diese große Menge von Tr
gern herein kam und ihre Stangen niederlegte, wied
hohlten drey Männer, die mit dem Prinzen unter de
Schauerdach saßen, kurze Sentenzen oder Redesätz
in einem dumpfen Tone. Jezt erfolgte ein tiefes Stil
schweigen, und bald darauf hielt ein Mann, der a

Vorderseite des Vorhofs saß, eine Rede oder ein
det, und ging dabey zu wiederhohlten malen hin,
eine von den Stangen zu zerbrechen, welche die
cession mitgebracht hatte. Als die Rede geendigt
, trennten sich die Leute, die vor dem Schauerda
saßen, und machten eine Gasse, durch welche der
nebst seinem Gefolge sich hinweg begab. Zu
er Zeit ging die ganze Versammlung auseinander.

Einige von meinen Gesellschaftern ließen sich an
m Schauspiel genügen, und kehrten nach den
iffen zurück. Ich blieb aber mit noch etlichen Of
en in Mua, um am folgenden Tage dem Beschluß
eyerlichkeit beyzuwohnen, damit wir keine Gele
eit aus den Händen liessen, uns in Betracht der
sdienstlichen oder politischen Einrichtungen dieses
s einigen Aufschluß zu verschaffen. Nachdem sich
Menge des Volks verlaufen hatte, ging ich hin,
ie kleinen Stangen zu betrachten, die man in Pro
n auf den Rasenplatz oder Vorhof gebracht hatte,
ie daselbst liegen geblieben waren. An eine jede
ge fand ich in der Mitte zwey oder drey kleine
chen gebunden, wie bereits erwähnt worden ist.
Insulaner die vorhin neben uns standen, hatten
einstimmig gesagt, es wären junge Yamswurzeln;
einige von meinen Officieren glaubten ihnen aufs
t. Ich aber, der ich gern alles selbst untersuchte,
bey der Besichtigung, daß es keine Yamswur
waren, sondern daß sie nur dergleichen bildlich vor
n sollten.

Gegen sieben Uhr ward unser Abendessen angerich
welches aus Yamswurzeln und Fischen bestand.

Wir hätten auch Schweinefleisch dazu bekommen kö
nen; allein wir machten nicht erst ein großes Schwei
welches der König uns in dieser Absicht geschenkt hat
schlachten lassen. Er selbst speiste zu Abend mit un
und trank reichlich von unserm mit Wasser vermischt
Branntwein. Die Nacht brachten wir in demselb
Hause mit ihm und verschiedenen Personen von seine
Gefolge zu. Früh Morgens zwischen ein und zw
Uhr erwachten sie, plauderten ungefähr eine Stun
und legten sich dann wieder schlafen. Bey Tages A
bruch standen sie, der König allein ausgenommen, a
auf, und gingen fort, ohne daß ich erfahren konn
wohin? Bald darauf kam eins von denen Frauenzi
mern, die den König gemeiniglich begleiteten, und fra
te nach ihm. Ich zeigte ihr, wo er läge, und sie se
te sich nunmehr unverzüglich neben ihn, und nahm eb
die Operation vor, die in Herrn Andersons Gege
wart an Futtafähi vorgenommen worden war; d
ist, sie schlug oder klopfte ihn mit geballter Faust sa
auf die Lenden. Anstatt seinen Schlaf zu verlänger
wie es ihre Absicht war, hatte die Operation diesm
eine entgegengesetzte Wirkung; indeß blieb Paulah
auch nachdem er aufgewacht war, liegen.

Omai und ich gingen jezt weg, um den Prinz
zu besuchen, der uns am Abend ziemlich frühzeitig v
lassen hatte. Er wohnte nicht bey dem Könige, so
dern hatte seine eigene oder wenigstens eine für ihn b
stimmte Wohnung, in einiger Entfernung von de
väterlichen Hause. Wir fanden ihn sitzend, und e
Kreis von Knaben oder Jünglingen, von gleichem A
ter mit ihm, saß um ihn her. Weiter zurück saße

e alte Frau und ein alter Mann, die über ihn die
ſſicht zu führen ſchienen. Außerdem waren verſchie-
e ſowohl männliche als weibliche Bediente ſeiner
fhaltung im Hauſe, die ihren verſchiedenen Geſchäf-
nachgingen.

Vom Prinzen verfügten wir uns zum Könige zu-
, der unterdeſſen aufgeſtanden war, und einen ge-
gten Kreis von mehrentheils bejahrten Männern
ſich ſitzen hatte. Während daß man eine große
ale Kawa bereitete, wurde ein geſchmortes
wein nebſt Yamswurzeln heiß vom Ofen hereinge-
bt. Da die Eingebornen, und zumal die ächten
a-Zecher, nur wenig zu frühſtücken pflegen, ſo
der größte Theil davon uns zu, und kam unſern
otsruderern ſehr gelegen.

Ich machte hierauf einen zweyten Spaziergang,
beſuchte mehrere andere Befehlshaber, die ſämmt-
ihren Kawa entweder tranken, oder ſchon getrun-
hatten. Als ich zurückkam, hatte ſich der König
ner kleinen einſamen Hütte, von neuem zum Schlaf
rgelegt, und zwey Frauenzimmer klopften ihn auf
enden. Gegen eilf Uhr ſtand er wieder auf, und
ſetzte ihm ein Gericht Fiſche und Yamswurzeln
, welche ſo ſchmeckten, als wären ſie in Kokosmilch
ämpft. Hiervon ſpeiſte er eine ſtarke Portion, und
e ſich abermals ſchlafen. Ich verließ ihn alſo wie-
, und verfügte mich zu dem Prinzen, um ihm ein
ſchenk von Tuch, Glaskorallen, und andern Sa-
zu überreichen, die ich in der Abſicht vom Schiffe
gebracht hatte. An Tuch gab ich ihm ſo viel, daß
ſich vollſtändig kleiden konnte. Er ließ ſich auch

unverzüglich damit ausschmücken, und ging, stolz a
seinen neuen Anzug, zu seinem Vater, um sich ih
zuerst darin zu zeigen; dann führte er mich zu sein
Mutter, bey der noch zehn oder zwölf Frauenzimm
von ehrwürdigem Ansehen saßen. Hier kleidete er si
um, und schenkte mir zwey Stücke Zeug von hiesig
Manufaktur. Da es nunmehr Mittag war, kehr
ich, der Abrede gemäß, nach der Behausung des K
nigs zum Essen zurück. Einige Officiere, die am Ma
gen von den Schiffen wieder an Land gekommen war
wurden sämmtlich mit zu der für uns bestimmten Ma
zeit eingeladen, die in zwey Schweinen und etw
Yamswurzeln bestand. Ich weckte den schlafsüchtig
Monarchen, damit er sein eigenes für uns bereite
Fest mit seiner Gegenwart beehren möchte. Man bra
te ihm zwey Meeräschen und einige Schaalthiere, d
man vermuthlich besonders für ihn aufgehoben hat
allein er fügte sie zu unserm Essen hinzu, setzte sich
ben uns, und ließ es sich herrlich schmecken.

Sobald wir abgegessen hatten, hieß es, nun w
den die Feyerlichkeiten bald angehen, und man verb
uns ernstlich, ja nicht auszugehen. Ich für mein
Theil war aber schon entschlossen, nicht hinter der V
zäunung die man uns angewiesen hatte, stehen zu bl
ben, sondern mich wo möglich unter die handelnd
Personen zu mischen. Diesem Entschluß zufol
schlich ich mich aus der umzäunten Pflanzung, u
ging nach dem Begräbnißorte zu, wo der Schaupl
der Feyerlichkeit war. Man verlangte zu wiederhol
ten malen, daß ich zurückgehen sollte; ich achtete ab
nicht darauf, und so ließ man mir meinen Will

ich bey dem Faiatuka *) ankam, fand ich eine
ahl Männer zu beyden Seiten des Platzes neben
Wege, der dahin führt, sitzen. Ungleich weniger
n an der entgegengesetzten Seite, und nur zwey
nner mitten auf dem Platze, mit dem Gesicht nach
Faiatuka oder Gotteshause gekehrt. Als ich
ungefähr in der Mitte des erstern Haufens befand,
ngte man daß ich mich setzen sollte, wozu ich mich
sogleich willig finden ließ. In der Gegend wo
aß, lagen eine Menge Bündel oder Gepäcke um-
die aus Kokosblättern bestanden, und an Stöcke
pft waren, welche zusammen verbunden, die
einer Tragebahre hatten. Ich konnte weiter
erfahren, als daß diese Dinge Tabu wären.
ssen kamen von der einen Seite viele Einwohner
y, und unser Haufe ward immer größer: von
zu Zeit wandte sich einer aus der Gesellschaft um,
die Kommenden, und hielt eine kurze Rede, wor-

*) Ich schreibe lieber Faiatuka als Marai (Morai) ob-
gleich letzteres Wort im Texte steht; denn jenes ist allein
in den Freundschaftsinseln gebräuchlich, dieses in den
Societätsinseln. Es scheint sogar, als ob man letzte-
res in den Freundschafts-Inseln zwar kennt, ihm aber
eine verschiedene Bedeutung beylegt; denn Malai (Ma-
lai) welches mit Marai ziemlich gleichlautend ist, heißt
hier, ein dem Könige zugehöriges großes öffentliches
Versammlungshaus auf einem geräumigen, nicht um-
zäunten Platze. Vielleicht ist dies auch die ursprüngliche
Bedeutung des Worts, welches bloß auf den Societäts-
inseln, in einer engern Bedeutung, von gottesdienstli-
chen Versammlungsorten gebraucht wird. G. F.

in das Wort Eriki, welches König bedeutet, öfte
vorkam. Einer von diesen Rednern sagte etwas, w
ches unter der ganzen Menge ein lautes Gelächter
regte, und einige andere erhielten öffentlichen Beyf
Zu wiederholten malen verlangte man von mir, daß
den Platz räumen sollte; als man aber sahe, daß
mich durchaus nicht rühren wollte, schienen einige
eine kleine Weile zu berathschlagen, und verlang
dann, daß ich meine Schultern entblößen möchte,
sie es auch gethan hätten. Als ich mich hiezu bequ
hatte, schienen sie wegen meiner Gegenwart weiter
ne Unruhe oder Besorgniß zu haben.

Ich saß eine ganze Stunde, ohne daß sich, au
dem bereits erwähnten, etwas neues ereignet hä
Endlich kamen der Prinz, die Frauenzimmer und
König auf den Platz, gerade wie am vorigen T
Der Prinz setzte sich nach seines Vaters Ankunft
der unter das Schauerdach, und dann kamen z
Männer, jeder mit einem Stück Matte in der Ha
sprachen etwas in einem ernsthaften Tone, und be
deten den Prinzen mit den Matten. Nunm
setzten sich die versammelten Haufen in Bewegu
Zuerst liefen drey Haufen, eben so wie am vori
Tage, auf dem Platze hin und her. Bald darn
hielten die beyden Männer, welche mitten auf dem Pl
saßen, eine kurze Rede oder ein Gebet; und dann spr
gen alle Anwesenden, und ich mitten unter ihnen, auf,
fen hin und setzten sich vor dem Schauerdach, wo
Prinz nebst drey oder vier Männern saß. Ich stand
unter der Leitung eines Insulaners, der es sich äuß
angelegen seyn ließ, mir behülflich zu seyn. Du

ne Vermittlung erhielt ich einen Platz, wo mir nicht
Mindeste hätte entgehen können, wenn es erlaubt
esen wäre mich umzusehen; allein es gehörte mit
der Feyerlichkeit, daß man ganz züchtiglich ge-
e vor sich nieder sehen und nicht ein Auge aufschla-
mußte.

Bald darauf kam die Processsion, wie Tages zu-
auf den Platz; je zwey und zwey Personen tru-
eine Stange auf der Schulter, um deren Mitte
Kokosblatt geflochten war. Diese Stangen legte
mit eben den Ceremonien, wie am gestrigen Ta-
ab. Auf die erste Processsion folgte eine zweyte,
e lauter Körbe, aus geflochtenen Palmblättern,
die denen ähnlich waren, worin die hiesigen Insula-
ewöhnlich ihre Lebensmittel aufbewahren. Endlich
e eine dritte Processsion, worin jeder an einem ga-
rmigen Stecken einen Fisch brachte. Die Körbe
gab man einem alten Manne, der dem Prinzen
Rechten außerhalb des Daches saß, und den ich
ine Art von Hohenpriester hielt. Er hielt jeden
in der Hand, bis er eine kurze Gebetsformel aus-
chen hatte, legte ihn dann bey Seite, und for-
einen andern, über welchen er dieselben Worte
prach. Auf diese Art ging er die ganze Anzahl von
ben durch. Die Fische wurden, so wie die Träger
nkamen, ebenfalls einer nach dem andern, an ih-
gabelförmigen Stecken, zwey Männern auf der
n Seite der Hütte überreicht, die bisher grüne
ige in der Hand gehalten hatten. Den ersten Fisch
n sie zu ihrer Rechten, den zweyten zur Linken.
m dritten langte ein Mann, der hinter den beyden

saß, und sehr stark zu seyn schien, den Arm über b
de hinweg, und grif darnach; die beyden andern g
fen aber zu gleicher Zeit zu. Auf diese Art schienen
um jeden Fisch, den man darbot, zu streiten. W
aber hier zwey Hände gegen eine waren, und der V
theil der Lage noch oben drein den beyden Vorderm
nern zu statten kam, so erhielt der hinter ihnen
Stücken, indem er nicht loslies, sondern der Fisch
jedesmal aus der Hand gerissen werden mußte. W
er in der Hand behielt, warf er dann von sich w
Jene beyden legten, was sie behielten, wechselsw
rechts und links. Endlich, erschnappte der Mann
hinten saß, entweder zufällig oder absichtlich, ei
ganzen Fisch, ohne daß die beyden andern ihn a
nur berührt hätten. Bey diesem glücklichen Gr
sagte die ganze Menge mit leiser Stimme: Mari
(sehr gut oder wohlgethan!) Nunmehr schien
Mann das Seinige gethan zu haben, denn auf die
nigen noch übrigen Fische that er weiter keinen Ang
Noch ist anzumerken, daß die Trager sowohl die Fi
als die Körbe in sitzender Stellung überlieferten, u
daß auch die kleinen Stangen, welche die erste P
cession mitgebracht hatte, von denen welche sie trug
im Sitzen niedergelegt wurden.

Nachdem die dritte Procession zu Ende war, sp
chen oder beteten mehrere Personen. Dann sprang
wir, auf ein gegebenes Signal, alle auf, liefen ei
ge Schritte weit zur Linken, und setzten uns so, d
wir dem Prinzen und den wenigen die bey ihm blieb
den Rücken zukehrten. Man verbot mir, mich um
sehen; allein das Verbot hatte keine Wirkung auf mi

ward also gewahr, daß der Prinz sich umgewandt,
mit dem Gesicht nach dem Gotteshause gekehrt hat-
was aber eigentlich vorging, konnte ich nicht sehen,
durch die letzte Schwenkung eine Menge Leute zwi-
uns gekommen waren. Man erzählte mir aber
der Folge, daß der Prinz in diesem Augenblick zu
hohen Ehre gelangt sey, mit seinem Vater essen
dürfen, welches ihm bisher noch nicht erlaubt ge-
n, und daß beyden zu dem Ende ein Stück gerö-
r Yamswurzel überreicht worden wäre. Dies ist
so wahrscheinlicher, da man mir vorausgesagt hat-
daß es während der Feyerlichkeit geschehen würde.
anderer Umstand, der es bestätigte, war der, daß
Volk ihnen dabey den Rücken zukehrte, welches
ahl geschieht, wenn der König ißt.

Nach einer kleinen Weile wendeten wir uns wie-
um, und bildeten vor dem Prinzen einen großen
en Mond, mit einem weiten Raum in der Mitte.
ald kamen etliche Männer paarweis, mit Stan-
auf den Schultern, auf uns zu, machten dabey
en, oder sangen und winkten mit den Händen, in-
sie sich näherten. Als sie dicht vor uns gekom-
waren, thaten sie, als ob sie sehr schnell gingen,
doch einen Schritt aus der Stelle zu rücken. Gleich
auf sprangen drey oder vier Männer mit starken
geln in der Hand aus dem Haufen hervor, und liefen
die erstern zu. Diese warfen ihre Stangen unverzüglich
den Schultern ab, und liefen davon; die andern fielen
die Stangen her, schlugen gewaltig drauf los,
kehrten dann an ihre Plätze zurück. Indem die
ger wegliefen, machten sie das beym Ringen ge-

wöhnliche Ausforderungszeichen, und nicht lange nach
her kamen eine Menge starker Kerle von derselben Sei
te, gingen vorwärts und wiederhohlten dabey die Aus
forderung. Ihnen stellte sich eine Parthey entgegen,
die fast in demselben Augenblick von der entgegengesetzten
Seite kam. Einige Minuten lang paradierten beyde
Partheyen auf dem Platze herum, und kehrten dann
wieder an ihren Ort zurück. Nunmehr erfolgten eini
ge Zweykämpfe, sowohl von Ringern als Baxern, die
alle zusammen etwa eine halbe Stunde lang währten.
Hierauf setzten sich zwey Männer vor den Prinzen, und
hielten Reden, die, so viel ich davon urtheilen konnte,
blos an ihn gerichtet waren. Hiemit wurde die ganze
Feyerlichkeit beschlossen, und die Versammlung ging
auseinander.

Ich machte mich zuvörderst an die Körbe, die
man überreicht hatte. Vorhin, da alles Tabu hieß,
war mir dies nicht erlaubt gewesen; aber nach der
Feyerlichkeit wurden sie wieder für das, was sie wirk
lich waren, für leere Körbe angesehen; folglich war
alles, was angeblich darin enthalten seyn sollte, nur
figürlich dadurch angedeutet worden, wie alles übrige,
was in Processsion getragen ward, die Fische ausge
nommen. Umsonst bemühten wir uns die Bedeutung
der ganzen Feyer, welche hier Natsche heißt, und ih
rer Theile, zu erfahren. Selten wolte man auf un
sere Fragen etwas anderes antworten, als Tabu, ein
Wort, dessen man sich auch bey vielen andern Gele
genheiten bediente. Weil indeß ganz offenbar der Prinz
dabey die erste Rolle spielte, und wir, bereits zehn Ta
ge vor dem Natsche, vom Könige selbst gehört hat-

n, daß seine Unterthanen Yams bringen würden, da-
it er und sein Sohn zusammen davon essen möchten,
scheint es keine ganz unwahrscheinliche Folgerung,
aß gegenwärtig dem Prinzen, als unmittelbarem
hronfolger, gewissermaßen ein feyerlicher Eid der
reue geleistet wurde, indem man ihm beyzustehen,
d ihm alle hier figürlich vorgestellte Sachen zu lie-
n versprach. Dies wird dadurch noch wahrschein-
her, daß alle Personen von einigem Ansehen, die
r jemals auf der Insel gesehen hatten, in den Pro-
ssionen gingen. Doch, wie dem auch seyn mag, so
l ist gewiß, daß es dabey mit sehr vielen geheimniß-
llen Ceremanien zuging, und daß die Religion im
piele war; dies beweist theils der Ort, wo die Feyer-
hkeit vor sich ging, theils auch die Ausführung selbst,
d alles was dabey beobachtet werden mußte. Nie
tte man bisher bey irgend einer Gelegenheit gegen
sere Kleidung etwas einzuwenden gehabt; jetzt aber
derte man durchaus, daß wir uns bis an den Gür-
entblößen, unser Haar um die Schultern fliegen
en, und nach Landesart mit untergeschlagenen Bei-
sitzen sollten. Zuweilen mußten wir eine sehr be-
thige Stellung annehmen, die Hände falten und
Augen niederschlagen, welches die ganze Versamm-
g sehr strenge beobachtete. Endlich war ein jeder,
nicht in die Klasse der Vornehmen gehörte oder bey
Feyerlichkeit ein Amt bekleidete, davon ausgeschlos-
. Dies zusammengenommen scheint mir hinläng-
zu beweisen, daß sie bey dieser Gelegenheit unmit-
ar in der Gegenwart der Gottheit zu stehen glaub-
n.

Die gegenwärtige Natsche ist, nach der obigen Erzählung, für eine blos emblematische Ceremonie anzusehen. Einmal konnte die geringe Anzahl Yamswurzeln, die wir am ersten Tage sahen, unmöglich eine allgemeine Contribution vorstellen; und zweytens gab man uns auch zu verstehen, daß es eine der Gottheit, oder wie es hier heißt, dem Otua geweihte Portion gewesen wäre. Ferner erfuhren wir, daß nach drey Monathen in eben der Absicht eine weit glänzendere und wichtigere Feyerlichkeit angestellt werden sollte. Alsdann würden nicht nur Tongatabu, nebst Hapai, Wawau und allen übrigen Inseln dem Oberhaupte ihren Tribut liefern, sondern alles würde auf eine schaudervolle Art durch zehn Menschenopfer, die man aus dem gemeinen Volke erläse, besiegelt werden. Fürwahr, ein schreckliches Fest! und ein vollwichtiges Beyspiel von dem verfinsternden Einfluß des Aberglaubens auf die Gemüther einer der gutmüthigsten und menschlichsten Nationen! Wir suchten die Ursach eines so barbarischen Gebrauchs zu erforschen, konnten aber weiter nichts erfahren, als es wäre ein nothwendiges zur Natsche gehöriges Stück, und die Gottheit würde unfehlbar den König umbringen, wofern man es zu unterlassen wagte.

Es war ziemlich spät am Tage als die Menge auseinander ging; wir eilten also von Mua weg nach unsern Schiffen zurück, die ziemlich weit entfernt lagen, und wohin die Fahrt beschwerlich und wegen der vielen Untiefen gefährlich war. Beym Abschiede suchte Paulaho mich zu überreden, bis zum folgenden Tage da zu bleiben, um einer Begräbniß-Feyer beyzuwohnen. Mariwagi's Gemahlin, die Schwiegermutter des Königs,

ar nehmlich vor kurzem gestorben, und man hatte ih-
n Leichnam, wegen der Natsche, in ein Kanot ge-
racht, welches in der Lagune *) lag. Gleich nach
rer Bestattung versprach Paulaho mich nach Eu-a **)
begleiten; könnte ich aber so lange nicht warten, so
olle er mir wenigsten nachfolgen. Ich erfuhr zu glei-
er Zeit, daß der Tod dieser Dame die meisten hiesigen

*) Lagune ist aus dem Spanischen oder Portugiesischen ins Englische übergegangen. Man pflegt darunter einen umschloßnen See zu verstehen, der aber voll Meerwasser ist, und dadurch, daß er dem Meere seinen Ursprung verdankt, sich von einem Landsee unterscheidet. In den Inseln von denen hier die Rede ist, bedeutet Lagune ein jedes Gewässer das von einem Korallrief, oder auch, theils von Korallenriefen theils von niedrigen Eilanden, umgeben ist. In der obigen Stelle des Textes wird unter dieser Benennung vermuthlich die Bucht oder Bay verstanden, welche aus dem Hafen von Tongatabu südwärts ins Land läuft, und an dessen Ufern die Gegend des Dorfes Mua liegt. Der Grund dieser Benennung muß auch hier der obenangeführte seyn, nehmlich daß diese Meeresbucht theils von den Ufern der Insel, theils vom Korallenrief eingeschloßen ist. G. F.

**) Die Schwierigkeit der Aussprache bey den Dialekten des Südmeeres besteht in der Anhäufung der Selbstlauter. Hier mußte ich, damit ich die Aussprache des Worts richtig ausdruckte, jeden Buchstaben trennen; will man aber lieber Eua ohne jene Trennungszeichen schreiben, so bin ich es zufrieden, wenn es nur nicht die Aussprache ungewiß macht. Cook schreibt im Englischen *Eooa*; als ich ihn auf seiner zweyten Reise begleitete, glaubten wir den Namen dieser Insel Ea-uwa oder Ea-uwe schreiben zu müssen. G. F.

Befehlshaber, die auch auf jener Insel Besitzungen hatten, und die schon entschlossen gewesen waren, uns hinüber zu begleiten, hier zurückhalten würde. Ich wäre allerdings sehr gern hier geblieben, um auch diese Feyerlichkeit mit anzusehen, allein jezt begünstigte uns endlich die Fluth, um durch den engen Kanal in See stechen zu können, und der Wind, der seit einigen Tagen sehr ungestüm gewesen war, ging nunmehr weit gemäßigter und beständiger. Hätten wir also diese gute Gelegenheit versäumt, so wären wir vielleicht noch vierzehn Tage länger aufgehalten worden. Doch der Hauptbewegungsgrund, weshalb ich nicht länger warten mochte, war die Nachricht, daß die Begräbnißfeyer fünf Tage lang währen würde, welches in unserer Lage, da wir nicht zu allen Zeiten bequem auslaufen konnten, ein viel zu langer Aufschub war. Ich versprach indeß dem Könige, auf den Fall, daß wir noch nicht unter Segel gingen, ihn am folgenden Tage nochmals zu besuchen. Hiermit nahmen wir Abschied von ihm, und gingen nach den Schiffen ab, wo wir Abends um acht Uhr eintrafen. Ich habe noch nachzuholen, daß Omai, eben so wohl als ich, bey der Feyerlichkeit des zweyten Tages zugegen war. nur daß er sich an einem andern Orte aufhielt, weshalb ich auch nicht eher etwas davon erfuhr, als bis fast alles zu Ende ging. Er erzählte mir hernach, daß der König, sobald er innne geworden, daß ich aus der umzäunten Pflanzung verschwunden war, mehrere Boten, einen nach dem andern abgefertigt hätte, um mich zurückzurufen. Vermuthlich ließ man sie nicht dahin, wo ich mich befand, denn ich bekam keinen zu Gesicht. Endlich brachte man ihm die Nachricht, daß ich mich nach Landessitte ausgekleidet hätte, worauf er dem Omai

benfalls Erlaubniß gab, der Ceremonie beyzuwohnen, ofern er sich den dabey nothwendigen Gebräuchen unterehen wolle. Omai hatte, wie natürlich, nichts dawier einzuwenden, da man nichts mehr von ihm forderte, s was er in seinem eigenen Vaterlande zu thun gewohnt ar. Man gab ihm eine hiesige Kleidung, und nunehr mischte er sich unter die Eingebohrnen, in ihrem enen Costume. Wahrscheinlich hatte man uns alsfangs darum ausgeschlossen, weil man fürchtete, wir chten uns zu diesen nothwendigen Formalitäten nicht quemen wollen.

Während daß ich der Natsche-Feyer in Mua wohnte, ließ ich die Pferde, Rinder und Ziegen ebenhin schaffen, weil sie hier vermuthlich sicherer aufgeben waren, als an ihrem ersten Standorte, der, gleich ch unserer Abreise, öde und menschenleer bleiben mußte. ußer den vorhinerwähnten Thieren, hinterließ ich unn hiesigen Freunden noch einen jungen Eber, nebst y Sauen von Englischer Race, welche ihnen überaus lkommen waren, da sie ohne allen Zweifel ihre hiekleine Race dadurch wesentlich zu verbessern hoften. naai erhielt auch ein Paar Kaninchen von uns, die ch noch vor unserer Abreise vermehrten. Sollte das indvieh gut einschlagen, wie ich nicht zweifle, so werdiese Inseln sehr dabey gewinnen. Auch die Pferde nnen auf einem ebenen Lande, wie Tongatabu, sehr tzlich werden.

Am 10ten um acht Uhr Morgens lichteten wir die nker, und lavirten mit einem stäten Südost durch den anal zwischen den kleinen Inseln Makkahaa und Mouafá (*Monuafai*) der ungleich geräumiger ist als

der zwischen leztgenannter Insel und Pangimodu. Die Fluth begünstigte uns stark, bis wir uns dem Kanal gegenüber befanden, der in die Lagune geht, wo sich die Fluthen von Osten und Westen begegnen. Dieser Umstand und der Zug des Wassers in die Lagune nebst den vor derselben liegenden Untiefen verursacht in dieser Gegend eine starke Bewegung der Wellen und einige Wirbel. Die Tiefe des Kanals, die hier mehr als hundert Faden beträgt, vermehrt diese Gefahren noch. Der einzige Ort wo man ankern kann, ist dicht an den Klippen in fünf und vierzig Faden auf schwärzlichem Sandgrund, allein hier würde das Schiff vor den Wirbeln nicht sicher seyn. Dies vereitelte mein Vorhaben, gleich nachdem wir die enge Straße passirt seyn würden, zu ankern, und an Land zu gehen, um der Begräbnißfeyer beyzuwohnen, denn es war weit rathsamer, dieselbe nicht zu sehen, als die Schiffe in einer unsichern Lage zu lassen.

Wir fuhren also fort zwischen den beyden kämpfenden Fluthen hin und her zu kreutzen, ohne einen Fuß breit zu gewinnen oder zu verlieren, bis es beynah hoch Wasser war, da wir durch eine glückliche Wendung in den Wirkungskreis der östlichen Fluth gelangten. Nunmehr hoften wir eine starke Ebbe zu unserm Vortheil zu erhalten, allein sie war so unbedeutend, daß man sie unter andern Umständen nicht einmal gemerkt hätte. Hieraus folgt, daß das meiste Wasser, welches in die Lagune strömt, von Nordwesten herkömmt, und denselben Weg wieder hinausgeht.

Gegen fünf Uhr Nachmittags, ließ ich, weil wir nicht vor Nacht in See kommen konnten, an der Küste

n Tongatabu in fünf und vierzig Faden ankern. Wir lagen hier kaum zweyhundert Faden von dem Rief fernt, welches diesen Theil der Insel umgiebt. Die Discovery ließ dicht hinter uns ihr Anker fallen; al- n ehe es noch in den Grund einfaßte, trieb das Schiff n der Bank zurück, und kam erst um Mitternacht der zu uns.

Wir blieben hier bis gegen eilf Uhr am folgenden rgen liegen, lichteten dann und lavirten nach Osten. t um zehn Uhr Abends hatten wir die Ostspitze der sel im Rücken, und konnten nach Middelburg-Ei- d, oder wie es die Einwohner nennen, E-u-a, ber stechen, woselbst wir um acht Uhr am folgenden rgen, in vierzig Faden auf mit Korallen besäetem ndgrund, eine halbe Englische Meile vom Strande, au in eben derselben Lage, wie im Jahr 1773, und dem nehmlichen Platze vor Anker gingen, den ich als die Englische Rheede genannt hatte.

Sobald wir geankert hatten, besuchte uns Ta-ufa, Befehlshaber, nebst mehreren Insulanern, die uns großen Freudenbezeugungen bewillkommten. Dieser ufa war während meines hiesigen Aufenthalts im Jahr 1773 mein Tayo *) gewesen, also waren wir alte Bekannte. Ich ging bald darauf mit ihm an Land,

*) Tayo heißt auf Otaheitisch Freund; im engern Verstande bedeutet es auf den Inseln des Südmeeres (hauptsächlich Otaheiti und der Societätsgruppe) jemanden, mit dem man das Bündniß der Gastfreundschaft errichtet hat. Uebrigens nennt Capitain Cook in seinem Tagebuch der vorhergehenden Reise, den einzigen Befehlshaber, dessen er hier erwähnt, Taiuni. G. F.

in der Absicht frisches Wasser zu suchen, welches eigen
lich mein Hauptbewegungsgrund gewesen war, bey E:u
anzulegen. In Tongatabu hatte man mir erzähl
daß ich hier einen Bach finden würde, der sich von d
Hügeln ins Meer stürze; allein der Erfolg entspra
meiner Erwartung keinesweges. Zuerst führte m
mich zu einem etwas salzigen Quell, zwischen den Stan
punkten der höchsten Fluth und der Ebbe, der von F
sen umringt, und in der kleinen Bucht, wo wir anla
deten, so lag, daß man ihn wahrlich da nicht gesu
hätte. Ich glaube allerdings daß dieses Quellwasser re
gut seyn mag, wenn es nur möglich wäre etwas dav
zu schöpfen, ehe es sich mit dem Seewasser vermis
Da unsere Insulaner merkten, daß uns dieser Fund k
Genüge leistete, führten sie uns etwas weiter hera
wärts, wo wir vortreffliches Wasser in einer tiefen F
senspalte fanden. Hätten wir Zeit und Mühe dar
verwenden können, aus Pisangblättern und Stämm
einige Rinnen und Röhren zu machen, so wäre es
gegangen, das Wasser bis an den Strand zu leit
allein ehe wir uns einer so beschwerlichen und langw
gen Arbeit unterziehen sollten, begnügte ich mich li
an dem Wasservorrath, den wir in Tongatabu ein
nommen hatten.

Ich kehrte indeß nicht eher an Bord zurück,
ich den Tauschhandel um Schweine und Yamswur
in Gang gebracht hatte. Von erstern erhielt
nur eine geringe Anzahl, destomehr aber von den le
ren. Ich hinterließ übrigens auf dieser Insel den W
der und die beyden Mutterschafe vom Vorgebirge der
ten Hofnung, und bestellte den Ta:ufa zu ihrem A
se

Er schien auf diesen Vorzug nicht wenig stolz zu
und vielleicht war es ein Glück, daß Mariwagi
Geschenk verachtet hatte, denn in Tongatabu
die Hunde den Schafen gefährlich werden können,
auf E-u-a gab es noch keine.

Von unserm Ankerplatz aus, hatten wir eine rei-
Aussicht, die von allen, welche wir kürzlich gese-
hatten, sehr abstach. Seit Neuseeland war uns
Insel von dieser Höhe vorgekommen; denn Kao
) kann nicht hieher gerechnet werden, weil es, ohne
che Abwechslung von Berg und Thal, ein fast
zusammenhängender ungeheurer Felsen ist. Der
von E-u-a hingegen, ist beynahe flach, und
senkt sich das Erdreich allmählig gegen das Meer
r Küste herab. Auf den andern ebenen und nie-
Inseln eben dieser Gruppe, so viel wir deren bis-
sucht hatten, erblickt man nichts als eine Masse
äumen womit das Erdreich fast überall bewachsen
ier hingegen breitet sich die Landschaft weit umher
nd an der sanften Lehne der Hügel sieht man, in
er Entfernung, einzelne Wäldchen in reizender
sigkeit, von anmuthigen Grasplätzen durchschnit-
Näher am Strande ist alles von Bäumen über-
, unter welchen die Einwohner ihre Hütten anges
aben, und rechter Hand von unserem Posten war
eraus ansehnlicher Hayn von Kokospalmen vor-
n.

Am 13ten Nachmittags machte ich mich mit einer
schaft auf den Weg, um den höchsten Ort der In-
etwas rechter Hand von unsern Schiffen, zu bestei-

gen, und die ganze Gegend desto besser übersehen zu kö
nen. Ungefähr auf halbem Wege kamen wir durch e
tiefes Thal, dessen Boden und Seitenwände fast gä
lich aus Korallfelsen bestanden, aber demungeach
mit Bäumen bewachsen waren. Hier standen
zwey bis dreyhundert Schuh hoch über der Meeres
che, fanden aber gleichwohl in dem Korall alle die
cher und Ungleichheiten, die es am See-Ufer hat,
die Fluth beständig drüber hin spült. Dieselbe G
tung von Korall fanden wir auch noch weiter auf d
ganzen Wege bis gegen den höchsten Gipfel der Hü
hin, der an sich aus einem gelblichen, weichen Sa
stein besteht. Das Erdreich war durchgehends
röthlicher Thon, der an einigen Stellen sehr tief
seyn schien. Ganz oben auf dem Bergrücken fan
wir einen anden gesbneten Erdhügel, den eine Ma
von Korallfelsen unterstützte. Diese Baumaterial
so hoch hinaufzubringen muß ein Werk von großer
strengung gewesen seyn. Unsere Führer sagten u
der Hügel sey auf Befehl ihres Oberhaupts aufgesc
tet worden, und man versammle sich dort bisweil
um Kawa zu trinken. Sie nannten dies Gebäu
schi, unter welcher Benennung wir bereits ein äh
ches in Tongatabu gesehen hatten. Einige Schr
weit davon, bemerkten wir einen Quell des schön
Wassers, und, etwa eine Englische Meile hin
wärts, einen Bach, der bey häufigem Regen bis
das Meer hinunterströmen soll. Außerdem war
vielen kleinen Vertiefungen Wasser anzutreffen,
wenn man nachgraben wollte, würde es sich ohne Z
fel häufig entdecken lassen.

Wir konnten von dieser Höhe die ganze Insel bis
einen Theil der Südspitze vollkommen übersehen.
Südseite, von welcher die höchsten Gipfel, auf
n wir jezt standen, nicht weit entlegen sind, steigt
großen Unebenheiten sogleich vom Ufer an. Die
en und Auen, deren es einige von sehr weitem
nge giebt, liegen sämmtlich an der Nord-West-
und stellen vermöge ihrer Gruppen von Bäu-
nebst den dazwischen liegenden Pflanzungen,
l, wo man das Auge nur hinwendet, herrliche
chten dar. Indem ich mich daran weidete, nährte
gleich die süße Hofnung, daß dereinst ein künftis
Seefahrer, von demselben Standpunkte, diese
n und Weiden mit Heerden bedeckt sehen würde,
ersten Stamm Englische Schiffe hiehergebracht
Würde nicht schon diese einzige Wohlthat,
Rücksicht auf andere Vortheile, in den Augen
achwelt ein hinlänglicher Beweis seyn, daß un-
eisen für das Interesse der Menschheit nicht ganz
s gewesen sind? —

Auf den Höhen wuchsen die Pflanzen der benach-
Inseln und noch ausserdem ein Acrostichum,
elastoma und ein Farrnbaum, nebst etlichen
Farrnkräutern und Pflanzen, die man tiefer
selten antrift. Unsere Führer erzählten, daß
eisten, wo nicht alle, hiesigen Ländereyen den
Befehlshabern von Tongatabu eigenthümlich
rten, und daß die hiesigen Einwohner nur Va-
von denselben wären. Eben dieses schien mit al-
rigen benachbarten Inseln, Anamoka ausge-
en, der Fall zu seyn. Nur auf dieser ebenge-

nannten Insel fanden wir einige Befehlshaber, aus eigner Willkühr zu handeln schienen. Da der sowohl bey Finau, als bey den hiesigen Ins nern sehr viel galt, wurde durch das Anerbieten, Befehlshaber von E-u-a gemacht zu werden, große Versuchung geführt hier zu bleiben, und wi es vielleicht gern gethan haben, wenn ich es hätte geben wollen. Allein, ohne mir vorzustellen, Omai in seinem eigenen Vaterlande es besser h könnte, mißbilligte ich dennoch diese Art sein G zu machen.

Als ich von dieser Streiferey zurück gekom war, erzählte man mir, einige Insulaner hätte nen von ihren Landsleuten in dem Kreise derer die unsern Leuten handelten, durch einen gewaltsa Schlag mit einem Streitkolben am Kopfe verwu oder, wie einige sagten, ihm gar den Schädel schmettert, und ihm überdies auch den Schenke chen zerschlagen. Hier hätten sich die Unfrigen Mittel gelegt, und er sey, dem Anschein nach l in eine nahe Hütte getragen worden. In der soll er indeß etwas zu sich gekommen seyn. Ich kundigte mich nach der Veranlassung zu dieser g Behandlung, und erfuhr, daß man ihn in einer unanständigen Stellung mit einem Frauenzim angetroffen hätte, welches Tabu wäre; wiewohl zugleich verstanden, daß dieses Tabu weiter nicht deutete, als daß sie einem andern Mann von e höherem Range zugehörte. Dieser Vorgang bel uns demnach, wie man hier zu Lande dergleichen treue bestraft. Die Verbrecherin hat in solchen F

weitem die gelindeste Strafe zu befürchten, und
nt, wie uns die Insulaner sagten, mit einigen
en Schlägen davon.

Am folgenden Morgen pflanzte ich eine Ananas,
eckte Melonenkerne nebst anderm Gesäme in der
zung des Befehlshabers. Ich hatte allerdings
mir zu schmeicheln, daß meine Bemühungen
al nicht ohne Erfolg seyn würden, da ich heute
g ein Gericht Rüben aß, die von der Aussaat
einer vorigen Reise auf der Insel gewachsen wa-
Den 15ten hatte ich mir vorgenommen unter
zu gehen, allein T[illegible]fa drang sehr in mich,
noch ein Paar Tage [illegible]geben möchte, um das
enk in Empfang zu nehmen welches er für mich
t hatte. Ich ließ mich also bereden, in der
ng, daß vielleicht in der Zwischenzeit einige von
Freunden aus Tongatabu hier eintreffen
en.

Der Befehlshaber erfüllte sein Versprechen am
en Tage, und beschenkte mich mit zwey kleinen
Yamswurzeln und einigen Baumfrüchten,
vermuthlich, wie in den andern Inseln, nach
ner Contribution eingesammelt worden waren.
Einwohner der ganzen Insel waren bey dieser Ge-
eit fast alle auf dem Platze versammelt, und tha-
auch darin ihren Nachbaren gleich, daß sie uns
ntwendeten, was sie nur habhaft werden konn-
Man unterhielt uns übrigens mit allerley athle-
Uebungen: Kolbengefechten, Ringen und
, und besonders traten auch weibliche Bayerin-

nen auf den Kampfplatz. Das Fest sollte nun n
mit einem nächtlichen Tanz beschlossen werden, a
es kam ein Vorfall dazwischen, welcher entweder
Anstalt ganz rückgängig machte, oder wenigstens
hinderte, daß wir nicht an Land blieben, um zu
hen. Einer von meinen Leuten hatte sich nehmlich
ein wenig im Spatzieren entfernt, als ihn etwa zw
zig oder dreyßig Insulaner überfielen, zu Boden st
gen, und rein auszogen. Sobald ich diese Gew
thätigkeit erfuhr, ließ ich sogleich zwey Kanots und
großes Schwein in Beschlag nehmen, und bes
darauf, daß Ta-ufa mir die Kleider des Berau
wiederschaffen, und die Thäter ausliefern solle.
schien über diesen Vorfall äusserst betreten, und er
sogleich Maasregeln um mir ein Genüge zu lei
Anfänglich hatte der Auftritt dem versammelten V
ein solches Schrecken verursacht, daß die meisten
von geflohen waren; als sie aber bemerkten, da
weiter keine Feindseligkeiten ausübte, kamen sie w
zurück. Es währte auch nicht lange, so übergab
mir einen von den Thätern, und brachte ein He
nebst ein Paar langen Hosen zurück. Da die übr
gestohlnen Sachen vor einbrechender Nacht noch
angekommen waren, sah ich mich genöthigt, ohne
selben an Bord zu gehen; denn selbst bey Tages
war es, wegen der hochgehenden Wellen, mit der
ersten Schwierigkeit verbunden, die Boote aus
kleinen Bucht herauszubringen.

Am folgenden Morgen landete ich nochmals,
Ta-ufa's gestrige Freygebigkeit durch ein Gege
schenk zu erwiedern. Es war noch früh, und am

…st sollte nun …
…sen werden, a…
…elcher entweder…
…der wenigstens …
…lieben, um zu…
…e sich nehmlich …
…als ihn etwa zu…
…, zu Boden s…
…o ich diese Ge…
…bey Kanots und…
…nen, und bes…
…ber des Berau…
…sliefern solle.
…etreten, und e…
Genüge zu le…
…ersammelten …
…aß die meisten…
…bemerkten, da…
…, kamen sie w…
…ge, so übergab…
…brachte ein H…
Da die übr…
…Nacht noch …
…nöthigt, ohne…
…lbst bey Tages…
…llen, mit der…
…ie Boote aus…
…ich nochmals,…
…urch ein Geg…
…rüh, und am…

…gsplatze sah man nur wenig Eingebohrne. Sie …enen nicht ganz unbesorgt zu seyn, ich ließ sie aber …ch Omai versichern, daß wir nichts übles im Sinn …en, und zur Bekräftigung dessen, gab ich sowohl Kanots als den Gefangenen los. Alsbald heiterte ihr Gesicht auf, sie wurden wieder so guten Mu… als zuvor, und in kurzem umringten sie uns, wie …estrigen Tage, in einem großen Kreise, innerhalb …em der Befehlshaber nebst allen Vornehmen ihre …e einnahmen, Man brachte mir jezt die übrigen …dungsstücke, die aber, da man sie dem Manne …weise vom Leibe gerissen hatte, nicht werth waren …ord geschafft zu werden. Ta-ufa empfing nun… mein Geschenk, theilte es auf der Stelle mit drey …vier andern Befehlshabern, und behielt den klein… Antheil für sich. Das Ganze aber übertraf alle …artungen so sehr, daß einer von den Befehlsha…, ein ehrwürdiger Alter, mir sagte, sie hätten es …verdient, da sie mir so wenig gegeben hätten, und …von meinen Leuten so genißhandelt worden wäre. …blieb bey ihnen, bis sie ihre Schale Kawa aus… …hatten, bezahlte ihnen das Schwein, welches …ges zuvor mit an Bord genommen hatte, und …dann mit Ta-ufa und einem Bedienten von …laho an Bord zurück. Dem leztern händigte ich …Stück Stangen-Eisen ein, mit dem Auftrag es …n Herrn als ein Zeichen meiner Hochschätzung …Freundschaft zu überreichen, und in der That war …s kostbarste und nüzlichste Geschenk, welches ich …machen konnte. Bald darauf lichteten wir die …, und stachen mit einem leichten Süd-Ostwind …ee. Ta-ufa und die wenigen Insulaner die sich

noch bey uns an Bord befanden, verließen jezt d
Schiff und kehrten an Land zurück. Indem wir
Anker hoben, fanden wir das Kabeltau sehr durch
Klippen beschädigt; also ist die hiesige Rhede ni
sicher. Auch hatten wir daselbst eine sehr hohle S
von Südwesten her gehabt.

Wir waren noch nicht lange unter Segel,
wir ein segelndes Kanot von Tongatabu kommen
hen, das in die Bucht einlief, bey welcher wir
Anker gelegen hatten. Einige Stunden darauf
ein kleines Kanot mit vier Mann uns nachgerud
denn wir hatten sehr wenig Wind, und befanden
noch unweit der Küste. Diese Leute benachrichtig
uns, daß jenes segelnde Kanot den Befehl von T
gatabu herübergebracht habe, uns eine gewisse An
Schweine zu liefern; nebst der Versicherung,
der König und andere Befehlshaber innerhalb
Tagen bey uns seyn würden. Sie verlangten
daß wir wieder nach der Rheede zurückkehren möch
An der Zuverläßigkeit ihrer Aussage hatte ich nicht
geringste Ursach zu zweifeln; denn zwey von ih
waren selbst in dem segelnden Kanot aus Tongata
angekommen, und ausser jener Botschaft hatten
schlechterdings keine Veranlassung sich zu uns hin
zu begeben; allein da wir das Land nun einmal
Rücken und einen so ansehnlichen Vorrath von frisch
Lebensmitteln an Bord hatten, daß wir aller W
scheinlichkeit zufolge bis nach Otaheiti damit aus
men konnten, so war diesmal der Beweggrund n
wichtig genug, um mich zurückzubringen. Wir
ten auch in der That schon in E-u-a, ohne das

enk von Ta-ufa zu rechnen, einen ansehnlichen
orrath von Yamswurzeln, für kleine Nägel, im-
eichen eine ziemliche Anzahl von Schweinen einge-
uscht. Als die Abgeordneten sahen, daß wir nicht zu
wegen waren wieder mit ihnen zurückzukehren, ver-
gen sie uns bey Annäherung der Nacht, und mit
en gingen zugleich einige andere wieder an Land, die
ihren Kähnen etliche Kokosnüsse und Pompelmußen
n Tausch mitgebracht hatten, um auch den letzten
genblick, wo man noch etwas von unsern Waaren
handeln konnte, nicht ungenutzt zu lassen.

Achtzehntes Hauptstück.

Vortheile des Aufenthalts in den Freundschafts Inseln. Vorzüglichste Handelswaaren Erfrischungen, welche man daselbst erhält Anzahl der Inseln nebst ihrem Namenve zeichniß. Keppels und Boscawens In seln gehören mit dazu. Nachricht von de Inseln Wawau, Hamoa und Fidsch Reisen der Insulaner in ihren Canot Schwierigkeit sich genaue Nachrichten verschaffen. Beschreibung der Einwohn beyderley Geschlechts, ihrer Farbe, ihr Krankheiten, ihrer Gemüthsart, ihr Haarputzes, ihrer Punkturen, Kleidungs stücke und Zierrathen, und endlich ihr Reinlichkeit.

Nachdem wir uns auf solche Art über drittehal Monathe bey der Gruppe der Freundschafts-In seln verweilt hatten, nahmen wir endlich Abschied vo ihnen und ihren Einwohnern, mit denen wir die gan Zeit hindurch in herzlicher Eintracht und Freundscha gelebt hatten. Die kleinen zufälligen Uneinigkeite die sich zuweilen zwischen uns ereigneten, rühr[illegible] theil von dem Hange der Insulaner zum Stehlen, theil von unserer gar zu großen Nachlässigkeit her. D hieraus entstehenden Zwistigkeiten hatten aber nie u angenehme Folgen, indem ich diesen durch zweckmäßig Maasregeln möglichst vorzubeugen suchte. Daher b

auch vollkommen überzeugt, daß wenige an Bord aren, die sich nicht ungern von ihren hiesigen Freun- n trennten. Wir hatten übrigens die Zeit unseres ufenthalts gar wohl genutzt, wenig von unserm chifsvorrath verbraucht, und nicht nur größtentheils den Landesprodukten gelebt, sondern auch eine enge Erfrischungen auf den Weg mitgenommen, mit wir eine zweyte ähnliche Station zu erreichen ffen konnten. Ueberdem hatte ich die Freude gehabt, esem guten Volke neue nützliche Thierarten zuzufüh- , und zugleich den übrigen Viehstand, den ich für aheiti bestimmte, auf der Weide in Tongatabu er- ckt und gestärkt, und endlich, was das beste war, hatte alle diese wesentlichen Vortheile ohne Zeitver- , und ohne die Betreibung unseres Hauptendzwecks en Augenblick unnöthig aufzuschieben, erreicht. enn, wie ich schon erwähnt habe, war die schickli- Jahrszeit um nach Norden zu gehen, bereits ver- ffen, noch ehe ich mich entschloß, die Freundschafts- seln zu besuchen.

Außer jenen unmittelbaren und wechselsei- n Vortheilen aber, welche meine diesma- Anwesenheit allhier, sowohl uns, als den Insu- ern verschaffte, kann die nähere Kenntniß die ich urch von dieser Weltgegend erlangt habe, künfti- n europäischen Seefahrern, falls deren einige in un- e Fußtapfen treten sollten, sehr zu Statten kommen. ben so wird vermuthlich der philosophische Leser, der Menschheit gern aus einem neuen Gesichtspunkte achtet, und über auffallende doch treue Darstellung körperlichen Eigenthümlichkeiten, der Gebräuche, Kunstwerke, der Religionsbegriffe, der Verfas-

sung und Sprache des minder gesitteten Menschen, i
entfernten, neuentdeckten Weltgegenden nachzudenk
gewohnt ist, in den Bemerkungen, die ich über d
Einwohner dieses Archipels gesammelt habe, weni
stens Unterhaltung, wo nicht auch Belehrung finde
Ich unterbreche jezt das Tagebuch unserer weiteren Reis
um unsre allgemeinen Beobachtungen über jene ve
schiedenen Gegenstände hier zusammenhängend mi
zutheilen.

Die Erfahrung belehrte uns bald, daß Eisen
räth, im Durchschnitt, die beste Handelswaare f
den hiesigen Markt wäre. Aexte und Beile, Nä
von der größten bis zu einer mittleren Sorte, allerl
Feilen und Messer werden sehr gesucht. Rothes Tu
weiße und gefärbte Leinwand, Spiegel und Glas
rallen haben ebenfalls ihren Werth; von lezteren zie
man aber die blauen allen andern vor, und achtet wei
am geringsten. Für eine Schnur solcher blauen Gl
korallen konnten wir allemal ein Schwein bekomm
Gleichwohl haben diese Sachen, die bloß zum Zi
rath gereichen, keinen festbestimmten Werth, und k
nen einmal sehr gesucht, das anderemal gar nicht g
achtet werden. Anfangs, bald nach unserer Ankun
in Anamoka, wollten zum Beyspiel die dortigen Ei
wohner sie nicht einmal für Früchte eintauschen; alle
Finau's Gegenwart veränderte alles; er gab den To
an, die Glaskorallen wurden Mode, und stiegen i
Werth, bis man, wie ich eben gesagt habe, sog
Schweine dafür gab. Gegen die weiter oben genann
Handelswaaren sind hier alle Erfrischungen und Lebens
mittel, zu haben, welche die Inseln hervorbringen, nemlich

…en Menschen, i… Schweine, Hüner, Fische, Yamswurzeln, Brod-
…den nachzudenke… nicht, Pisangs, Kokosnüsse, Zuckerrohr, und über-
… die ich über di… haupt alles, was man nur in Otaheiti und den So-
…elt habe, weni… ciäts-Inseln zu bekommen pflegt. Die Yams der
…Belehrung finde… Freundschafts-Inseln sind vortreflich, und lassen sich,
…er weiteren Reis… wenn sie völlig ausgewachsen sind, als Schifsvorrath
…en über jene va… sehr lange aufbewahren. Das hiesige Schweinefleisch
…nenhängend mi… ist, nebst der Brodfrucht und den Pisangs, sind,
…wenn schon nicht schlecht, doch den otaheitischen kei-
…weges zu vergleichen.

…ld, daß Eisen… Gutes Wasser, dessen man auf langen Seereisen
…Handelswaare f… sehr bedarf, ist in diesen Inseln äusserst selten. Man
…nd Beile, Mä… findet zwar auf einer jeden Wasser, allein entweder in
…Sorte, aller… zu geringer Menge, oder in einer so unbequemen
…. Rothes Tu… Lage, daß die Seefahrenden sich dessen nicht bedienen
…egel und Glas… können. Will man es indeß mit der Eigenschaft des
…von lezteren zi… Wassers so genau nicht nehmen, so kann man sich hier
…, und achtet wei… nämlich wohl damit versehen. Während daß wir bey
…cher blauen Gl… Matavai, auf dem Rückwege von Hapai, vor Anker
…hwein bekomm… lagen, berichteten uns einige Einwohner von Kao
…bloß zum Zi… (Kahao) daß sich an der Südwestseite dieser Insel ein
…Werth, und k… Fluß von dem Berge herab ins Meer stürze. Diese
…mal gar nicht g… Bucht liegt dem ebenfalls hohen Eilande Tofoa gegen-
…unserer Ankun… über, dessen ziemlich ansehnlicher Vulkan die ganze
…die dortigen Ei… Zeit über, daß wir ihn sehen konnten, Flammen aus-
…ntauschen; alle… stieß. Vielleicht kann es künftigen Seefahrern nütz-
…er gab den To… lich seyn, sich nach dem dortigen Bache umzusehen,
…und stiegen i… weil es an jener Küste, nach Aussage der Einwohner,
…gt habe, sog… Ankergrund geben soll. Der schwarze Stein, aus
…er oben genann… welchem die Insulaner in den Freundschafts-Inseln
…ngen und Lebe… ihre Aexte und andere Werkzeuge verfertigen, soll ein
…bringen, nemlic… Naturprodukt von Tofoa seyn.

Zu den Freundschafts-Inseln (*Friendly-Islands*) muß man nicht nur die von mir besuchte Gru[ppe] der Hapai-Inseln rechnen, sondern auch alle Nor[d]wärts, beynahe unter demselben Meridian entdeckte imgleichen einige bisher noch von keinem Europäer g[e]sehene Inseln. Sie stehen insgesammt unter Ton[ga]tabu, welche zwar nicht die größte, jedoch die vor[z]üglichste, und der Sitz der Regierung ist. Die Nac[h]richten, welche wir von den Insulanern erhielten, b[e]weisen, daß dieser Archipel von großem Umfange i[st]. Sie zählten uns mehr als hundert und funfzig Insel auf, indem sie sich dazu für jede eines Stückchens P[a]pier bedienten, und Herr Anderson erlangte sog[ar] die Namen derselben. Funfzehn darunter sollen hoc[h] und bergigt, wie Tofoa und E-u-a, und fünf un[d] dreyßig von großem Umfange seyn. Hapai, welche die Insulaner nur für Eine Insel ansehen, Tongatab[u] und E-u-a sind die drey großen Inseln, welche a[uf] dieser Reise besucht wurden. Wie groß nun die übr[i]gen, noch unbesuchten, zwey und dreyßig seyn mög[en] läßt sich nicht bestimmen, doch müssen sie sämmtl[ich] größer als Anamoka seyn, welches die Eingebohrn[en] ausdrücklich unter die kleinen Inseln zählten, und denen letzteren es freylich auch kleine Pünktchen gieb[t] die nicht einmal bewohnt sind. Ein und sechzig E[i]lande stehen auf der Charte, die ich von den Freund[-] schafts-Inseln, und von dem Hafen von Tongatab[u] geliefert habe, an ihrem rechten Orte, mit Nam[en] verzeichnet; die genaue Lage der übrigen in dieser Nac[h]barschaft vorhandenen, (deren Anzahl sich ohngefä[hr] auf hundert erstrecken mag, und die wir nicht gesehe[n] haben,) — diese mag ein künftiger Seefahrer besti[m]

, der nach mir, als Entdecker, das stille Welt-
r beschiffen wird. Das folgende Verzeichniß die-
Inseln, ist aus den Nachrichten der Insulaner ge-
melt, und kann bey künftigen Untersuchungen zum
faden dienen.

menverzeichniß der Freundschafts- und einiger an-
Inseln die dorten in der Nachbarschaft belegen
nd, nach der Angabe der Einwohner von Ana-
vioka, Hapai, und Tongatabu. *)

uifiwa.	Golabbi.	Kologobili.
alona.	Waga-itu.	Kollokolahi.
ngabunga.	Go-wakka.	Maragifáa.
eritoa.	Gufu.	Malladschi.
gu-eatta.	Mafanna.	Mallalahi.
u-a-nugu-nugu.	Kollo-u-a.	Go-nugu-lái.
gu-a.	Tabanna.	Tunabá.
ua.	Motuha.	Konnewai.
ua-ika.	Luakabba.	Konnewao.
ufaiau.	Wawau.	Moggodu.
nau.	Koloa.	Luamoggo.
náa.	Fasine.	Boloa.
ka.	Ta-unga.	Tufagga.
uku-nama.	Kobakimotu.	Lugubahanga.

* In diesem Verzeichniß sind diejenigen Inseln, welchen die Insulaner einen großen Umfang beylegten, durch eine größere Schrift ausgezeichnet. Wegen der Rechtschreibung muß ich mich auf meine vorhergehenden Anmerkungen beziehen; so viel fällt in die Augen, daß Ko und Go, Nugu und Nuku, Wagga und Wakka, einerley Sylben sind, wenn sie gleich hier verschiedentlich geschrieben werden.

Ko-unugu.	Kongahunoho.	Taula.
Ginagina.	Komalla.	Maninita.
Kowaurogohifo.	Konoababu.	Jonua-uma.
Kottedschi-a.	Konnetalli.	Jonu-onne-on
Kokabba.	Komongoraffa.	Wegaffa.
Novabahu.	Kotulu-a.	Fuamotu.
Jonualái.	Konagillelawu.	Kopau.
Tattahai.	Tufanaitollo.	Kowu-ia.
Latte.	Tufanailaa.	Kongáriki.
Nuafo.	Kogupulu.	Tafiduwáa.
Fidschi.	Hawai-iki.	Hamoa.
Uwáa.	Tutu-ila.	Niu-tabu-tab
Kongáa-rahai.	Manuka.	Fotuna. *)
Ko-tubou.	Leschánga.	Waitubu.
Komotti.	Pappatáa.	Lotuma.
Komoarra.	Laubatta.	Toggelao.
Kolawa.	Olu.	Talawa.
Kofuna.	Takaunowi.	

*) Merkwürdig ist es, daß die Insulaner in Tanna, net der neuen Hebriden-Inseln, eine benachbarte sel, welche in unsern Charten Irronan heißt, zuw auch Futuna nannten, und zugleich erzählten, werde eine Sprache gesprochen, welche auch einige ihnen verständen, und die nach den von uns gesam ten Wörtern zu urtheilen, völlig mit der auf den Fre schafts-Inseln übereinstimmt. Dieses Fotuna im zeichniß, ist also mit dem neuhebridischen vermut einerley. Ja die Tannesen wußten auch von einer sel Itonga (i-Tonga) zu erzählen, wo eben die Sp che wie in Futuna gesprochen würde; sollte dies Tonga seyn, wie die Insulaner in den Freundsch Inseln ihre vornehmste Insel oft genug, ohne den

Ich zweifle im geringsten nicht, daß die von Tas- entdeckten Prinz-Wilhelms-Eilande in die- Verzeichnisse mitbegriffen sind, weil man uns in ai erzählte, daß, drey bis vier Tagereisen weit Nordwesten, eine Gruppe von mehr als vierzig n läge, welches sehr wohl mit Tasmans Nach- on den Prinz Wilhelms-Eilanden, in seiner eschreibung, übereinstimmt. *)

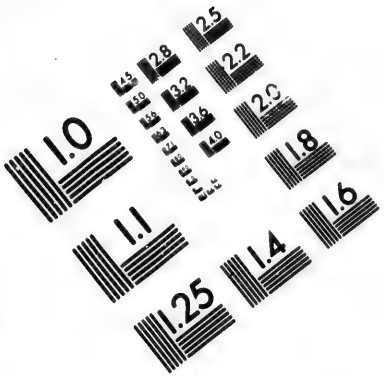
Wir haben überdies allen Grund zu vermuthen, uch zwey vom Capitain Wallis im Jahr 1765 te Eylande, **) nemlich die Keppels- und Bos- ns-Inseln, in obigem Verzeichniß mit begrif- nd nicht allein den hiesigen Insulanern bekannt sondern auch mit ihnen unter eben demselben errn stehen. Die folgende Nachricht scheint mir

---

tz: Tabu, nennen? So wäre also eine, wenigs ens mittelbare, Gemeinschaft zwischen zwey ziemlich eit entlegenen Inselgruppen sehr wahrscheinlich. Was der Folge von den Sitten der Einwohner von Fidschi rkommt, scheint mir diese Muthmaßung noch wahr- einlicher zu machen. G. F.

Tasman sahe achtzehn bis zwanzig von diesen Inseln, ren jede mit Sandbänken, Untiefen und Klippen ums ben war. Einige Charten haben in dieser Gegend ch die Heemskirks-Banken. S. Dalrymples Col- ction of Voyages to the South Pacific Ocean Vol. II. 83. imgleichen Campbells Ausgabe von Harris's Voya- s Vol. I. p. 325. Anmerk. der Urschrift.

Man sehe Hawkesworths Sammlung der englischen See- n und Entdeckungen im Südmeer im ersten Theile. G. F.



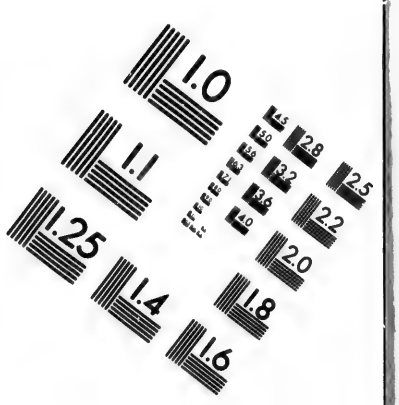
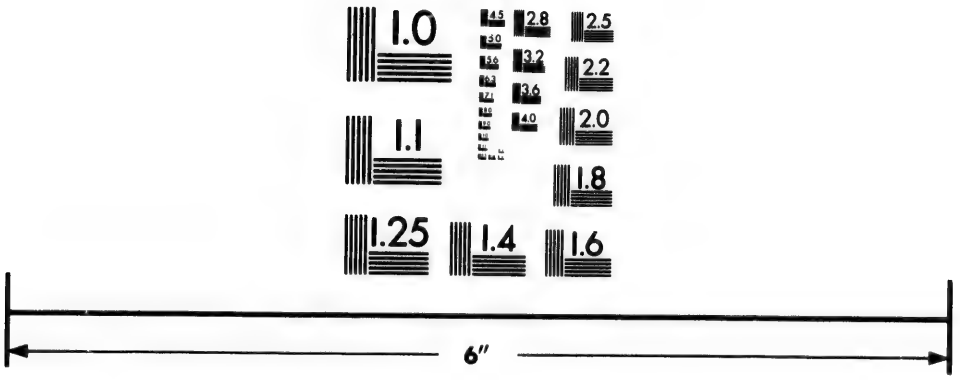
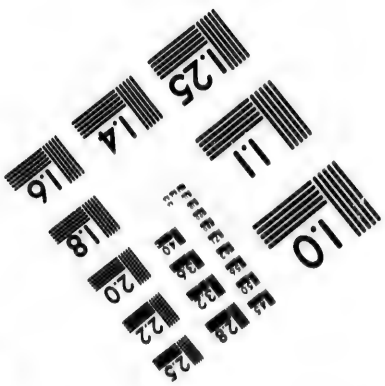


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Photographic
Sciences
Corporation

33 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.5
2.2
2.0
1.8
1.1
1.0

über diesen Punkt völlig entscheidend zu seyn. [illegible] fragte einst den König Paulaho, auf welche Art [illegible] Einwohner von Tongatabu mit Eisen bekannt gew[illegible] den wären, und woher sie ein kleines eisernes We[illegible] zeug, welches ich bey meiner ersten Anwesenheit [illegible] selbst, (auf meiner vorigen Reise) bey ihnen vorge[illegible] den, erhalten hätten? Er antwortete mir: das [illegible] sen sey von einer Insel, Namens Niu-tabu-t[illegible] gekommen. Ich erkundigte mich weiter, ob er wü[illegible] woher die Einwohner von Niu-tabu-tabu es er[illegible] ten hätten? Auch hierüber gab er mir ganz umst[illegible] liche Auskunft. Ein Insulaner, sagte er, hätt[illegible] nen Streitkolben an ein fremdes Schiff für fünf [illegible] gel verkauft, welche hernach nach Tongatabu ge[illegible] worden wären. Dies, fügte er hinzu, sey das [illegible] Eisen, welches ihnen bekannt geworden; also n[illegible] dasjenige, welches Tasmann hier zurückgelassen [illegible] ben mochte, längst abgenutzt und vergessen wo[illegible] seyn. Ich erkundigte mich sehr genau nach der [illegible] Gestalt und Größe der Insel, und verlangte zu [illegible] sen, wenn das Schiff dort gewesen wäre, wie [illegible] es sich aufgehalten hätte; ob mehrere Schiffe zu[illegible] erschienen wären? u. s. w. Das Wesentlichste [illegible] diese Punkte schien ihm sehr frisch im Gedächtn[illegible] seyn. Er wußte mir zu sagen, es sey nur ein [illegible] dort gewesen, welches nicht einmal den Anker g[illegible] sen, sondern nur ein Boot an Land geschickt, [illegible] hierauf die Insel verlassen habe. Einige Nebe[illegible] stände bewiesen auch deutlich, daß dies noch nic[illegible] langen Jahren geschehen seyn konnte. Ferner be[illegible] er mich, daß neben Niu-tabu-tabu noch eine a[illegible] Insel belegen sey, und daß er selbst sie beyde b[illegible]

e. Die eine beschrieb er als ein hohes Land, und
r Pikförmig wie Kao (*Ghao*), und nannte sie
tahi; die andere, auf welche die Bootsleute von
großen Schiffe gelandet wären, oder Niu-tabu-
u, sey viel niedriger. Die Eingebohrnen beyder
eln wären Eines Stammes mit denen von Ton-
bu, bauten ihre Canots auf eben die Art, hätten
veine und Hüner, und einerley Produkte des
nzenreichs. Es war augenscheinlich, daß das
angeführte Schiff kein anderes als der Dolphin
welchem Capitain Wallis im Jahr 1765 in der
see war) seyn konnte; denn außer diesem war vor
em ersten Besuch auf den Freundschaftsinseln, neu-
kein einzelnes europäisches Schiff, in dieser Ge-
gewesen. *)

*) Herr Wallis rechnet zwar beyde, sowohl Keppels- als Boscawens-Insel unter die hohen; allein, daß die eine höher als die andere seyn müsse, scheint daraus zu erhellen, daß er sagt, sie habe die Gestalt eines Zuckerhuts, welches die von den Insulanern bemerkte Aehnlichkeit mit dem Felsen Kao (Ghao) noch auffallender macht. Boscawens Eiland scheint demnach Kutahi, und Keppels Eiland Niu-tabu-tabu zu seyn, welches letztere in dem Verzeichniß unter den größeren vorkommt. Anmerk. der Urschrift. Man muß nicht vergessen, daß lange vor Wallis, nämlich im Jahr 1616, die holländischen Seefahrer Schouten und Le Maire, diese beyden Inseln schon entdeckt, und mit dem Namen Kokos- und Verräther-eilande bezeichnet haben. Ohne Zweifel gehörten ihre Hoorn- und Hoop- (Hofnungs) Inseln ebenfalls zum Archipel der Freundschaftsinseln, und

Die wichtigsten unter den benachbarten Insel
von denen wir jezt zum erstenmal, und zwar sehr a
führlich sprechen hörten, nannte man Hamoa, W
wau und Fidschi (*Feejee*) von denen jede größer
Tongatabu seyn soll. So viel ich weiß, hat sie n
kein Europäer gesehen, obgleich die Tasmanni
Charte in 19° S. Br., ungefähr in der Lage wo
Wawau vermuthe, ein sehr kleines Inselchen an
ret. Allein Wawau ist nach dem einstimmigen Ze
nisse aller unserer Freunde von Tongatabu, gr
als diese letztere Insel, und hat hohe Berge.
würde mich gewiß, in Finau's Begleitung, von
pai dorthin begeben haben, wenn er mich dazu
nicht durch das Vorgeben, es sey ein kleines Ei
ohne Hafen, zurückgehalten hätte. Paulaho
rheuerte mir in der Folge, es sey eine große I
und bringe nicht nur alles, wie Tongatabu he
sondern habe obendrein mehrere Bäche frischen W
sers, und einen eben so guten Hafen, als der hi
Er war erbötig, mich dorthin zu begleiten, und
noch hinzu, wenn ich nicht alles so fände, wie
beschriebe, so möchte ich ihn ums Leben bringen.
konnte seine Nachrichten auf keinen Fall in Zweif
hen, sondern war überzeugt, daß Finau, aus i
einer eigennützigen Absicht, mich hintergangen h

Hamoa steht ebenfalls unter der Oberher
von Tongatabu, und liegt zwey Tagereisen

---

stehen, wahrscheinlicherweise unter anderen Nam
dem obigen Verzeichniß. Eben das kann man v
Isles des Navigateurs sagen, die der Herr von Bo
ville etwas mehr Nordwärts entdeckt hat. G. F.

...d Westwärts von Wawau. Man beschrieb diese Insel als die größte von allen hiehergehöri... Sie sollte gute Hafen und gutes Wasser haben, alle Erfrischungen welche wir hier fanden, in Ue...uß hervorbringen, weshalb auch Paulaho selbst ...t zu seinem Aufenthalte wählt. Die dortigen ...ohner stehen allem Anschein nach bey denen von ...gatabu in großen Ehren, denn verschiedene Lie... ...nd Tänze, womit man uns unterhielt, sollten ...ahmungen der dortigen seyn; auch sahen wir ...er, welche nach der Bauart von Hamoa errich... ...waren. Herr Anderson erfuhr folgende drey ...te, aus der dortigen Mundart:

...amolao, ein Mann von der höhern Klasse. *)
...amaetai, ein Frauenzimmer von Stande.
...olle, ein gemeiner Mann.

...Fidschi soll drey Tagereisen Nordwest gen We... ...on Tongatabu liegen. Es wird als eine hohe, ...e fruchtbare Insel beschrieben, wo es Schweine, ..., Hüner und alle Arten hiesiger Früchte und ...ln im Ueberfluß giebt. An Größe soll es Ton... ...u weit übertreffen. Es steht auch nicht unter

* Die edlen Familien, welche in den Carolineninseln herr... ...schen, heißen dort Tamoles, und in jedem Bezirk ste... ...hen alle unter einem obersten Tamole. Lettres Edifian... ...tes Tom. XV. p. 312. Offenbar ist also hier in Ha... ...waa noch dasselbe Wort gebräuchlich, und vermuthlich ...würde man auch endlich auf die Spur kommen können, ...wie diese Insel von jenen bevölkert worden ist. G. F.

gleicher Bothmäßigkeit, wie die übrigen Inseln di
Gruppe; im Gegentheil bekriegen Fidschi und T
gatabu einander oft, und die Einwohner der le
scheinen sich vor ihren Feinden sehr zu fürchten,
drückten ihr Unvermögen, den Männern von Fid
zu widerstehen, dadurch aus, daß sie den Leib
wärts bogen, und das Gesicht mit den Händen be
ren. Auch ist es kein Wunder, daß jene sich so fu
bar gemacht haben; sie wissen nicht nur überaus
schickt mit dem Bogen und der Schleuder umzuge
sondern haben auch den barbarischen Gebrauch,
Feinde, die sie in der Schlacht erlegen, wie die
seeländer, zu verzehren. Daß dies keine unge
Beschuldigung sey, davon überzeugten wir uns
Nachfragen bey einigen Leuten aus Fidschi, di
auf Tongatabu antrafen, und welche diese geh
Anklage keinesweges von sich abzulehnen suchten.
dieser Veranlassung möchte ich diejenigen, welch
Hunger als die Ursach des Menschenfressens ang
fragen, was wohl die Einwohner von Fidschi
gen kann, mitten im Ueberfluß eine solche Gewoh
beyzubehalten? Die Einwohner von Tonga
verabscheuen diesen Gebrauch, ob sie gleich aus
die Freundschaft ihrer wilden Nachbaren suchen.
weilen wagen sie es indeß doch, mit ihnen auf
eigenen Insel handgemein zu werden, um roth
dern mit sich weg zu nehmen, die dort sehr häufig
sollen, und bey den Einwohnern der Freundscha
seln in hohem Werth stehen. Wenn die beyden
seln Frieden haben, so scheint das Verkehr zwi
ihnen ziemlich fleißig unterhalten zu werden.
Zweifel sind sie aber einander erst kürzlich bekann

…rigen Inseln di… …den, weil sonst Tongatabu und die zunächstlie…
…Fidschi und T… …en Inseln wohl eher eine Race von Hunden aus
…nwohner der le… …schi, wo sie häufig sind, herüber geholt hätten.
…r zu fürchten, … …e Thiere waren aber im Jahr 1773, als ich Ton…
…ännern von Fid… …bu zum erstenmal besuchte, daselbst noch nicht
…ß sie den Leib … …anden.

…den Händen be… Die Einwohner von Fidschi, welche wir in Ton…
…aß jene sich so fu… …bu antrafen, waren um eine ganze Schattirung
…icht nur überaus… …er von Farbe, als die Einwohner der Freund…
…chleuder umzuge… …s-Inseln zu seyn pflegen. Das linke Ohr des
…hen Gebrauch, … war aufgeschlitzt, und das Läppchen so lang ge…
…legen, wie die … , daß es beynahe bis auf die Schulter reichte;
…ies keine unge… Sitte, die ich während meiner zweyten Reise auch
…ugten wir uns … …ndern Südseeinseln bemerkt hatte. Man schien
…us Fidschi, di… Leuten hier mit vorzüglicher Achtung zu begeg…
…welche diese geh… woran ihre Geschicklichkeit vielleicht eben so gros…
…lehnen suchten. …ntheil hatte, als die Macht und Grausamkeit ih…
…iejenigen, welch… …ation im Kriege; denn nach einigen Proben von
…chenfressens ang… Arbeit zu urtheilen, übertrift sie noch die von
…r von Fidschi … …atabu; ihre Keulen und Spieße sind meister…
…ne solche Gewoh… …eschnitzt, ihre Zeuge schön gestreift, und ihre
…r von Tonga… …n gefleckt; auch ihre irdenen Töpfe und andere
…sie gleich aus … …en hatten etwas Vorzügliches, nicht sowohl was
…bbaren suchen. …toff, als was die Bearbeitung betrift.
…mit ihnen auf…

…rden, um roth… Ich habe bereits erwähnt, daß man in drey Ta…
…dort sehr häufig … von Tongatabu nach Fidschi segeln kann; denn
…der Freundsch… …eisen sind das einzige Maas, dessen sich die hie…
…Denn die beyden … Insulaner bedienen, um die Entfernungen zwi…
…s Verkehr zwi… …verschiedenen Inseln anzugeben. Um etwas ge…
…zu werden. … bestimmen zu können, wie schnell die hiesigen
…kürzlich bekann… …s bey gemäßigtem Winde segeln, begab ich mich

an Bord eines derselben, und stellte mit dem Log m
zere Versuche an, welche mich überzeugten, daß es
einem mäßigen Winde und zwar dicht an demselben,
einer Stunde sieben bis acht Englische Meilen zurück
Dies nehme ich also für ein ungefähres Mittelmaaß
nach welchem sich die Länge der hiesigen Tagereisen
stimmen ließe. Doch muß man nicht einen Tag
vier und zwanzig Stunden rechnen; denn eine Tage
bedeutet bey ihnen nur den Zeitraum von Morgen
Abend, also zehn oder höchstens zwölf Stunden. Z
Tagereisen begreifen in sich den Zeitraum vom Ma
des ersten bis zum Abend des andern Tages u. s. f.
ihrer Fahrt richten sie sich bey Tage nach der So
und bey Nacht nach den Sternen. Ist aber der H
mel umwölkt, so bemerken sie die Richtung, in we
Wind und Wellen bisher auf ihr Fahrzeug zuka
Aendern sich, in der Dunkelheit der Nacht, Wind
Wogen zugleich, wie denn dies innerhalb der Gre
des Passatwindes gewöhnlich immer zur Nachtzeit
schieht; so gehen die Fahrzeuge irre, verfehlen sel
ihren bestimmten Hafen, und kommen nicht wieder
Vorschein. Die Geschichte von Omai's Landsle
die nach Watiu verschlagen wurden, scheint indes
beweisen, daß die Verirrten nicht allemal verloren g

Der Hafen von Tongatabu ist bey weitem
beste Ankerplatz, den ich noch in den Freundschafts-
seln angetroffen habe. Er ist überaus sicher und ge
mig und hat ganz reinen Grund. Die Gefahr, der
uns beym Hineinsegeln aussetzten, muß billig jeden f
tigen Seemann abhalten, mit einem Schiffe von ei
Größe diesen Weg zu versuchen, da der andere

chem wir herausgingen, so viel bequemer und sicherer
Allein wenn gleich Tongatabu den besten Hafen
, so ist doch das Wasser in Anamoka besser, ohne
wegen eben sehr gut zu seyn. Will man darnach gra-
, so bekömmt man nah am Rande des Teichs, schon
erträgliches Wasser. Uebrigens liegt diese Insel
bequemsten, um aus allen übrigen Erfrischungen
in zu ziehen; denn sie ist beynahe der Mittelpunkt
ganzen Gruppe. Außer der Rheede, wo wir vor
r lagen, und einem Hafen innerhalb der Südwest-
, giebt es an der Nordseite, gerade vor der östli-
sandigen Bucht, noch eine Vertiefung in dem Rief
wey bis drey Schiffe sehr sicher liegen können, wenn
s Vor- und Hintertheil festmachen, und ihre Anker
ittelbar an die Felsen legen.

Die Hapai-Inseln sind bereits beschrieben wor-
hier füge ich nur hinzu, daß sie sich, von Süd-
gen Süden nach Nordost gen Norden, neunzehn
ische Meilen weit erstrecken. Ihre Nordspitze liegt
9° 39′ S. Br. und 33′ östlicher Länge von Ana-
. Zwischen ihnen und der letzteren Insel liegen
Menge kleine Inselchen, Sandbänke und Klippen.
sicherste Weg nach Hapai ist also entweder der,
ch genommen, oder nordwärts herum. Lefuga,
ren Nähe wir vor Anker lagen, ist die fruchtbarste
apai-Inseln, und am stärksten bewohnt. Längs
Nordwestseite dieser Insel findet man Ankergrund;
man muß ihn zuvor sorgfältig untersuchen, denn
Senkbley bringt öfters feinen Sand herauf, und
liegen scharfe Korallklippen dabey, welche die Ka-
e in kurzer Zeit zerschneiden.

Da ich mich zwey bis drey Monathe bey die
Inseln aufgehalten habe, so erwartet man vielleicht, d
ich eine ziemlich umständliche Nachricht von den Gebr
chen, Meynungen, und, politischen sowohl als gott
dienstlichen, Verfassungen ihrer Einwohner mittheil
und jede etwanige Schwierigkeit lösen solle; zumal
wir jemanden an Bord hatten, der einen Dollmetsc
vorstellen konnte, weil er die dortige Sprache und
unsrige verstand. Allein dem guten Omai fehlte
nur gar zu sehr an den zu einem Dollmetscher erfordr
chen Eigenschaften. Sobald der Gegenstand uns
Nachforschung nicht unmittelbar vor Augen gestellt
den konnte, hatte es allemal große Schwierigkeit,
einige Auskunft zu erhalten, ohne in unzählige Miß
ständnisse zu verfallen; Omai aber war diesen Ver
rungen noch weit mehr ausgesetzt, als wir, denn er h
keine Neugier, und gab sich folglich nicht die geri
Mühe, selbst zu beobachten oder zu forschen. Hat
auch zuweilen den guten Willen uns etwas zu erklä
so schienen seine Begriffe doch so eingeschränkt und
den unsrigen so verschieden zu seyn, daß er uns mit
nen Nachrichten nur noch mehr verwirrte. Auch
sich unter den hiesigen Einwohnern selten jemand,
zugleich Fähigkeit und Neigung gehabt hätte, uns
Belehrung, die wir wünschten, zu ertheilen; die me
äusserten vielmehr eine offenbare Abneigung, sich
Fragen einzulassen, die ihnen vermuthlich sehr un
dünkten. In Tongatabu, wo wir uns die lä
Zeit aufhielten, war uns überdem unser Standort
günstig, denn in der Nachbarschaft desselben woh
blos einige Fischerleute. Die Einwohner also, die
andern Gegenden der Insel zu uns kamen, hielten,

ste, immerwährende Feyertage; und wenn wir uns-
Seits sie, in ihren Wohnungen, besuchten, so ver-
ßten wir sie wieder zu Feyertagen, oder zu Festen,
uns zu Ehren angestellt wurden. Auf solche Art fiel
fast alle Gelegenheit weg, uns mit der häuslichen
richtung und der gewöhnlichen alltäglichen Lebensart
Einwohner bekannt zu machen, und es blieben daher
serer Kenntniß noch manche Lücken, die auch die
ltigste Aufmerksamkeit nicht ausfüllen konnte. Von
Inhalt des gegenwärtigen und nächstfolgenden Haupt-
s verdanke ich einen großen Theil Herrn Anderson.
er mit mir übereinstimmte, habe ich mich mehren-
seiner Worte bedient, in allem aber was Religion
Sprache betrift, ihn allein reden lassen.

Die Einwohner der Freundschafts-Inseln sind fast
gehends von mittler Größe, (ob es gleich auch ei-
einzelne Personen unter ihnen gab, die, gemessen,
Schuh, Englisch, waren,) dabey aber stark und
gebaut, zumal was die Extremitäten betrift. In
Schultern sind sie gemeiniglich breit; am ganzen
r stehen, von öfterer Anstrengung und Uebung, die
eln stark hervor, so daß man eher sagen kann sie
stark- als schöngebildet, indeß sieht man auch man-
die wahrhaft schön zu nennen sind. Ihre Gesichts-
sind sehr mannichfaltig, so daß es fast unmöglich
ihre Nationalphysiognomie anzugeben. Ein ziem-
allgemeiner Zug ist das Runde und Volle an der
nspitze. Zu hunderten fanden wir aber unter ihnen
Europäische Gesichter und viele ächt Römische Na-
Sie haben gute Augen und gute Zähne, doch
die letzteren weder so ausserordentlich weiß noch so

eben, wie man sie oft bey Indianischen *) Völkern
merkt. Dagegen haben die wenigsten unter ihnen je
ungewöhnlich dicken Lippen, welche sonst bey Völk
dieser Art eben so häufig als schöne Zähne angetro
werden.

Das Frauenzimmer unterscheidet sich von d
Mannspersonen nicht sowohl in Ansehung der Gesich
bildung, als der ganzen Figur, die mehrentheils nic
von jener muskulösen Festigkeit und Stärke an sich h
Es giebt auch einige unter ihnen, deren sanfte Züge
wahren Charakter ihres Geschlechts haben, und zugl
auf Schönheit und Ausdruck gegründeten Anspruch m
chen können; indeß sind diese Beyspiele hier nicht so
gemein, als in andern Ländern. Das Gesicht ist
das unregelmäßigste an ihnen, denn durchgehends
ihr Körper, nebst allen Gliedmaßen wohlproportion
ja zuweilen von musterhaftem Ebenmaaß. Das a
fallendste, was sie vorzüglich auszeichnet, sind die
gemein kleinen, zarten Finger, welche den schönste
Europa den Vorzug streitig machen würden.

Im Durchschnitt ist die Farbe der hiesigen E
wohnet um eine Schattirung dunkler als Kupferbra
es giebt aber auch Männer und Weiber von einer m
ren Olivenfarbe, imgleichen unter den Weibern ein
die noch weit heller (*fairer*) sind, vermuthlich weil

*) *Indian* soll hier gar nicht die Abstammung aus dem
de am Ganges, sondern nur überhaupt einen minder
sitteten Eingebohrnen eines fremden Welttheils bez
nen. G. F.

der Sonne weniger ausgesetzt haben *); so wie eine
ge zur Corpulenz, bey einigen wenigen Vornehmen,
Folge ihrer unthätigeren Lebensart zu seyn scheint.
diesen letzteren findet man auch häufig eine weiche
sehr reine Haut, da man hingegen an dem Volke
haupt mehrentheils eine etwas matte, und rauhe
bemerkt, und zwar hauptsächlich an unbekleideten
len, welches vielleicht von einer Hautkrankheit her-
. In Hapai sahen wir einen Mann und einen
ben, imgleichen in Anamoka ein Kind von völlig
er Farbe. Dergleichen Beyspiele hat man bey allen
arzen Völkern wahrgenommen; ich glaube aber,
die weiße Farbe bey ihnen vielmehr die Folge einer

*) Ich weiß nicht, ob der Verfasser hier meynt, daß die Olivenfarbe heller als dunkles Kupferbraun ist; meines Erachtens sind es nicht einmal Nüancen Einer Hauptfarbe; denn beym Olivenfärbigen denkt man sich doch gewöhnlich eine Mischung von Schwarz und Gelb, und von keinem von beyden ist im Kupferbraun eine Spur zu finden. Wahr ist es indeß, daß man sowohl braune Menschen, als andere die eine Mischung von Schwarz in ihrer Farbe haben, (mithin ebenfalls olivenfärbig heißen könnten) in den Freundschaftlichen Inseln antrift; vielleicht sind diese letzteren Fremde, oder Abkömmlinge von Fremden, etwa wie oben von den Einwohnern von Fidschi, welche in Tongatabu gesehen worden, bemerkt wird, daß sie um eine Schattirung dunkler gewesen. Die noch helleren Einwohner aber, würde ich für weniger dunkelbraun halten, ohne alle Einmischung von Schwarzem. Es wäre wohl zu wünschen, daß man in der Benennung der Farben nach etwas bestimmteren Regeln zu Werke ginge. G. F.

Krankheit, als ein natürlicher Zustand ist. *) Man bemerkt überhaupt wenig Leibesfehler und Mißgestalt an den hiesigen Insulanern; wir sahen ihrer etwa zwey oder drey mit einwärts gebogenen Füßen, und etliche b an einem Fehler der Hornhaut blind geworden waren. Ausserdem sind sie noch anderen Krankheiten unterwo fen. Die allergewöhnlichste ist das Zittermahl, ob eine Art von Flechte, womit wenigstens die Hälfte d hiesigen Einwohner behaftet ist, und die überall a Leibe schlangenförmige weisse Merkmale zurückläßt. Wi tiger ist eine andere, ebenfalls sehr häufige Krankhe welche sich an allen Theilen des Körpers zeigt, und gr Geschwüre mit dicken weißen Rändern verursacht, a denen eine dünne durchsichtige Art von Eiter fließt. B weilen schien dieses Geschwür sehr bösartig zu seyn, mal im Gesicht, wo der Anblick desselben sehr ekelh war; doch sahen wir einige Leute, die davon genes und andere die in der Besserung waren, allein gemei glich geht dabey die Nase ganz oder doch größtentha verloren. Da wir mit apodiktischer Zuverläßigkeit m sen, und die Insulaner selbst bekennen, daß diese e haste Krankheit schon vor Ankunft der Engländer **) u

*) Hierüber geben zwey Schriften des Herrn Prof. B menbachs den besten Aufschluß. S. dessen Abha lung de generis humani varietate nativa, Gotting. 17 und dessen in aller Absicht vortrefliche Abhandlung de O lis Leucaethiopum, et iridis motu, Gotting. 1786. G. F.

**) Wir fanden gleich bey unserer ersten Ankunft in Mid burg-Eiland, oder E-u-a (Ea-uhwe) dergleic Kranke. S. meine Reisebeschr. im 2ten B. G. F.

ihnen herrschte, so ist es augenscheinlich, daß sie, ungeachtet der ähnlichen Symptome, keine Wirkung der Lustseuche seyn könne, oder man müßte annehmen, daß unsere Schiffe dieses letztere Uebel im Jahr 1773 nicht erst hergebracht hätten. Ich wünschte, daß sich dieß erweisen ließe. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Seuche jezt auf diesen Inseln vorhanden ist; denn wir waren noch nicht lange hier gewesen, als einige von unserer Mannschaft damit behaftet wurden, welches ich als einen niederschlagenden Beweis ansahe, wie unzulänglich alle meine ehedem angewendete Vorsicht gewesen, die Mittheilung dieser fürchterlichen Krankheit an die hiesigen Einwohner zu verhindern *). Das seltenste war, daß sie diese Krankheit nicht sehr zu achten schienen; vielleicht thut hier das Klima und die Lebensart vieles, um die Bösartigkeit derselben zu vermindern, so daß wir aus dieser Ursach nur wenig Beyspiele von ihrer zerstörenden Wirksamkeit gewahr wurden. Noch gibt es zwey andere ziemlich häufige Krankheiten; die eine ist eine schmerzenlose, harte Geschwulst der Aerme oder Beine, wodurch diese Gliedmaßen ihrer ganzen Länge nach zu einer ungeheuren Dicke anschwellen; die andere eine ähnliche Geschwulst des Hoden, der dadurch mehr als doppelt faustdicke wird. Uebrigens scheint das ganze Volk eine ungemein dauerhafte Gesundheit zu genießen,

*) Sollte es denn unmöglich seyn, daß etwa Tasmans oder Schoutens und Lemaires Reisen den Saamen dieser Krankheit hier ausgestreut hätten? Dann könnte dies vorerwähnte Geschwür doch wohl venerisch seyn, wie die Gleichgültigkeit der Einwohner gegen geringere Aeusserungen derselben Krankheit vermuthen läßt. G. F.

und während unseres ganzen Aufenthalts sahen wir
einen Menschen, den irgend eine Krankheit gezwung
hätte, das Haus zu hüten. Die athletische Bildu
die hier so allgemein ist, zeugt vielmehr von gro
Kraft und Thätigkeit, welche sich auch eben so wohl b
den häuslichen Arbeiten, als bey den Lustbarkeiten die
Insulaner äußert, und einen sichern Beweis abgi
daß das zahlreiche Heer jener Krankheiten, welche F
gen der Trägheit und einer unnatürlichen Lebensart si
diese Nation noch wenig geschwächt haben könne.

Unter ihre übrigen persönlichen Vollkommenhei
gehört auch ihr Anstand und ihr fester, sicherer T
Einen festen Gang halten sie für etwas so natürlich
und so leichtes, daß sie bey keiner Veranlassung eher
lachen pflegten, als wenn sie uns über Baumwurz
oder Unebenheiten auf dem Wege straucheln sahen.

In ihrem Gesichte ist der Reichthum von G
und Sanftmuth, den sie wirklich besitzen, sehr deut
ausgedrückt, und von jener wilden durchdringenden
spannung welche den Barbaren auszeichnet, ist k
Spur darin zu sehen. Fast möchte man denken,
wären unter der strengsten Einschränkung erzogen,
ihr Blick so fest, ihre Herrschaft über die Leidensch
so vielvermögend, ihr ganzes Betragen so männlich
Dabey sind sie zugleich offen, fröhlich und gutmüth
nur in Gegenwart ihrer Oberhäupter nehmen sie zuw
ein ernsthaftes Wesen an, welches aber in linke Ste
keit und Zurückhaltung ausartet.

Die freundschaftliche Aufnahme deren sich
Fremde, die je diese Inseln besucht haben, rühmen
nen, ist ein hinlänglicher Beweis von den friedfert
Ge

nnungen ihrer Einwohner. Anstatt, wie die mei-
andern Insulaner in diesem Ocean, offenbar oder
lich einen Angriff zu wagen, verübten sie auch nicht
mindeste Feindseligkeit, vielmehr suchten sie, nach
gesitteter Völker, das Verkehr mit ihren Gästen,
den Tauschhandel, der die Menschen unter ein-
in Verbindung bringt, anzufangen und zu un-
lten. Sie verstehen sich so vortreflich auf diesen
del, den sie Fukkatau (Faggatau) nennen, daß
anfangs glaubten sie müßten sich darin mit den be-
barten Inseln geübt haben; allein in der Folge
cherten sie uns selbst, ihr Handel sey sehr unbedeu-
, ausgenommen der mit Fidschi, woher sie rothe
rn und einige andere weiter oben erwähnte Waaren
n. Es giebt vielleicht keine Nation in der Welt,
it so vieler Ehrlichkeit und so wenig Mißtrauen
zu Werke gehet. Wir konnten ihnen unsere
ren mit völliger Sicherheit zur Besichtigung an-
uen; sie ließen sie unter sich aus einer Hand in
dere gehen, und gegen uns zeigten sie gleiches
uen. Gereuete jemanden sein Kauf, es sey von
r oder ihrer Seite, so wurden die Waaren gut-
zurückgegeben. Ueberhaupt besitzen sie mehrere
schaften, die der Menschheit Ehre machen; der-
en sind Fleiß, Erfindungsgeist, Beharrlichkeit,
eligkeit, und vielleicht noch andere Tugenden, die
n dem kurzen Zeitraum unseres Aufenthalts zu be-
en nicht Gelegenheit hatten *).

*) Es wäre wohl einer Untersuchung werth, auf welchem Wege die guten Einwohner der Freundschaftsinseln sich diese auszeichnenden Tugenden erworben haben, wovon

Der einzige Flecken, der ihren Charakter entst
ist der Hang zum Stehlen, dem Personen von je
Alter und Geschlecht in hohem Grade ergeben
Doch muß ich gestehen, daß ihre Neigung zum D
stahl nur relativ und lediglich gegen uns gerichte
seyn schien. Unter ihnen selbst fallen allem Ans
nach, Diebstähle nicht öfter, vielleicht noch sel
vor, als in andern Ländern, wo man von den V
hungen einzelner verworfener Menschen keine Ve
lassung nehmen darf, das ganze Volk ohne Unters
einer lasterhaften Neigung zu beschuldigen.
Schwachheiten der armen Insulaner im Südmee
dienen in diesem Betracht gewiß um so viel mehr N
sicht, je mächtiger der Zauber der neuen glänze
Gegenstände, die wir mitbrachten, auf sie wirkte.

---

man bey andern Inselbewohnern im Südmeer,
nahe mit ihnen verwandt sind, und für welche die
tur eben so viel, wo nicht noch mehr gethan hat,
eine schwache Spur bemerkt. Vielleicht müßte ma
auch, um den Einwohnern jeder verschiedenen G
von Inseln Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, je
einem andern Gesichtspunkte betrachten, und da
ihre Tugend nennen, was mit der Eigenthümlichk
res jedesmaligen Charakters besteht. Die Tugend
Neuseeländers, zum Beyspiel, muß von der h
schriebenen sehr abstechen. Oder will man lieber be
ten, daß nur gesittete Völker tugendhaft seyn können
muß man vorher den Begriff bestimmen, um nicht
über Worte zu streiten. Wenn man übrigens unt
Tugenden eines Volks auch die möglichen aufzählt
man noch nicht kennt, so läßt man das Herz sp
aber schwerlich den unbefangenen Verstand. G.

betrachtet man unter gesitteten und aufgeklärten
rn den Diebstahl als das Merkmal eines höchst
bten Menschen, dessen Habsucht die Gesetze des
thumsrechts im Zaum zu halten nicht vermögend
und der sich durch Ausschweifungen in die äußer-
oth versetzt, weil er die rechtmäßigen Mittel
zuhelfen vernachläßigt. In den Freundschaftli-
nd anderen von uns besuchten Inseln hingegen,
sich die an uns begangenen Diebstähle der Ein-
r ganz ungezwungen aus einer minder strafbaren
herleiten. Unwiderstehliche Neugier, oder
Verlangen etwas zu besitzen, das ihnen bisher nicht
ommen war, oder einem von ihnen so sehr ver-
nen Volke zugehörte, schien ihr einziger Antrieb
, um sich dessen zu bemächtigen. Wenn es
h wäre, daß zu uns eine Anzahl Menschen kä-
ie in unsern Augen so hoch über uns erhaben wä-
als wir es über sie, in den ihrigen, sind; wer
ob dann unser Gefühl von Recht und Billigkeit
rückhalten würde, in denselben Fehler zu ver-

Daß der von mir angegebene Bewegungs-
zum Stehlen der wahre seyn müsse, erhellet auch
, daß die Insulaner alles ohne Unterschied auf
ten Anblick entwendeten, ehe sie noch darauf ge-
haben konnten, wozu wohl die Beute zu gebrau-
wäre. Bey uns hingegen würde schwerlich je-
seinen guten Ruf auf das Spiel setzen, oder sich
in Gefahr begeben gestraft zu werden, ohne we-
s zu wissen, wie er das Gestohlene nutzen solle.
stig und unangenehm übrigens dieser Hang den
en wirklich ist, so gab er uns doch von der Ge-
eit und Schlauigkeit dieser Menschen einen voll-

ständigen Begriff. Kleine Diebstähle führten sie
großer Geschicklichkeit aus, und bey wichtigeren
merkte man einen der Sache angemessenen und
dachten Plan. Von letzterer Art war der bereits
wähnte Anschlag, bey hellem Tage einen Anker von
Discovery zu stehlen.

Der Haarwuchs dieser Insulaner ist insgemein
dick und schlicht; selten bemerkt man einen krausen
sträubigen Kopf. Gewöhnlicherweise ist das
schwarz von Farbe; die meisten Mannspersonen
und auch einige Frauenzimmer tünchen es braun,
etwas ins purpurfarbige fallend, und einige w
geben ihm eine Orangenfarbe. Zu der ersteren
tirung gebrauchen sie eine Art Mörtel, der aus verb
tem Korall besteht und mit Wasser eingerührt ist.
der zweyten braucht man die Feilspäne eines rothen
zes, die mit Wasser eingeweicht werden; und zu
dritten wird vermuthlich die Gilbwurz angewende

Als ich zum erstenmal diese Inseln besuchte, gl
re ich bemerkt zu haben, daß die Einwohner beyd
Geschlechts durchgehends das Haar kurz abgeschn
trügen; allein unser jetziger längerer Aufenthalt
lehrte mich, daß es davon eine Menge Ausnah
giebt, ja sogar, daß es wegen der vielen seltsa
Moden schwer wird zu entscheiden, welche von alle
beliebteste sey. Einige schneiden das Haar an
Seite des Kopfes ganz kurz, und lassen es auf der
dern stehen; andere schneiden oder scheeren nur e
kleinen Theil ab; noch andere schneiden alles bis
ein einziges Löckchen ab, welches gewöhnlich an
Seite bleibt; endlich giebt es auch einige, die

ührt in die Länge wachsen lassen. Das Frauen-
r aber trägt überhaupt kurz abgeschnittenes Haar.
Mannsperſonen ſcheeren ſich den Bart, auf eine
beſchriebene Art; und beyder Geſchlechter reißen
aar unter den Achſeln aus. Die Männer ſind
r Mitte des Bauchs an, bis auf die halbe Len-
h, mit einer dunkelblauen Farbe unauslöſchlich
net, und zwar vermittelſt eines breiten knöcher-
ſtruments, worin eine Menge ganz feiner Zäh-
nitten ſind. Dieſe taucht man in die Farbe,
aus dem Saft des Duidui *) bereitet wird,
lägt ſie dann vermittelſt eines Stöckchens durch
ut. Auf eben die Art wiſſen ſie auch allerley Li-
nd Figuren, oft in zierlicher Mannigfaltigkeit
ordnung, auf den Leib zu zeichnen. Das Frau-
er hat nur einige wenige kleine Linien oder Tü-
dieſer Art in der flachen Hand. Der König
m Unterſchiede, nicht punktirt, auch ſieht
ſeinem Körper keine Spur von jenen oft bluti-
uermahlen, die, der allgemeinen Sitte zufolge,
ere ſich ſelbſt verurſachen muß.

Mannsperſonen ſind beſchnitten, wiewohl
ration bloß darin beſteht, daß man von oben
leines Stück der Vorhaut ausſchneidet, ſo daß
el nicht mehr bedeckt werden kann. Ihrer eig-
ſage nach, geſchiehet dies bloß der Reinlichkeit

*) leurites tribola. *Forſt.*

Die Kleidung der Mannspersonen und des F
zimmers ist völlig einerley; ein Stück Maulbeerb
Zeug oder Matte, doch mehrentheils das erstere,
Schuh breit und wenigstens achtehalb Schuh lan
mit es anderthalbmal um den Leib gehe, wird v
telst eines Gürtels oder Stricks befestigt, so d
wie ein Weiber-Unterrock bis an die Waden
und vorn doppelt ist. Der obere Theil dieses K
über dem Gürtel, liegt in Falten, die, ausei
geschlagen, hinreichend sind die Schultern zu be
welches gleichwohl sehr selten geschieht. Dem S
nach, ist in dieser Kleidung für Vornehme u
ringere kein Unterschied; hingegen kleiden sich nu
nehme in große Stücken Zeuges, oder in feine
ten. Der gemeine Mann begnügt sich mit eine
nen Stück, oft sogar nur mit einer Bedeckun
Blättern, oder dem Maro, einem schmalen
fen Zeug oder Matte in Gestalt einer Binde,
zwischen den Schenkeln aufgezogen und dann
Leib gebunden wird. Doch bedienen sich dessen
sächlich nur Mannspersonen. Zu den größe
was oder Lustbarkeiten gehören eigene Kleidung
wovon die kostbarsten diejenigen sind, die mit d
sten rothen Federn prangen; sonst ist bey den
die Tracht, der Form nach, von der gewöhnlich
verschieden. Die Befehlshaber besitzen ausse
einen großen Kopfputz von rothen Federn; al
konnte nicht erfahren, bey welcher Gelegenheit
gen wird. Zuweilen tragen sowohl Männer a
ber eine Art von Sonnenhüten, die aus allerl
terialien verfertigt werden.

Auch die Zierrathen sind, wie die Kleidung, Per- von beyderley Geschlecht gemein. Der allerge- lichste Schmuck sind Halsbänder von Pandangs- ten und allerley wohlriechenden Blumen, die un- em allgemeinen Namen Kahulla begriffen wer- Andere werden aus kleinen Schnecken, aus den nochen von Vögeln, aus Hayfisch-Zähnen und n Dingen verfertigt, und hängen bis auf die hinab. Auch tragen sie oft eine große glattge- ene Perl-Austerschale; imgleichen am Oberarm geschnitzten Ring von Perlmutter; ferner Fin- ge von Schildkrötenschale, oder auch eine Men- cher Ringe, miteinander verbunden, als Arm- r um die Handwurzel.

Sie durchbohren gemeiniglich nur ein Ohrläpp- doch zuweilen auch beyde, aber jedes mit zwey n, und stecken kleine cylindrische, etwa drey Zoll Stäbchen von Elfenbein *) zu einem Loch hin- um andern heraus. Zuweilen tragen sie auch Rohrstäbchen darin, die mit einer rothen Farbe üllt sind. Vermuthlich ist es die feingepülverte urz (*curcuma*) womit sich auch das Frauen- r über und über bestreicht, ungefähr wie unsere n trockenes Roth auflegen.

Auf Reinlichkeit des Körpers halten sie ganz be- rs, und pflegen sich deshalb in ihren Teichen, die

*) Elfenbein ist es nicht, sondern etwas dem ähnliches, vermuthlich aus dem Knochen irgend eines Seethieres. G. F.

vermuthlich zu keinem andern Endzweck bestimmt
oft zu baden. Das Wasser in diesen Behältern
zwar einen unleidlichen Geruch, allein sie ziehen es
dem Seewasser vor, weil das Salz dieses letzteren
nen die Haut angreift. So oft sie daher in der
baden müssen, lassen sie sich gemeiniglich etliche Ko
schalen voll frischen Wassers über den Leib gießen,
jenes abzuspülen. Aus eben dem Grunde bedienen
sich so gern des Kokosöls, womit sie in großer M
Kopf und Schultern salben, und dann schnell
davon über den ganzen Leib reiben. Wer nicht
genheit gehabt hat, sich von der Wirkung dieses
tels durch eigne Beobachtung zu überzeugen, kann
nicht vorstellen, welch ein schönes Ansehen es der
giebt. Das Oel kann sich indeß nicht ein jeder
schaffen, und ohne Zweifel ist der Mangel dess
schuld daran, warum die gemeinen Leute lang nic
glatt aussehen als die Vornehmen.

Neunzehntes Hauptstück.

häftigungen des Frauenzimmers auf den freundschaftlichen Inseln. Beschäftigungen der Mannspersonen. Ackerbau; Bauart der Häuser; Werkzeuge; Strick- und Fischergeräthschaften; Musikalische Instrumente und Waffen. Nahrungsmittel und Kochkunst dieser Insulaner. Ihr Zeitvertreib. Heirathen. Trauerceremonien. Gottheiten. Begriffe von der Seele und einem künftigen Zustande. Gottesdienstliche Oerter. Regierungsverfassung. Die Art dem Könige seine Ehrerbietung zu bezeigen. Nachrichten von der königlichen Familie. Bemerkungen über die Sprache, nebst einer Probe. Nautische und andere Beobachtungen.

häusliche Lebensart hält hier das Mittel zwischen jener schweren Arbeitslast, die alle Kräfte ft, und der trägen, leeren Unthätigkeit, wo- Körper erschlaffen muß. Die Natur hat, Lande, den Menschen so viel vorgearbeitet, daß erste Extrem nicht zu fürchten haben, und ge- andere sichert sie ihre angebohrne Lebhaftigkeit. ieser glücklichen Verkettung von Umständen kön- ihre Arbeit oft genug mit Erholungsspielen ab- lassen, und dürfen diese letzteren nicht sowohl en beunruhigenden Gedanken an unvollendete

Geschäfte unterbrechen, als vielmehr freywillig,
bey völliger Sättigung nach dem Genuß, einste

Das Frauenzimmer hat leichte Verrichtunge
meistens im Hause abgethan werden können. D
beschäftigen sich mit der Zubereitung des Zeuge
Maulbeerrinde. Da ich dieses bereits vorhin be
ben habe, so erinnere ich jezt nur, daß sie Zeu
verschiedener Feinheit machen. Die gröbere
wovon sie überaus große Stücke verfertigen,
schlechtweg ohne irgend ein aufgedrucktes Mus
macht; die feinern hingegen sind theils gestreift,
wie ein Dambret gefleckt, oder auch auf man
andre Art, und zwar mit verschiedenen Farben,
zeichnet. Allein wie diese Farben aufgetragen w
kann ich nicht sagen, da ich diese Art von Zeug
in der Arbeit gesehen habe. Alle Arten des
Zeugs widerstehen der Nässe einige Zeit, am
aber diejenigen, welche den stärksten Glanz haben
stark glassirt sind.

Eine zweyte, ebenfalls weibliche, Arbeit
Verfertigung der Matten, die alles, was ich je
wärts in der Art gesehen habe, sowohl an Stär
an Schönheit weit übertreffen. Viele hiesige
sind z. B. so viel besser als die otaheitischen, da
sie zu einem vortheilhaften Tauschhandel dorthin
führen kann. Es giebt deren sieben oder acht
theils zur Kleidung, theils um darauf zu schlafen;
sind auch blos zur Zierde, und werden hauptsächli
dem zähen häutigen Theil des Pisangstammes ge
Zu den Kleidungsmatten bedient man sich des P
(*Pandanus odoratissima*, Linn.) der zu dem

pflanzt und gefliſſentlich verhindert wird, nicht in n Stamm aufzuſchießen, ſondern ſich gleich von der rzel an in mehrere Schößlinge ausbreiten muß. Eröbere Sorte, auf der man ſich ſchlafen legt, wird einer Pflanze verfertigt, welche ſie Ewarra nen- Die übrige Zeit bringt das Frauenzimmer mit y kleineren Arbeiten zu; ſo verfertigen ſie z. B. Kämme, kleine Körbe, aus eben dem Stoffe wie Matten, andere Körbe aus dem faſrigen Gewebe, es die Kokosnuß umgiebt. Dieſe letztern ſind eder einfach, oder mit kleinen Muſchelkorallen webt, dabey aber mit einer Zierlichkeit und einer ſchmackvollen Anordnung der einzelnen Theile ausbeitet, daß ein Fremder nicht umhin kann, ihre icklichkeit und ihren geduldigen Fleiß zu bewun- *)

Die Beſchäftigungen der Mannsperſonen ſind, eicht zu erachten, von größerem Umfang und mühr als jene; ſie betreiben den Acker- Häuſer- und tbau, den Fiſchfang und alles übrige was zur ffahrt gehört. **) Ihre Nahrung beſteht vor-

---

Beſchreibungen und Abbildungen der Kämme und Körbe der hieſigen Inſulaner liefert meine Reiſebeſchreibung im erſten Theil. G. F.

*) Faſt Wort für Wort lautet Cantova's Nachricht von den Carolinen-Inſeln eben ſo: „la principale occupation des hommes eſt de conſtruire des barques, de pecher et de cultiver la terre. L'affaire des femmes eſt de faire la cuiſine et de mettre en oeuvre une eſpèce de plante ſauvage et un arbre, pour en faire de la toi-

züglich in angebauten Wurzeln und Früchten, die
sondern Fleiß und unabläſſige Wartung erfordern,
ren Anbau aber auch zu einer hohen Vollkommenh
gediehen iſt. Der Piſangsfelder von beträchtliche
Umfange habe ich ſchon erwähnt; von den Yamspflan
zungen gilt daſſelbe, und beyde nehmen wenigſte
zehnmal mehr Platz ein, als alle übrige Anpflanzu
gen zuſammen. Die Einwohner pflegen zuerſt, u
Piſangs oder Yams zu ſtecken, kleine Löcher zu grabe
und demnächſt das Gras rund umher auszureißen, w
ches in heißen Ländern bald verdorrt und vermode
folglich einen guten Dünger abgiebt. Das Werkzeu
womit ſie dieſe Arbeit verrichten, heißt Hou (*hooo*
und iſt eigentlich ein bloßer Pfahl, deſſen Länge ſ
nach der Tiefe richtet die man aufgraben muß. A
einem Ende hat ein ſolcher Pfahl eine flache ſchar
Ecke, und an denen von der größten Art befeſtigt m
ein kurzes Queerſtück, um ſie mit dem Fuß in die E
de treiben zu können. Die Breite des ganzen Inſtr
ments beträgt nur zwiſchen zwey und vier Zoll, u
dennoch graben ſie damit Aecker um, die mehrere Mo
gen Landes enthalten. Die Yams ſowohl als die P
ſangs werden ſo regelmäßig geſteckt, daß in allen Ri
tungen gerade Reihen ſtehen.

Die Kokos- und Brodbäume ſind ohne Ordnun
zerſtreut, und machen den Einwohnern, wie es ſchein

---

le.* Lettres Edif. Tom. XV. p. 313. Anmerk. d
Urſchrift.

*) Vielleicht auch Huo, weil man *hooo* auf beyde A
ausſprechen kann. G. F.

keine Mühe, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht
en. Dasselbe gilt von einem andern großen Baum,
eine Art großer runder, plattgedrückter Nüsse in
er Menge trägt, und es Ifi genannnt wird (*Ino-
pus edulis F.*); imgleichen von einem kleineren,
bba genannt, welcher eine runde eyförmige zwey
lange Nuß, mit zwey bis drey zähen, geschmack-
dreyeckigen Kernen trägt, und gemeiniglich um
äuser gepflanzt wird. *)

Das Kappe oder die große Aronswurz (*Arum
rorhizon*) wird regelmäßig in ziemlich großen
ern gepflanzt; die Mähwaha hingegen steht zer-
t zwischen andern Pflanzen, so wie das Dschi-
i (*Dracaena terminalis?*) und zum Theil auch
amswurzeln, die ich oft in den Zwischenräumen
hen den Pisangstämmen angetroffen habe. Das
errohr steht dicht beysammen in kleinen Flecken,
der Papiermaulbeerbaum, aus dessen Rinde der
bereitet wird, pflegt gar nicht in Reihen zu ste-
hat aber hinlänglichen Raum, und wird durch
sehr rein gehalten. Außer diesem pflanzt man
och den Pandang zum Behuf der hiesigen Hand-
iten, in dichten Reihen, am Rande der Felder.
iesem Zustande wird er für etwas von dem wilden
dang so verschiedenes gehalten, daß er sogar einen
rn Namen bekommt; ein Beweis, daß die Ein-
ner gar wohl bemerkt haben müssen, welche große
änderungen der Anbau in den Pflanzen hervor-
t.

*) Maba maior. *Forst. plant. esculent. p. 54.*

Es ist sonderbar, daß ein Volk, welches in mancherley Betracht Geschmack und Erfindung z im Bau seiner Wohnungen keines von beyden verra Indeß trift dieser Vorwurf mehr die Gestalt der H ser als die Ausführung des Baues selbst. Die gem nen Leute wohnen in niedrigen, sehr kleinen Hüt die kaum hinreichend sind sie vor übler Witterung schützen. Die Häuser der Vornehmeren sind zwar quemer, und geräumiger, doch keinesweges der wartung entsprechend. Eine mittelmäßige Wohn dieser Art ist ungefähr dreyßig Fuß lang, zwa breit, und zwölfe hoch. Eigentlich ist es weiter m als ein mit Blättern bedecktes Dach, welches auf v verbundenen Pfosten und Queerbalken ruhet. Fußboden wird durch aufgeschüttete Erde etwas h het, geebnet, mit starken, dicken Matten belegt, sehr sauber gehalten. Gegen die Seite hin, wo meiste Wind und Regen herkommt, und bisweile volle zwey Drittel des ganzen Umfangs, hängt starke Matten, oder verflochtene Kokoszweige auf von dem Dache bis zur Erde herabgehen, und Stelle einer Wand vertreten. Eine dicke, dauer Matte, die etwa drittehalb oder drey Schuh hoc wird in Gestalt eines halben Kreises gebogen, und den Rand gestellt, so daß die Enden derselben jene wand des Hauses be hren. Der Raum, den sie schließt, ist die Schlafstelle des Herrn und der Frau Hause, ja die letztere bringt auch den größten des Tages innerhalb desselben zu. Die übrigen H genossen schlafen auf dem Fußboden, wo es ihne fällt, doch so, daß die unverheiratheten Manns Frauenspersonen nicht neben einander liegen. I

ilie groß, so gehen die Bedienten des Nachts in
Hütten, welche in der Nähe errichtet sind, und
rd folglich in diesem Fall schon eine Art von Ab-
rung und mehrerer Heimlichkeit beobachtet. Ihre
afstätte ist eine eigene dazu bestimmte Matte, und
Decke die Kleidung, welche sie den Tag über tra-
Ihr ganzer Hausrath besteht in einigen Scha-
n Kawa-Trank, einigen Flaschenkürbissen, und
schalen, imgleichen einigen kleinen hölzernen
chen, die statt des Kopfkissens untergelegt wer-
auch allenfalls einem größern Schemel, worauf
befehlshaber, oder Hausherr, sich zu setzen pflegt.

Ich wüßte keine wahrscheinlichere Ursach anzuge-
weshalb die hiesigen Insulaner alle Zierathen und
önerungen der Baukunst vernachläßigen, als
daß sie Vergnügen daran finden, viel in freyer
leben. Ihre Häuser sind in ihrer Augen bloße
fstellen, oder Zufluchtsörter gegen übles Wetter,
geschieht selten, daß sie einmal innerhalb des
speisen. Der gemeine Mann, der die meiste
ndurch den Befehlshabern aufwartet, kann vol-
einen andern Gebrauch von seiner Hütte machen.

Was ihnen an der Architektur der Häuser abgeht,
sie reichlich durch die große Sorgfalt und Ge-
chkeit, welche sie auf die Schiffbaukunst verwen-
wenn anders die Zusammensetzung und Einrich-
hrer Fahrzeuge diesen Namen verdient. Ueber
Punkt geben die Nachrichten von meiner vorigen
usführliche Auskunft. Zum Zimmern dieser
haben sie keine andern Werkzeuge, als eine Art
Aexte von einem glatten schwarzen Stein, der

auf der Insel Tofoa häufig gefunden wird; Be
von Hayfischzähnen, die in kleine hölzerne Stiele
Griffe eingelassen sind, und ein Instrument zum
speln, nämlich ein plattes Holz mit rauher Fisch
überzogen, welches an einem Ende eine Handhabe
und an einer Kante dünner ist. Mit solchen Wer
gen ein Canot zu bauen, dazu gehört viele Mühe
Zeit; dann erreicht es aber auch unter allen hie
mechanischen Arbeiten die größte Vollkommen
Aus diesem Grunde sucht man ein solches Fahrzeug
serst sorgfältig zu bewahren; es wird unter
Schuppen, oder Schauerdach, erbaut, und da
auch in der Folge aufgestellt, oder wenigstens b
man, wenn man das Canot ans Land zieht, den
der ein Verdeck hat, sogleich mit Kokosblättern,
mit es von der Sonnenhitze nicht Schaden leiden
Die genannten Werkzeuge gebraucht man ferner
lerley andern Arbeiten. Um das Verzeichni
Handwerkszeuges vollständig zu machen, muß ic
die Muschelschalen anführen, welche für Messer
aber selten, ausgenommen zum Schnitzen der W
gebraucht werden.

Die Fasern, welche die Kokosnuß umgeben
ungefähr neun bis zehn Zoll lang sind, werden zu
cken verarbeitet, und von der Dicke eines Fed
oder noch dünner, so lang man will, geflochten.
se Schnüre werden in Knäuel aufgerollt, und zu gr
Stricken gemacht, indem man deren mehrere z
mendreht. Die Leinen, deren man sich zum Fis
ge bedient, sind so stark und gleichförmig, wie
besten Schnüre, und ihnen vollkommen ähnlich.

e Fischergeräthe besteht in großen und kleinen An-
ken. Letztere sind ganz von Perlmutter, die er-
hingegen nur auf dem Rücken damit belegt.
Haken an beyden Arten ist von Schildkrötenschale,
bey den kleineren einfach, bey den größeren aber
inem Widerhaken versehen. Die großen womit
lbikoren und Bonniten (*Scomber Thynnus*
lamys) fängt, werden an ein vierzehn Schuh
Bamburohr, mit einer eben so langen Schnur,
gt. Dieses Rohr ruhet in einem zu dem Ende
erbten Holze, welches am Hintertheil des Canots
nacht wird. Indem das Canot fortrudert,
t die Angel hinterdrein, die keinen andern Köder
als ein Büschel flachsähnlicher Fasern, ohnweit
pitze des Hakens. Die niedlichen kleinen Netze,
man hier eine Menge sieht, und die zum Theil
rt [illegible]rickt sind, werden zum Fischfang und zwar,
r Ebbezeit, in den Vertiefungen des Riefs ge-
t.

u den übrigen Handarbeiten der hiesigen Insu-
laner gehören hauptsächlich ihre Rohrpfeifen, Flöten,
[illegible], Schemel und die Kopfbänke, auf welchen sie
[illegible]. Die Rohrpfeife besteht aus acht, neun oder
mit einander verbundenen Röhren, die aber nicht
äßig abfallen, sondern unter denen bisweilen das
ste das längste ist, bisweilen sind auch mehrere
leicher Länge. Keines von diesen Instrumenten,
ich ihrer gesehen habe, giebt mehr als sechs ver-
ne Töne an, und was darauf gespielt wird, klingt,
ens unsern Ohren, nicht wie Musik. Die
sind Bambusgelenke, (oder Schossen eines

Bamburohrs) die an beyden Enden geschlossen s
gegen jedes Ende hin haben sie ein Blase-Loch,
außerdem noch vier andere. Wann man spielt,
dient man sich bloß einer von den ersteren und zwey
den letztern Oefnungen. Man hält mit dem Dau
der linken Hand das linke Nasenloch zu, und bl
mit dem rechten in das eine Ende der Flöte. Der M
telfinger linker Hand liegt auf dem ersten Loche li
und der Zeigefinger der rechten auf dem niedrigsten
che derselben Seite. Auf diese Art wissen die In
ner, mit nicht mehr als drey Tönen, eine angene
einfache Musik herauszubringen, die mehrerer Abw
lung fähig ist, als man dem unvollkommenen In
mente zutrauen sollte *). Da sie solchergestalt an
Melodie von wenigen Tönen gewöhnt sind, mag
vielleicht eben deshalb unsere zusammengesetzte Ton
nicht gefallen. Hingegen konnten sie eine
noch unter der ihrigen ist, gar wohl leiden, und
ren unsern beyden jungen Neuseeländern gerne zu,
ren Gesang zwar keine Melodie, aber viel
druck hatte.

Ihre Waffen sind allerley Streitkolben, a
ren Verzierung sie viel Zeit verwenden, ferner S
und Wurfspieße. Sie haben auch Bogen und P
die aber nur zum Vogelschießen und nicht im K
gebraucht werden. Die Schemel, auf denen ma
Kopf im Schlafen ruhen läßt, sind ungefähr
Schuh lang, aber nur etwa vier bis fünf Zoll

*) Die Abwechslung, deren drey Töne fähig sind, unmöglich viel zu bedeuten haben. G. F.

...den geschlossen ...
...in Blase-Loch, ...
...Dann man spielt, ...
... ersteren und zwey...
...hält mit dem Dau...
...loch zu, und b...
...e der Flöte. Der ...
...em ersten Loche l...
...uf dem niedrigsten ...
...Art wissen die In...
...nen, eine angene...
... die mehrerer Abw...
...vollkommenen In...
...sie solchergestalt an...
...öhnt sind, mag ...
...mmengesetzte Ton...
...en sie eine ...Musik, ...
...wohl leiden, und ...
...ländern gerne zu, ...
...ie, aber viel ...

...Streitkolben, ...
...enden, ferner ...
...uch Bogen und ...
... und nicht im ...
...l, auf denen ma...
... sind ungefähr ...
...r bis fünf Zoll ...

...) Töne fähig sind, ...
...n. G. F.

...beynahe vier Zoll breit; in der Mitte sind sie am ...gsten, und stehen auf vier starken, am Ende run...üßen. Das Holz dazu ist schwarz oder braun, ...polirt, und zuweilen mit Stückchen Elfenbein *) ...egt. Eben so pflegen sie auch den zierlichgeschnitz...riff ihrer Fliegenwedel einzulegen, und aus Kno...eine Figuren von Menschen, Vögeln und andern ... zu schnitzen, welches, da es blos vermittelst ...Haifischzahns geschieht, sehr mühsam seyn muß.

Die Nahrungsmittel dieses Volks bestehen haupt...aus Yams, Pisangs und Kokosnüssen. Aus ...ierreiche genießen sie Schweine, Hühner, Fi...nd allerley Schalengewürme, ja die gemeinen ...en auch Ratten. Die Yams und Pisangs aber, ...r Brodfrucht, imgleichen Fischen und Schal..., sind zu gewissen Jahrszeiten die hauptsächlich...eise; denn Schweine, Hühner und Schildkrö...nd nur gelegentliche Leckerbissen für die Befehls... Die Zwischenzeiten, in welchen die eßbaren ...se zur Reife gedeihen, und folglich nicht genos...en werden können, müssen zuweilen von ziemlich lan...er Dauer seyn, indem die Insulaner für großen Vor...rath sorgen. Sie machen nehmlich eine Art von Brod ...Pisangs, welche sie noch unreif unter der Erde ...fschütten, und liegen lassen, bis sie in saure Gäh...übergehen. Alsdenn nimmt man die Masse her...d formt sie zu Kugeln oder Knollen, die aber so ... und sauer schmecken, daß unser schon etwas ...lichter Schiffszwieback den Einwohnern selbst ...licher dünkte.

*) Elfenbein ähnlichen Knochen. G. F.

Sie lassen, wie die Taheitier, ihre Speisen Ofen schmoren, wissen aber aus allerley Früchten verschiedene Gerichte zu bereiten, die uns mehren sehr gut schmeckten. Ich habe nie bemerkt, daß gend eine Brühe oder Tunke zu ihren Speisen gebr hätten; auch trinken sie bey der Mahlzeit nicht Wasser, oder den Saft der Kokosnuß; denn K ist lediglich ein Morgentrank. Bey der Zubere ihrer Speisen, und beym Essen kann ich ihre Rein keit eben nicht rühmen. Das erste beste Blatt, es auch schmutzig ist, muß ihnen statt eines Teller einer Schüssel dienen; nur für die Befehlshaber auf frischen Pisangblättern aufgetragen. Dem K warteten bey seinen Mahlzeiten gemeiniglich drey vier Personen auf. Einer zerlegte das Fleisch der Fisch in große Stücke, ein andrer zerschnitt Bissen, und noch andere hielten Kokosnüsse, oder er sonst brauchte, in Bereitschaft. Nie sahe ich große Gesellschaft, nach unserer Art, ein freundschaftliches Mahl miteinander einnehmen, und aus Schüssel essen; sondern die Speise, was es auch mer seyn mag, ward allemal in Portionen get und diese wurden nochmals in kleinere zerlegt, so am Ende selten mehr als zwey oder drey Personen einander assen. Das Frauenzimmer wird bey Mahlzeit nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen; lein es giebt in der Nation überhaupt gewisse Rang rungen, die miteinander weder essen noch trinken fen. Diese Absonderung fängt vom Könige an; weit sie sich aber auf die niederen Volksklassen erst weiß ich nicht.

Wie es scheint, hält man hier keine festgesetzte
ßzeit, es wäre denn, daß unsere Anwesenheit ih-
uslichen Einrichtungen unterbrochen hätte. Vor-
gs trinken die Vornehmen gewöhnlich nur ihren
a-Trank, und der gemeine Mann frühstückt mit
wurzeln; des Nachmittags hingegen essen sie ge-
lich alle ein Vesperbrod. Die Mahlzeit in der
, deren ich oben erwähnt habe, scheint ziemlich
ein üblich zu seyn, weshalb sie auch oftmals bey
schlafen, um das zu ersetzen, was durch diese Un-
hung verlohren geht. Sobald es Abends dun-
rd, gehen sie zu Bett, und mit Anbruch der
ndämmerung stehen sie wieder auf *). Bey
tzen sie gern beysammen, und finden großes Ver-
daran, sich miteinander zu unterreden, oder
derem Zeitvertreib zu unterhalten. Daher ist
gewöhnlicher, als daß man die Häuser ledig an-
weil die Einwohner sich irgendwo in einem an-
ause, oder, noch lieber, auf einem bequemen
m Freyen versammlet haben. Ihre gesellschaft-
Unterhaltung besteht hauptsächlich in Tanzen,

*) Wohl können sie also des Nachts ein Paar Stunden
wachend zubringen, da sie, fast Jahr aus Jahr ein, eilf
is dreyzehn Stunden dauert, und acht bis neun Stun-
den Schlaf, selbst in einem heißen Erdstrich, zur Er-
holung mehr als hinreichend sind. In den Gegenden
von Europa, wo der Landmann nur mit der äußersten
Anstrengung seiner Kräfte sein kümmerliches Leben fri-
sten, und seine schweren Abgaben an den prassenden
Herrn entrichten kann, genügt ihm ein fünf- bis sechs-
stündiger Schlaf. G. F.

Singen und Instrumentalmusik, welche mehren von Frauenzimmern gemacht wird. Wenn zwey drey Frauenzimmer zusammen singen, und die dazu schnippen, so heißt dieses Concert Ubai; ihrer mehrere, so theilen sie sich in verschiedene wovon jedes aus einem andern Tone singt, welches angenehme Musik zuwege bringt; diese Art der barkeit wird Hâwa oder Hiwa genannt. Die ihrer Flöten wird dadurch einiger Abwechslung daß sie auf Flöten von verschiedener Größe sp Die Tänze hingegen sind von den öffentlichen T nicht verschieden. Der Tanz der Mannspersonen, er anders diesen Namen verdient, unterscheidet sich den unsrigen sehr wesentlich dadurch, daß die Füße wenig zu thun haben, die hingegen tausenderley Bewegungen machen, die uns seltsam vorkommen, mit so viel Leichtigkeit und Anmuth ausgeführt wer daß sie über alle Beschreibung sind, und daß die gen, welche sie nicht gesehen haben, sich nicht ein eine Vorstellung davon machen können *).

*) Der Herausgeber der Urschrift hat sich viele Mühe ben, überall die Parallelstellen, die in den Nachrichten den Karolinen-Inseln vorkommen, anzugeben, und beynahe gänzliche Uebereinstimmung der Sprache, ten, Regierungsform und Gebräuche recht anschaulich machen. In Absicht auf die Sprache ist dieses Ge ben mit einer Aengstlichkeit verbunden, die durch anders als durch den unbestimmten Laut der Engli Buchstaben veranlaßt werden konnte, und bey seiner tion, die selten außer ihrer eigenen eine andere Sp kennt, vielleicht nothwendig, bey uns hingegen übri sig und bis zum Ekel ermüdend gewesen wäre.

Ob die Ehe hier zu Lande durch ein feyerliches
sprechen zu einem dauerhaften Bündnisse wird, kön-
wir nicht entscheiden, so viel ist aber gewiß, daß
große Haufe des Volks sich mit einem Weibe be-
t. Die Befehlshaber hingegen haben gemeini-
mehrere Weiber, wiewohl es einigen unter uns
te, als ob eigentlich nur Eine als Frau vom
angesehen würde *). Die Begriffe von weib-
Keuschheit scheinen zwar auf den ersten Blick bey
Insulanern nicht sehr strenge zu seyn; allein
alle Erwartung erfuhren wir während unsers gan-
ufenthalts auch nicht ein einziges Beyspiel ver-
ehelicher Treue **). Unter den vornehmeren

Bemerkung die schon mein Vater (in seinen Bemerkun-
gen, S. 347.) machte, daß nehmlich das obige Sin-
en, welches in den Karolinen-Inseln unter der Benen-
ung: Tanger-Ifaifil die Klage der Weiber, bekannt
t, in der Sprache der Freundschafts-Inseln fast eben
, Tangi-Wefeine lauten würde, wird hier Herrn
nderson zugeschrieben. Es läßt sich aus mehreren
ründen der Analogie vermuthen, daß die Aehnlichkeit
ischen diesen Worten noch größer seyn, und vielleicht
eine völlige Gleichheit des Tones übergehen würde,
enn die Spanischen Jesuiten, die uns die Nachrichten
on den Karolinen-Inseln hinterlassen haben, den Laut
nicht fehlerhaft aufgefangen, und eben so fehlerhaft ge-
schrieben hätten. G. F.

Mehrheit der Weiber ist auch in den Karolinen-Inseln
blich. Lettres Edif. Tom. XV, p. 310.

Diese Bemerkung scheint der Verfasser, es sey Capitain
Cook oder Herr Anderson, in Tongatabu niederge-

Klassen ist auch das unverheirathete Frauenzimmer
seinen Gunstbezeugungen sehr zurückhaltend. Es
freylich eine Menge Beyspiele vom Gegentheil,
vielleicht ist die Anzahl williger Mädchen hier ver
nißmäßig stärker, als in manchen andern Ländern;
lein die meisten, wo nicht gar alle, schienen mir
niedrigsten Klasse zu gehören, und diejenigen, die
unsern Matrosen überließen, trieben mit ihren R
förmlich ein Gewerbe.

Sehr vortheilhaft zeigt sich das Gefühl d
Völkchens in ihrem Leidwesen um die Verstorb
welches sie nicht mit Worten sondern durch die Th
erkennen geben. Die Trauerceremonie, welche
dschi genannt wird, imgleichen die eingebrannten K
und Narben sind bereits erwähnt worden. Außer
schlagen sie sich mit Steinen an die Zähne, ritzen
den Kopf mit einem Hayfischzahn bis das Blut st
weise fließt, stechen sich mit Spießen in das Dick
in die Seiten unter die Achseln, und durch die Ba
in den Mund. Man merkt es diesem äußerst stren
Verfahren an, daß es nur aus ungewöhnlich hef
Liebe, oder aus grobem Aberglauben vorgenom
werden kann. Der letztere hat wahrscheinlich wohl
einigen Antheil daran, in so fern die Trauerceremo
oft so allgemein vorgenommen werden, daß derje
welcher betrauert wird, unmöglich allen Leidtrage

---

schrieben, nachher aber nicht weiter daran gedach
ben, sonst hätte sie, nach dem zu E-u-wa in Er
rung gebrachten Vorfall dieser Art, (man sehe m
oben S. 68) anders lauten müssen. G. F.

kannt seyn können. So trauerten z. B. die Ein-
r von Tongatabu um einen Befehlshaber der
Wawau; anderer ähnlicher Fälle nicht zu ge-
. Indeß werden jene schmerzhaften Verletzun-
gewöhnlich nur von den nächsten Verwandten des
benen vorgenommen. Die Todten wickelt man
ten und Zeug, und begräbt sie beynah nach un-
rt. Der Faiatuka scheint der eigentliche Be-
ort der Befehlshaber zu seyn; für das gemeine
aber ist kein besonderer Platz bestimmt. Von
auergebräuchen, welche bey dem Begräbniß,
leich nach demselben, vorgenommen werden,
ir nichts bestimmtes; indeß scheint noch außer
emeinen Trauer, die eine geraume Zeit lang fort-
ird, etwas vorzugehen, welches das eigentliche
epränge genannt werden konnte, indem man
ählte, daß das Begräbniß der Gemahlin des
agi mit einer fünftägigen Feyer begangen wer-
te, wobey alle Vornehmen ihr Andenken beeh-
den.

aß sie den Tod für ein sehr großes Uebel halten,
die lange, allgemeine Trauer, noch mehr aber
erst seltsamer Gebrauch der dies verhüten soll.
während meines ehemaligen Aufenthalts in die-
seln hatten wir bemerkt, daß vielen Einwohnern
ine Finger, zuweilen sogar an beyden Händen,
chnitten war; allein wir konnten damals keine
igende Nachricht über die Veranlassung zu dieser
mmelung erlangen. Jezt erfuhren wir, daß
vornimmt, wenn man an einer schweren Krank-
tlich danieder liegt, weil man glaubt, die Gott-

heit werde mit dem Opfer des kleinen Fingers zufri
seyn, und die Genesung bewirken. Die Operation
schieht mit einer steinernen Axt. Kaum der z
Mann war von dieser Verstümmelung an einer
beyden Händen frey geblieben. Sie giebt in der
einen widrigen Anblick, zumal da man den Finger
weilen so dicht an der Hand abhaut, daß ein S
vom Knochen der Mittelhand (*metacarpus*) ver
ren geht *).

Die Strenge dieser Trauer- und Religionsgeb
che könnte auf die Vermuthung führen, daß die I
laner sich dadurch jenseits des Grabes künftige G
seligkeit vorbereiten und zusichern wollen; allein
Absicht geht bloß auf das Zeitliche, und sie sch
von zukünftigen Strafen, für Fehler die sie in di
Leben begehen, keinen Begrif zu haben. Dag
glauben sie, den Strafen ihrer Götter schon auf
den ausgesetzt zu seyn, und bedienen sich daher alle
sinnlichen Mittel, um die Huld dieser Götter zu ge
nen. Der höchste Urheber der meisten Dinge b
bey ihnen Kallofutonga, ist weiblichen Geschle
wohnt im Himmel, befiehlt dem Donner, dem B
de und dem Regen, und regiert überhaupt die Ver
derungen des Wetters. Wenn diese Göttin au
zürnt, so verdorren die Erzeugnisse des Erdbodens,
Blitz zerstört vieles davon, und sie selbst werden
Krankheit geschlagen, und mit Todesfällen heimges

*) Herr Capitain King erinnert, daß die gemeinen L
sich zuweilen ein Glied des kleinen Fingers abha
wenn der Befehlshaber, dem sie gehören, krank w
Anmerk. der Urschrift.

ihre Schweine und andre Thiere bleiben nicht ver-
nt. Nachdem der Zorn der Gottheit besänftigt ist,
t der natürliche Lauf der Dinge wieder zurück; und
erlassen sich darauf, daß ihre Bemühungen, die
digte Gottheit wieder zu versöhnen, sehr wirksam
Uebrigens nehmen sie mehrere Götter an, die
insgesammt der Kallafutonga untergeordnet sind.
erwähnen unter andern des Tufua-bulutu, des
es der Wolken und Nebel; imgleichen des Talle-
, der nebst andern im Himmel wohnt. Unter den
tern des Meeres und seiner Erzeugnisse ist der vor-
ste Futtafähi, oder wie man es zuweilen aus-
t Futafua, dessen Frau Faikawa-Kadschiha
Untergeordnete Gottheiten sind hier, wie dort
immel, Wahah-Fonua, Tariawa, Matta-
Ewaru, und andere mehr. Diese Götterord-
gilt indeß nicht für alle Freundschafts-Inseln,
z. B. der oberste Gott von Hapai wird Alo-Alo
nt; und einige andere Inseln haben zwey oder
Götter mit verschiedenen Benennungen. Ihre
ffe von der Macht und den Eigenschaften dieser
sind äußerst abgeschmackt, und sie glauben, daß
ch dem Tode weiter nichts mit ihnen zu thun ha-
erden.

Ueber die Immaterialität und Unsterblichkeit der
hegen sie dennoch sehr zweckmäßige Gedanken;
nnen dieselbe das Leben, das Princip des Lebens,
was ihre Begriffe besser ausdruckt, einen Otua,
t, eine Gottheit, oder unsichtbares Wesen. *)

*) So weit ich diese Stelle verstehe, sind die Ausdrücke:
Leben, Princip des Lebens, nur des Verfassers Versu-

Die Seelen der Befehlshaber trennen sich, ihrer M
nung zufolge, beym Absterben von den Leibern,
gehen nach einem Orte, den sie Bulutu nennen,
dessen Befehlshaber oder Gott Guleho heißt.
fer Guleho scheint der personificirte Tod zu seyn,
sie pflegten uns zu sagen: „Ihr, und die Mä
von Fidschi, seyd ebenfalls der Herrschaft und M
des Guleho unterthan.“ (Daß wir hier mit
Einwohnern von Fidschi zusammengestellt wurden,
ein Compliment, wodurch sie unsere Ueberlegenheit
sich selbst eingestanden, indem sie jene für stärke
kennen.) Guleho's Land, den allgemeinen Sam
platz der Todten, hat nach ihrer Mythologie
Mensch gesehen, und dennoch wollen sie wissen, da
westwärts von Fidschi liege, und daß diejenigen,
es einmal erreicht haben, daselbst ewig leben,
wörtlich, nach ihrem eigenen Ausdruck, nicht w
sterben, sondern von den auserlesensten Leckerbissen
rer Inseln schmausen, welche dort im größten Ue
fluß zu haben sind. Die Seelen des gemeinen V
sind einer Art von Metempsycose unterworfen;
werden eigentlich von dem Vogel Lota, der zu
Ende auf den Gräbern herumgeht, gefressen.

---

che, den Begriff der im Worte Otua steckt, darzu
len; man muß also nicht irrigerweise auf den Gedan
verfallen, solche abstracte Begriffe lägen schon entw
im Kopfe eines dortigen Insulaners, und könnten
sogleich von einem Fremden aufgefaßt und verstanden
den, der oft Mühe genug hat die Bedeutung der W
welche sich unmittelbar auf Gegenstände der Sinne b
hen, zu erlernen. G. F.

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß sie nichts
n, was sie selbst mit Händen gemacht haben, auch
einmal irgend einen sichtbaren Theil der Schöpfung.
opfern weder Schweine, noch Hunde und Früch-
wie in Otaheiti geschieht, es müßte denn bloß auf
figürliche Art geschehen; denn von allem diesem
ey ihren Gotteshäusern keine Spur vorhanden.
gen bin ich fest überzeugt, daß sie zu gewissen
wirklich Menschenopfer schlachten. Ihre Ma-
der Faiatukas (denn sie bedienen sich beyder Be-
ngen, aber gemeiniglich der letztern *) sind, wie
aheiti und in manchen andern Ländern, zu glei-
Zeit Begräbniß- und Anbetungsörter. Einige
n zwar ausschließend dem erstern Gebrauch ge-
zu seyn; doch diese waren klein und den andern
em Betracht zu vergleichen.

Ihre Regierungsform konnten wir blos im allge-
kennen lernen, und wir fanden, daß sie mit
eudal-System unserer Vorfahren in Europa ei-
ehnlichkeit hat. Von den Unterabtheilungen,
estandtheilen, und ihrer Verbindung zu einem
körper, wissen wir so gut als nichts. Einige
erzählen uns: des Königs Macht über Leben und Ei-
genthum der Unterthanen sey unumschränkt; hingegen
schienen einige Ereignisse, die wir wahrzunehmen Gele-
genheit hatten, dem Begriff einer despotischen Regie-

* Vielleicht hatten sie das erstere Wort von den Engländern, die es in Otaheiti gelernt hatten, angenommen, wie es auch mit mehrern Wörtern geschehen ist.

G. F.

rung nicht zu entsprechen. Mariwagi, der alte
hau, und Finau, handelten ein jeder als kleine
vereins, und widersetzten sich oft den Maasregeln
Königs, der sich auch eben so oft darüber bekl
Der König hatte nicht einmal einen glänzendern
als die zwey erstgenannten Befehlshaber, wel
mächtigsten auf diesen Inseln sind, und nach d
Finau, Mariwagi's Sohn, das meiste Ansehen
Allein wenn gleich die Vornehmen von dem Könige
sentheils unabhängig sind, so sahen wir doch deu
genug, daß die niedrigeren Klassen weder Eigen
noch persönliche Sicherheit haben, sondern ganz
dem Willen des jedesmaligen Befehlshabers, den
unterthan sind, abhangen.

Tongatabu ist in viele Bezirke abgetheilt,
denen uns etwa dreyßig mit Namen bekannt wur
Jeder Bezirk hat seinen Befehlshaber, der daselbst
Händel schlichtet, und das Recht verwaltet; wie
aber ihre Macht geht, oder in wie fern die Str
den Verbrechen angemessen sind, konnten wir nich
fahren. Die meisten Befehlshaber besitzen Länder
in andern Inseln, und ziehen allerley Produkte
her. Wenigstens empfängt gewiß der König, zu
stimmten Zeiten, den Ertrag seiner entlegenen Do
nen in Tongatabu, welches sein vorzüglicher Resi
ort, und zugleich der gewöhnliche Aufenthalt aller
gesehenen Personen in dieser Inselgruppe ist. D
nennen es auch die Einwohner im gemeinen Leben,
Land der Befehlshaber, so wie die untergeord
Inseln, in gleicher Art, das Land der Diener
heißen. Das Volk titulirt seine Befehlshaber

…iwagi, der alte … …erren der Erde, sondern auch der Sonne und des … jeder als kleine S… …els. Die königliche Familie hat den Namen … den Maasregeln … …fähi angenommen, nach dem Gotte dieses Na… … oft darüber beklag… … der vermuthlich ihr Schutzpatron, und vielleicht …en glänzendern … …gemeinschaftlicher Ahnherr ist. Des Königs eigen… …hlshaber, wel… …licher irdischer Titel lautet indeß ganz einfach: …ind, und nach d… …Tonga.

…as meiste Ansehen … …n Gegenwart des Königs und der vornehmsten … von dem Könige … …upter geht alles mit bewundernswürdiger Be… …en wir doch deu… …heit zu. Setzt er sich, es sey innerhalb oder …en weder Eigen… …dem Hause, so setzen sich zu gleicher Zeit alle …n, sondern ganz … …efehlshabers, der … …nden, die sein Gefolge ausmachen, in einem … …alben Kreise, dergestalt, daß zwischen ihm und ihnen … …isser Zwischenraum offen bleibt, in welchen sich …zirke abgetheilt, … …ohne ein besonderes Geschäft zu haben hinein …en bekannt wu… …Es darf auch niemand hinter ihm gehen oder …haber, der daselb… …und eben so wenig neben ihm, wenn er es nicht … verwaltet; wie … …, oder erlaubt hat. Daß dieses Vorrecht uns …ie fern die St… …den ward, beweiset, mit welcher großen Ehr… … konnten wir nich… …man uns hier begegnete. Will jemand mit …er besitzen Länd… …nige sprechen, so tritt er in den Kreis, setzt …lerley Produkte … …ihm hin, sagt mit wenigen Worten sein Anlie… …ß der König, z… …d geht, sobald er seine Antwort erhalten hat, …er entlegenen Do… …ter den Haufen zurück. Wenn hingegen der König …vorzüglicher Resi… …den anredet, so antwortet dieser von seinem Platz, … Aufenthalt aller … …mmen, wenn ihm ein Befehl oder Auftrag er… …lgruppe ist. D… …erden soll, in welchem Falle er aufsteht, und … gemeinen Leben, … …untergeschlagenen Beinen vor dem Könige hin… …e die untergeord… …Dieser Stellung sind die hiesigen Eingebohrnen …nd der Diener … …ht, daß es ihnen unbequem ist, auf eine an… … Befehlshaber …

dere Art zu sitzen. *) Mit dem Könige stehen sprechen, würde man hier zu Lande für die ärgste heit halten, ungefähr so, als wenn jemand bey sitzend und mit dem Hut auf dem Kopfe, seinen entblößtem Haupte vor ihm stehenden Vorgesetzten reden wollte.

Ueberhaupt wüßte ich kein gesittetes Volk zu nen, das bey allen öffentlichen Angelegenheiten so Neigung zur Ordnung bewiese, den Befehlen Oberhäupter so willig gehorchte, oder durch alle sen so einmüthig, wie von einem Geiste beseelt, sammen vereinigt wäre, als diese Insulaner es Diese auszeichnende Eigenschaften äußerten sich vo lich wenn die Befehlshaber die versammelte Meng redeten, welches oft geschah. Während der Red obachteten sie das tiefste Stillschweigen, und hörte weit größerer Aufmerksamkeit zu, als man bey un wichtigsten und ernsthaftesten Berathschlagungen rer ehrwürdigsten Versammlungen zu widmen Der Inhalt der Rede mochte übrigens seyn we wollte, so habe, wenigstens ich, nie bemerkt, da einziger von den Anwesenden Mißvergnügen darü erkennen gegeben, oder Neigung gezeigt hätte, dem Willen desjenigen, der das Recht zu befehle te, zu widersetzen. Dieser Fall ist so unerhört,

*) Dies gilt von den Mannspersonen; das Frauenzi hingegen sitzt so, daß beyde Beine etwas nach eine te zu liegen kommen. Anm. des Capit. King.

Befehlshalber sind von dem unbedingten Gehorsam
Volkes gegen ihre Verfügungen so überzeugt, daß
dieser Befehlshaber es kaum glauben wollte, als
ihm sagten, einer von den Insulanern habe seiner
Verordnung zuwider gehandelt; und wirklich zeigte es
sich in der Folge, daß der arme Mann, den man ei-
ner Übertretung beschuldigt hatte, das Verbot unmög-
lich rechter Zeit erfahren haben konnte.

Unter den mächtigen Befehlshabern giebt es viel-
einige, deren Besitzungen so beträchtlich sind, daß
dem Könige gleich stellen können; allein an Ran-
gewissen Ehrenbezeugungen, welche die Nation dem
chen zuerkennt, müssen sie ihm weit nachstehen.
besondere Vorzüge der Königswürde sind, daß
punktirt und nicht beschnitten ist, wie es alle
hanen seyn müssen. So oft der König ausgeht,
alle die ihm begegnen, sich niederkauern, bis
ber gegangen ist. Niemand kann über seinem
seyn, vielmehr muß alles sich unter seine Füße
en. Ein sprechenderes Zeichen der äußern Un-
gkeit kann es wohl nicht geben, als die Art,
es Volk dem Monarchen und andern Hohen Be-
bern seine Ehrfurcht bezeigt. Die ganze Cere-
ist folgende: derjenige, der dem Oberhaupte sei-
schuldigen Respekt erweisen soll, kauert sich vor ihm
und neigt den Kopf bis gegen des Königs Fuß.
Sobald er diese Stellung angenommen hat,
r Befehlshaber den Fuß auf, so, daß jener
zu kommen kann. Er klopft oder berührt als-
e Sohle sanft, zuerst mit der äußern hernach
inwendigen Seite der Finger beyder Hände,

steht auf und tritt zurück. Es scheint sogar, als
ne der König es niemanden verweigern, ihm diese
rerwerfung zu bezeigen, welche Moi-Moia gen
wird. Oft fiel es den gemeinen Leuten ein, es zu
indem sie ihn irgendwo gehen sahen; und in diesen
len mußte er allemal stille stehen, und einen Fuß
ter sich in die Höhe halten, bis die Ceremonie vo
war. Für einen so schwerfälligen unbeholfenen M
wie Paulaho, war dies keine geringe Beschw
daher habe ich ihn auch öfters, so wenig er sonst
aufgelegt oder geschickt seyn mochte, laufen ge
um nur aus dem Wege zu kommen, oder einen
erreichen, wo er sich bequem setzen konnte. We
Fuß des Befehlshabers auf solche Art berührt hat
nichts eßbares anrühren, bevor er sich nicht die
gewaschen hat. Dieses Verbot würde in einem
wo das Wasser so selten ist als hier, große Unge
heit verursachen, wenn nicht ein Stück von irge
ner saftigen Pflanze, die man irgendwo bekommen
und womit man sich die Hände reibt, die Stel
Wassers vollkommen verträte. So lange die H
jenem Zustande ist, daß man keine Speise dam
rühren darf, heißt sie Tabu-Rima. (Tabu
tet überhaupt, verboten, und Rima die Hand.

Der Tabu (oder Bann) den man durch d
Oberhaupt bezeigte Ehrerbietung auf sich ladet,
so leicht abzuwaschen; in andern Fällen aber m
durchaus eine bestimmte Zeitlang währen. Wir
mehrmalen Weiber gesehen, die von andern ge
wurden, weil sie ihre eignen Hände, wegen des
Rima, nicht brauchen durften. Nach Verla
gesetzten Zeit wäscht sich die Person in einem Bad

…cheint sogar, als … …lich in einer Pfütze voll unreinen, salzigen (oder …eigern, ihm diese … …) Wassers, geht dann zum Könige, macht ihm … Moi-Moia ge… …e gewöhnliche Art ihr Compliment, nimmt seinen …Leuten ein, es zu… …nd drückt ihn an ihre Brust, ihre Schultern und …ên; und in diesen … …e Theile des Leibes. Er umarmt sie dann auf je… …, und einen Fuß … …chulter, und sie geht hierauf, von ihrer Unrei… …die Ceremonie vo… …befreyt, zurück. Ich weiß nicht, ob sie sich …n unbeholfenen M… …m Falle jedesmal an den König wenden müssen, …e geringe Beschw… …Omai versichern wollte. Wäre dies wirklich, …so wenig er sonst … …en die öftern Reisen des Königs von einer In… …ochte, laufen ge… …andern schon aus diesem Grunde nothwendig …nen, oder einen … …Ich habe ihn zwey- oder dreymal diese Ceremo… …en konnte. We… …richten gesehen; allein einst war ich auch zuge… …he Art berührt ha… …s Finau mit einer seiner Frauen eben dasselbe …er sich nicht die … …n. Omai war diesmal gerade nicht bey der …würde in einem … …und ich konnte mich folglich nicht nach der Ver… …hier, große Unge… …ng dieser Handlung erkundigen.

…n Stück von irge… …Tabu ist, wie ich bereits erwähnt habe, ein Wort …gendwo bekomme… …umfassender Bedeutung. Menschenopfer wer… …reibt, die Ste… …nga-Tabu genannt, und eben so heißt alles …So lange die H… …n nicht essen darf, oder dessen Gebrauch unter… …eine Speise dam… …gleichfalls Tabu. Man sagte uns, wofern der …tima. (Tabu … …das Haus eines Unterthanen zinge, so wür… …Rima die Hand… …abu; das ist, der Eigenthümer könne nie wie… …den man durch … …wohnen; daher findet der König, er mag rei… …g auf sich ladet, … …hin er will, schon besondere für ihn bestimmte …n Fällen aber m… …ngen. Tubau der ältere, hatte jezt die Auf… …g währen. Wir … …er den Tabu, das ist, falls Omai die Sache …e von andern ge… …griff, er hatte nebst seinen Untergeordneten die …inde, wegen des … …über alle Landeserzeugnisse, sorgte dafür, daß je… …. Nach Verla… …sein bescheiden Theil anpflanzte, und bestimm… …on in einem Bad… …gessen oder nicht gegessen werden dürfe. Die…

se weise Einrichtung ist das beste Mittel eine Hunger
noth zu verhüten, indem darauf gesehen wird, daß d
Pflanzungen den gehörigen Umfang haben, und da
die Landesprodukte nicht unnütz verschwendet werden.

Eine andere nicht minder kluge Anstalt ist die, da
zu Handhabung einer Art von Polizey ausdrücklich er
Befehlshaber ernannt wird. Während unseres Au
enthalts war Finau mit dieser Würde bekleidet, kra
deren er alle öffentliche sowohl als Privatvergehunge
bestrafen konnte. Er war zugleich der oberste Feldher
und kommandirte die Krieger, wenn ihre Dazwische
kunft nöthig war. Allein dieser Fall soll sich sehr se
ten ereignen. Der König gab sich oft die Mühe, un
Finau's Geschäfte zu erklären; unter andern sagte e
uns: wofern er selbst ein böser Mann werden sollte
würde Finau ihn umbringen. Ich legte den Ausdruck
ein böser Mann werden, so aus: nicht nach den her
gebrachten Gesetzen und Gewohnheiten regieren wollen
in welchem Falle die andern Großen, oder das ganze
Volk, den Finau bevollmächtigen würde, ihn hin
zurichten. Kann man noch länger zweifeln, daß ein
Monarch, der solchergestalt zur Verantwortung gezo
gen, und sogar wegen Mißbrauch seiner Gewalt be
straft werden kann, den Namen eines Despoten nicht
verdiene?

Wenn man bedenkt, daß dieser kleine Staat aus
einer so beträchtlichen Anzahl von Inseln besteht, die
zum Theil so weit vom Sitz der Regierung entfernt lie
gen, so sollte man glauben, daß die entfernteren Va
sallen es oft versuchen würden, das Joch abzuwerfen
und sich unabhängig zu machen; die Insulaner hinge

en versichern, daß dies nie geschehe. Eine Hauptur-
ach, weshalb dergleichen innerliche Unruhen sich nicht
reignen, scheint darinn zu liegen, daß, wie ich be-
eits erwähnt habe, alle mächtige Befehlshaber, sich
n Tongatabu aufhalten. Außerdem trägt aber auch
hre in ähnlichen Fällen prompte Justiz vieles dazu bey,
ie übrigen Inseln im Gehorsam zu erhalten. Sollte
ch nämlich irgendwo ein unruhiger Kopf zum Dema-
ogen aufwerfen wollen, so wird plötzlich Finau, oder
erjenige der sein Amt bekleidet, dahin abgeschickt um
hn zu tödten, und den Aufruhr im Keim zu ersticken.

Die Rangordnungen oder Klassen unter den Be-
ehlshabern, oder denen die sich dafür ausgaben, sind
ermuthlich eben so zahlreich wie bey uns; allein nur
enige sind Herren von großen Ländereyen, und die
ibrigen tragen ihr Land von diesen Baronen zu Lehen.
Man erzählte mir: wenn ein Landeigenthümer sterbe,
o fielen seine Besitzthümer insgesamt dem Könige zu,
er sie aber gemeiniglich dem ältesten Sohne mit der
Bedingung, die jüngeren Geschwister zu versorgen, wie-
ergebe. Es ist hier nicht, wie in Otaheiti, gewöhn-
ich, daß dem Sohne von dem Augenblick seiner Ge-
urt an, des Vaters Titel und Vorrechte zufallen, son-
dern er succedirt erst nach des Vaters Tode. Die Thron-
folge ist also völlig auf den Fuß einer erblichen Mo-
narchie bestimmt. Sie ist auch seit geraumer Zeit nicht
unterbrochen worden; denn wir haben durch einen be-
sondern Umstand in Erfahrung gebracht, daß die Fa-
milie der Futtafähi's in gerader Linie wenigstens hun-
dert und fünf und dreyßig Jahre regiert hat. Pau-

laho ist bloß ein Zuname, der den jeztregierenden König von den übrigen Personen seiner Familie unterscheidet. Ich erkundigte mich, ob man von Tasmans Anwesenheit in diesen Inseln einige Nachrichten aufbewahrt hätte, und erfuhr bald, daß sie von dem Besuch dieses Seefahrers durch ihre Vorfahren sehr umständliche Nachrichten erhalten hatten; welches beyläufig einen Beweis abgiebt, daß man sich zuweilen auf mündliche Ueberlieferungen sehr wohl verlassen könne. Sie beschrieben uns die beyden Schiffe, als den unsrigen ähnlich, zeigten uns ihren Ankerplatz, erwähnten, daß sie sich nur wenige Tage aufgehalten, und sich dann nach Anamoka begeben hätten, und nannten uns, um den Zeitpunkt genauer zu bestimmen, denjenigen Futtafähi, der damals regierte, imgleichen die Namen aller auf ihn folgenden Regenten bis auf den Paulaho, welcher seit jener Zeit der fünfte, indem der erste, bey der Ankunft der Schiffe schon ein alter Mann gewesen seyn soll.

Nach allem, was wir bisher von dem jeztregierenden Könige erzählt haben, ist es zu verwundern, daß auf diesen Inseln Personen vorhanden sind, die noch einen höhern Rang behaupten. Latu-libulu, den man mir bey meinem vormaligen Besuch in Tongatabu, als König genannt hatte, und drey Frauenzimmer, stehen dem Range nach, gewissermaßen noch über den Paulaho. Wir erkundigten uns näher nach diesen außerordentlich geehrten Personen, die man hier durch die Benennung, oder durch den Titel Tammaha*)

*) Tamolao heißt, wie oben erwähnt worden ist, in der

unterscheidet, und erfuhren, daß der verstorbene König, Paulaho's Vater, eine ältere Schwester, gleiches Ranges mit ihm selbst, gehabt habe. Diese Schwester habe von einem aus Fidschi hergekommenen Manne einen Sohn und zwey Töchter gebohren, welche drey Geschwister, nebst der Mutter, höhern Rang als selbst der regierende Futtafähi hätten. Vergebens suchten wir dem Grunde dieses seltsamen Vorrechts der Tammaha's nachzuspüren; denn außer dieser genealogischen Nachricht konnten wir nichts davon erfahren. Die Mutter hält sich nebst einer ihrer Töchter, Namens Tuila-käpa zu Wawau auf. Ihr Sohn Latu-libulu, und die andere Tochter Maungaula-käpa wohnen zu Tongatabu. Letztere ist die Dame, die am 21sten Junius bey mir speiste, bey welcher Gelegenheit wir ihren höhern Rang über den König selbst bemerkten, indem er in ihrer Gegenwart nicht essen wollte, und sogar ihr die gewöhnliche Ehrenbezeugung durch Berührung ihres Fußes erwies. Wir haben nicht gesehen, daß er dem Latu-libulu eben diese Ehre erwiesen hätte; wohl aber, daß er sogleich zu essen aufhörte, und seine Speisen wegräumen ließ, sobald jener in dasselbe Haus kam. Latu-libulu hatte übrigens das Vorrecht, jedermann, selbst dem Könige, alles wegnehmen zu dürfen; hingegen hatte er bey der Feyerlichkeit, die man Natsche nannte, keine andre

Mundart von Hamoa, ein Befehlshaber, und Tamole bedeutet in den Carolineninseln eben dasselbe. Man sieht hier die Uebereinstimmung mit Tammaha. Anmerk. der Urschrift.

Rolle, als die übrigen Vornehmen. Seine Landsleute hielten ihn für einen Wahnsinnigen, und seine Handlungen schienen oft dieses Urtheil zu rechtfertigen. In der Insel E-u-a zeigte man mir einen ansehnlichen Strich Landes, der ihm gehörte; ich sahe dort auch seinen kleinen Sohn, dem man denselben Titel, wie dem Vater beylegte. Den Sohn des größten europäischen Fürsten würde man nicht mehr verwöhnen und liebkosen können, wie diesen kleinen Tammaha. *)

Die Sprache der Freundschafts-Inseln hat die allergenaueste Verwandschaft mit denen von Neuseeland, Watiu und Mandschia, und folglich auch mit denen von Otaheiti und den Societäts-Inseln. Viele Wörter kommen auch mit denen überein die Le Maire und Schouten von der Kokos-Insel anführt. Die Aussprache ist zwar in manchen Fällen sowohl von der neuseeländischen als von der otaheitischen verschieden, allein viele Wörter sind entweder völlig eben dieselben oder so wenig verändert, daß man ihren gemeinschaftlichen Ursprung leicht bemerkte. Es fehlt dieser Sprache nicht an Reichthum, um alle Begriffe der hiesigen

*) Aus dieser Erzählung erhellet, daß in Beziehung auf die Verfassung dieser Inseln noch manches dunkel bleibt. Auffallend ist es, daß schon Le Maire und Schouten das Wort Latu als einen Titel auf den von ihnen entdeckten Inseln anführen. Auch sieht man daraus, daß die Bekanntschaft mit der Insel Fidschi schon älter seyn müsse, als Capitain Cook sie wegen der erst später von dorther nach Tongatabu versetzten Hunde, an einem andern Orte machen will. G. F.

Eingebohrnen auszudrücken; auch schickt sie sich gut zum Gesang, und ist in der Unterredung ziemlich wohlklingend. Sie scheint, so weit wir mit unserer geringen Kenntniß davon urtheilen konnten, nicht sehr complicirt zu seyn. In der Comparation der Beywörter stimmte sie mit dem Lateinischen überein; hingegen konnten wir die Beugungen der Nennwörter und Zeitwörter nicht ausfindig machen. Unter etlichen hundert Wörtern befinden sich die Zahlen bis hunderttausend. Weiter können sie vermuthlich nicht zählen, denn über diese Zahl hinaus bedienten sie sich allemal eines Worts, welches eine unbestimmte Menge bedeutet. Aus dem kleinen zur Probe angehängten Verzeichniß etlicher hiesiger Wörter, ersiehet man wie geringe die Abweichung von dem danebenstehenden Otaheitischen ist. Es verdient indeß noch erinnert zu werden, daß wir bey dem Niederschreiben unserer Wörterbücher manchmal in grobe Irrthümer verfielen. Unsere Vorstellungsart war von der hiesigen oft so verschieden, daß man sich über den Gegenstand der Nachforschung unmöglich verständigen konnte. Denn gesetzt auch, daß wir in der Aufmerksamkeit auf den Gegenstand und in der Vorstellung übereinstimmten, so hatten wir bey einem Lehrmeister, der kein Wort von unserer Sprache verstand, noch nicht viel damit gewonnen. Eine andere fruchtbare Quelle des Irrthums war die Schwierigkeit, den wahren Laut eines ganz fremden und nie gehörten Worts, von Leuten die gemeinhin undeutlich sprachen, aufzufassen. Daher kam es, daß wenn z. E. zwey von meinen Reisegefährten dasselbe Wort nach der Aussprache eines und

eben desselben Insulaners niederschrieben, es dennoch mit ganz verschiedenen Vokalen, ja nicht selten auch in Absicht auf die Consonanten, die doch weniger zweydeutig sind, eines von dem andern verschieden geschrieben war *). Die Erfahrung belehrte uns endlich noch, daß wir einige der gewöhnlichsten Worte, auf eine seltsame Art verwechselt hatten, theils aus Mißverstand theils weil die Eingebohrnen selbst, sich unsers Ausdrucks wieder bedient hatten. So hatten wir uns zum Beyspiel angewöhnt, einen Dieb Tschito zu nennen, ohnerachtet in der Sprache von Tongatabu, das Wort welches die Bedeutung hat, von unserm Tschito gänzlich verschieden war. Die Veranlassung zu diesem Irrthum, war ein früheres Versehen, dessen wir uns bereits in Neuseeland schuldig gemacht hatten. In Neuseeland sowohl als in den Freundschafts-Inseln heißt ein Dieb Kaihah; wir hatten aber aus Versehen das Wort Tito **) dafür an beyden Orten gebraucht. Die Einwohner hatten es nachgesprochen, und dadurch ein neues Wort, Tschito, geschmiedet, welches wir nun gar für ein ursprüngliches Wort ihrer Mundart hielten. Das folgende Verzeichniß hat man indeß sorgfältigst zu berichtigen gesucht.

Freundschafts-Inseln.	Taheitisch.
Die Sonne Elaa	Eraa.

*) Die wahre Ursach dieser Verschiedenheiten habe ich oben mehrmals erwähnt. G. F.

**) Das Versehen war indeß sehr verzeihlich, denn in Otaheiti ist dieses Wort, in dieser Bedeutung bekannt. G. F.

Freundschafts-Inseln.		Taheitisch.
Feuer	Eafai	Eahai.
Donner	Faturi	Patiri.
Regen	Ulha	E-u-a.
Wind	Matangi	Matai.
Warm	Mafanna	Mahanna.
Wolken	Ao	Eao.
Land	Fonua	Fenua.
Wasser	Awai	Ewai.
Schlaf	Mohe	Moe.
Ein Mann	Tangata	Taata.
Ein Weib	Wefaine	Waheine.
Ein junges Mädchen	Taheine	Tunea.
Ein Bedienter oder gemeiner Mensch	Tua	Tautau oder Teau.
Die Dämmerung oder Tagesanbruch	Aho	Aau.
Das Haar	Furu	Eroru.
Die Zunge	Elelo	Erero.
Das Ohr	Taringa	Taria.
Der Bart	Kumu	Uma.
Das Meer	Tahi	Tai.
Ein Canot	Wakka	Ewaha.
Schwarz	Ulle	Ere.
Roth	Gula	Ura-ura.
Eine Lanze oder ein Spieß	Tao	Tao.
Einer von den Eltern	Motua	Madua.
Was ist das?	Kohaia?	Yahaia?
Festhalten	Amau	Mau.
Abwischen, reinigen	Horo	Horoi.

	Freundschafts-Inseln.	Taheitisch.
Aufstehen	Etu	Atu.
Weinen	Tangi	Tai.
Essen, kauen	Ekai	Ey.
Ja	á	á.
Nein	Kai	Ai.
Ihr	Koe	Oe.
Ich	Au	Wau.
Zehn	Ongofuru	Ahuru.

Zum Beschluß dieser Bemerkungen habe ich noch einige astronomische und nautische Beobachtungen nachzuholen. Zuerst muß ich erinnern, daß der Unterschied der Länge zwischen Tongatabu und Anamoka etwas geringer ist, als ihn meine Charte und mein Tagebuch der vorigen Reise angegeben hatten; der Fehler war leicht möglich, indem die zu Erforschung der Länge auf einer jeden Insel angestellten Beobachtungen damals nicht unter einander verglichen werden konnten, sondern in zwey verschiedenen Jahren angestellt wurden. Gegenwärtig ist die Entfernung zwischen beyden so genau bestimmt, daß ein Irrthum kaum noch möglich ist. Die Breite von Tongatabu, an dem Orte, wo unsere Sternwarte stand, war 21° 8′ 19″ südlich; die Länge nach 131 Reihen Mondsbeobachtungen, die mehr als tausend beobachtete Distanzen des Mondes von Sonne und Sternen enthalten, war 184° 55′ 18″ östlich (von Greenwich). Der Unterschied der Länge zwischen der Sternwarte in Tongatabu und der in Anamoka betrug nach der Längenuhr 16′ mithin war die Länge von Anamoka 185° 11′ 18″ östlich. Die Brei-

te dieser Insel war ebendaselbst 20° 15′ südlich. Die Sternwarte hatten wir in Tongatabu beynah in der Mitte der Nordseite der Insel errichtet, so wie zu Anamoka an der Westseite.

Nach einem Durchschnitt von mehreren Beobachtungen beträgt die Inclination der Südspitze der Magnetnadel zu Lefuga, einer von den Hapai-Inseln 36° 55′ und zu Tongatabu 39° 1½′. Die Abweichung betrug

zu Anamoka an Bord	8°	30′	3½ östlich.
zu Kotu, zwischen Anamoka und Hapai vor Anker liegend	8	12	29½
zu Lefuga vor Anker	10	11	40
zu Tongatabu an Bord	9	44	5½
Ebendaselbst an Land	10	12	58

Warum die Abweichung bey Anamoka und in ihrer Nachbarschaft so viel geringer als an den beyden andern Oertern ist, davon weiß ich keinen Grund anzugeben; ich kann blos versichern, daß ich richtig beobachtet habe. Nach der Regel sollte sie größer seyn, denn man hat sie nordwärts, südwärts, ostwärts und westwärts von Anamoka größer gefunden; es ist indeß nichts ungewöhnliches, dergleichen Unordnungen in der Abweichung, ja noch größere, bey völlig gleichen Instrumenten, wahrzunehmen, und ich würde ihrer nicht einmal erwähnen, wenn ich nicht vermuthete, daß die Ursach an dem Orte selbst und nicht an den Nadeln zu suchen ist. Herr Baily bemerkte denselben oder einen fast noch etwas größeren Unterschied.

Die Fluth ist bey diesen Inseln merklicher, als bey irgend einem andern in diesem Ocean, innerhalb des Wendekreises, von mir entdeckten Lande. Zu Anamoka ist es zu der Zeit des Voll- und Neumondes ungefähr um sechs Uhr hoch Wasser, und Ebbe und Fluth, oder das Steigen und Fallen beträgt in senkrechter Linie gegen sechs Schuh. Im Hafen von Tongatabu ist es an eben denselben Tagen um 6 Uhr 30 Minuten hoch Wasser, und das Steigen und Fallen beträgt alsdenn vier Fuß neun Zoll; in den Quadraturen hingegen, nur drey Fuß und sechs Zoll.

Zwanzigstes Hauptstück.

Beobachtung einer Mondfinsterniß. Entdeckung der Insel Tubuai. (*Toobouai*). Ihre Lage, Größe und Beschaffenheit. Verkehr mit ihren Einwohnern. Beschreibung ihrer Person, ihres Anzugs und ihrer Fahrzeuge. Ankunft in der Bay Oaitepiha in O-Taheiti. Omai's erste Aufnahme und unvorsichtiges Betragen. Nachricht von Spanischen Schiffen, welche die Insel zweymal besucht haben. Zusammenkunft mit dem Oberhaupt dieses Bezirks. Vom Olla, oder dem Gott der Bolabolaner. Ein rasender Prophet. Ankunft in der Bay von Matavai.

Am 17ten Julius um acht Uhr Abends ließen wir die Insel E-a-u (*Eaoo*) drey bis vier Meilen gen Nordost zu Osten hinter uns zurück, und richteten unsern Lauf, mit Hülfe eines frischen Ostwindes, nach Süden. Am folgenden Morgen kam ein heftiger Windstoß in eben dieser Richtung, welcher unser Schönfahrsegel nebst den Braamsegeln zerriß, ehe wir sie anders stellen konnten. Den 19ten und 20sten blieb der Wind zwischen Südost und Südwest; und wandte sich dann nach Osten, Nordost, und endlich ganz nach Norden.

In der Nacht zwischen dem 20sten und 21sten, da wir uns in 22° 57½′ südlicher Breite befanden, beobachteten wir eine Mondfinsterniß.

Scheinbare Zeit Vormittags.

	St.	M.	S.	
Eintritt nach Hrn. King:	0	32	50	186° 5 ½′ mittlere Länge.
" " Bligh:	0	33	25	
" eigner Beob.	0	33	35	
Ende nach Hrn. King:	1	44	56	186° 28½ mittlere Länge.
" " Bligh:	1	44	6	186° 58½′ Ang. der Längenuhr.
" eigner Beob.	1	44	56	

In der hier angegebenen Länge und Breite befand sich das Schiff um 8 Uhr 56′ des Morgens, da man die Sonnenhöhe, zur Bestimmung der Zeit beobachtete. Der Mond stand, zu Anfang der Finsterniß, im Scheitelpunkte; wir fanden daher die Sextanten zur Beobachtung am bequemsten, um vermittelst des Spiegels das zurückgeworfene Bild in eine bequemere Höhe hinabzubringen. Eben so machten wir es auch beym Austritt, den nur Herr King mit einem Nachtseherohr beobachtete. Zwar beträgt der größte Unterschied unserer diesmaligen Beobachtungen nicht über funfzig Sekunden; allein meines Erachtens können zwey Beobachter, sowohl beym Eintritt als beym Ende einer Finsterniß, leicht um mehr als noch einmal so viel von einander abweichen. Auch wollen wir auf eine Genauigkeit im Observiren, die bis zu Sekunden gehet, keinesweges Anspruch machen, sondern müssen erinnern, daß jene oben angegebenen Sekunden erst nach der Hand entstanden sind, da nehmlich die von der Längenuhr angegebene Zeit zur Ausrechnung der scheinbaren Tageszeit angewandt wurde.

Ich

Ich setzte nunmehr die Fahrt gen Ost-Südosten ohne irgend einen merkwürdigen Vorfall bis auf den 29sten fort, da uns, um sieben Uhr des Abends, plötzlich ein sehr heftiger Windstoß aus Norden traf. An unseren Marssegeln hatten wir bereits ein Reff eingelegt, und ausser ihnen führten wir bloß Unter- und Stagsegel; demungeachtet büßten wir bey dieser Gelegenheit ein Paar der letzteren ein, und hatten Mühe die übrigen zu retten. Bald darauf sahen wir an Bord der Discovery Lichter hin und her tragen, woraus wir schlossen, daß etwas zu Schaden gekommen sey. Am folgenden Morgen bestätigte sich unsere Vermuthung, denn wir sahen nunmehr deutlich, daß die große Stenge fehlte. Wind und Wetter blieben indeß bis um Mittag sehr unbeständig; dann aber klärte sich der Himmel auf, und wir erhielten einen stäten Nordwestwind. Wir befanden uns jezt in 28° 6′ S. Breite, und 198° 23′ östlicher Länge, und erblickten zum erstenmal, seitdem wir das Land verlassen hatten, wieder Vögel, nehmlich einige Pintaden (*procellaria capensis Linn.*)

Herr Capitain Clerke machte am folgenden Mittage das Signal, daß er mit mir sprechen wollte. Ich schickte ihm hierauf ein Boot zu, und erfuhr, er habe eben einen gefährlichen Riß am Haupte des großen Mastes entdeckt; es werde hierdurch bedenklich, eine neue Stenge aufzurichten, und er sehe sich folglich genöthigt, etwas leichteres an ihre Stelle zu setzen. Er hatte überdies die Braamraa verlohren, und weder eine andre noch einen Baum an Bord, woraus er eine neue machen lassen konnte. Wir schickten ihm unsere

oberste Blindraa, womit ihm für diesesmal geholfen war; denn Tages darauf errichtete er eine Nothstenge, und spannte ein Fockmarssegel daran aus, mit dessen Hülfe sein Schiff dem unsrigen gleich kam.

Der Wind blieb nunmehr auf unserm westlichen Bord, zwischen Norden, Westen, und Süden, so daß ich Ost-Nordost und Nordost steuern ließ, bis wir am achten August, um eilf Uhr Morgens, gegen Nord-Nordost, in einer Entfernung von neun oder zehn Meilen, Land erblickten. Anfänglich stieg es in verschiedenen Hügeln, gleichsam wie abgesonderte Inseln hervor; indem wir aber näher heran kamen, fanden wir, daß es zusammenhangend war, und nur Eine Insel bildete. Ich richtete sogleich den Lauf dorthin, und kam mit einem frischen Südostwinde um halb sieben Uhr Abends so weit, daß es nur noch drey bis vier Meilen von Nord zu Osten bis Nord-Nordosten vor uns lag. Die Nacht über mußten wir ab und zu kreutzen, um unsere Station zu behalten, bis wir mit Tagesanbruch näher segeln durften. Ich wollte auf die vor dem Winde geschützte Nordwestseite der Insel kommen, und ließ in dieser Absicht um die südliche Landspitze steuern, die überall mit einem Rief von Korallenklippen umgeben ist, das an einigen Stellen bis auf eine kleine Meile (*mile*) vom Ufer absteht, und woran sich die Wogen mit großer Gewalt brechen. Südwärts glaubten jezt einige noch anderes Land zu erblicken; allein da dieses gerade die Gegend war, woher der Wind kam, mußten wir es unentschieden lassen.

Indem wir uns näherten, liefen einige Menschen am Strande hin und her, und bald nachdem wir der

Insel unter dem Winde lagen, zogen ihrer zwölf oder mehr zwey Kähne ins Wasser, sprangen hinein und ruderten auf uns zu. Ich ließ hierauf einige Segel einziehen, theils um diese Kähne herankommen zu lassen, theils auch, um wegen eines Ankerplatzes einen Bleywurf zu thun. Wir fanden, ungefähr eine halbe Meile von dem Rief, zwischen vierzig und fünf und vierzig Faden Tiefe und feinsandigten Boden; näher hinein war der Grund überall mit Korallfelsen besetzt. Die Eingebohrnen hatten sich indessen in ihren Kähnen bis auf einen Pistolenschuß genähert, und hielten nun mit Rudern ein. Omai mußte, wie gewöhnlich, seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um sie zu bewegen, vollends heranzukommen; allein diesmal sprach er vergebens. Immer wiesen sie mit bedeutenden Gebärden auf das Land, richteten ihre Ruder dorthin, und riefen uns zu, wir möchten nur hinkommen. Einige ihrer Landsleute am Strande hielten zu gleicher Zeit etwas Weißes empor, welches vermuthlich ebenfalls eine Einladung bedeuten sollte. Wir hätten sie auch immerhin annehmen können, da wir nicht nur ausserhalb des Riefs guten Ankergrund hatten, sondern auch im Riefe selbst sich eine Oefnung befand, durch welche die Kähne zu uns herausgekommen waren, und innerhalb keine Brandung, vielmehr hinlängliche Tiefe für unsre Boote, wo nicht gar für die Schiffe, vorhanden zu seyn schien. Allein gegen den Vortheil, dieses kleine Eiland auszukundschaften, schien mir doch die Gefahr, den jezt günstigen Wind zu verlieren, viel zu wichtig, zumal wir um Erfrischungen, auf welche man hier nicht einmal gewiß rechnen konnte, noch nicht verlegen, und übrigens, wiewohl ganz gegen unsern

Willen, schon allzulange von den Societäts-Inseln ausgeblieben waren. Ich versuchte es daher noch eine Zeitlang die Leute in den Kähnen zu überreden, daß sie ans Schiff kommen möchten; da aber auch diese Unterhandlung fruchtlos ablief, segelte ich nordwärts, und ließ sie zurück. Die Insel heißt, wie ich von ihnen erfuhr, Tubuai (*Toobouai*) und liegt in 23° 25′ südlicher Breite, und 210° 37′ östlicher Länge. Ihr längster Durchmesser, das Rief abgerechnet, beträgt nirgends über fünf oder sechs kleine Meilen (*miles*). An der Nordwestseite ist das Rief verschiedentlich unterbrochen, und die See, welche durch die Oefnungen rollt, brandet sich am Strande. Die Berge sind zum Theil, des geringen Umfangs der Insel ungeachtet, von beträchtlicher Höhe, und an ihrem Fuße ganz mit einer schmalen Ebene umringt, die wieder einen Strand von weißem Sande zur Einfassung hat. Auf den Bergen wächst, einige felsichte, abschüssige Stellen ausgenommen, bis an die Gipfel Gras oder anderes Kraut, mit zerstreuten Gruppen von Bäumen; in einigen Thälern hingegen sieht man häufige Anpflanzungen, womit auch die ganze Ebene bedeckt ist. Die Stämme sind hoch und stark; aber von welcher Art sie wären, konnten wir, einige Kokospalmen und Kenlenbäume (*Casuarina*) ausgenommen, nicht unterscheiden. Die Leute in den Kähnen sagten uns, daß sie Hunde und Schweine hätten, imgleichen, daß alle Früchte und Wurzeln, welche man auf den andern Eilanden des stillen Meeres gewöhnlich antrift, hier ebenfalls einheimisch wären. Ihre Sprache ist mit der Otaheitischen vollkommen einerley, und folglich gehört Tubuai mit zu denen Inseln, welche von jenem, im

Südmeere so weit ausgebreiteten, Volke bewohnt sind. Die Männer in den Kähnen waren von starker Leibesbeschaffenheit, kupferfarbig *), und hatten schwarzes schlichtes Haar, welches sie entweder auf der Scheitel in einen Schopf zusammen gebunden, oder auch wohl auf die Schultern herabfallend trugen. In ihrem rundlichen vollen Gesichte waren die Züge wenig erhoben, sondern vielmehr etwas flach, und hatten einen Ausdruck von angestammter Wildheit. Ihre einzige Bedeckung war ein schmaler Streiffen Zeug, der um die Mitte des Leibes geschlagen, und zwischen den Lenden aufgezogen war. Am Strande hingegen, bemerkten wir, unter einer Menge von etwa hundert Personen, auch einige, die ganz in weissen Zeug gekleidet waren. Von denen welche die Neugierde zu uns geführt hatte, trugen einige auf der Brust eine Perlmutterschale an einer Halsschnur. Einer blies unaufhörlich in eine Trompetenschnecke oder in ein Tritonshorn, woran ein beynahe zwey Schuh langes Rohr befestigt war. Zuerst hielt er in einem fort denselben Ton aus; hernach aber brachte er zwey oder drey Töne mit gleicher Stärke darauf hervor. Ich lasse es dahin gestellt, was dieser Lerm hier zur Absicht haben mochte; allein so viel ist gewiß, daß es, so oft ich in die

*) Kupferfarbig, wobey man aber nicht an den Glanz des polirten Metalles denken muß, kann man mit Recht solche Leute nennen, deren Haut eine klare rothbraune Farbe, ohne die geringste Einmischung von Schwärze hat. Keinesweges ist diese Farbe auf die Amerikaner eingeschränkt. G. F.

sen Gegenden ins Horn stoßen gehört habe, nie ein Zeichen des Friedens gewesen ist.

Die Kähne oder Kanots dieser Insulaner waren ungefähr 30 Schuh lang, und ragten zwey Fuß hoch über die Wasserfläche hervor. Das Vordertheil stand etwas vor, und hatte einen Queer-Einschnitt, der vielleicht den Rachen eines Thiers vorstellen sollte. Das Hintertheil bog sich mit einer sanften Krümmung hinaufwärts, und lief gegen die Spitze schmäler zu. Es war, so wie der oberste Rand der Seitenplanken, über und über mit Schnitzwerk verziert. Uebrigens waren die Seiten, welche senkrecht in die Höhe standen, mit flachen weißen Muscheln artig ausgelegt, so daß man lauter konzentrische Halbzirkel erblickte, deren Bogen aufwärts gekehrt waren. In dem einen Kahne saßen sieben, in dem andern acht Mann, welche ihn mit rundgeschaufelten Rudern regierten. Jeder Kahn hatte noch seinen Ausleger oder Balancier, von ziemlicher Länge. Bisweilen ruderten die beyden Kähne mit ihren freyen Seiten so nahe an einander, daß sie nur Einen Kahn, mit einem Ausleger auf jeder Seite, zu bilden schienen. So oft die Ruderer es für gut fanden, kehrten sie sich mit dem Gesicht nach dem Hintertheil um, und ruderten ihren Kahn in dieser Richtung fort, ohne sich die Mühe zu geben, ihn zu wenden. Als sie endlich gewahr wurden, daß wir sie verlassen wollten, sprangen sie in ihren Kähnen auf, und schrieen wie mit Einer Stimme; ob zum Zeichen der Freundschaft oder des Gegentheils? konnten wir nicht entscheiden. Indeß führten sie keine Waffen bey sich, und auch bey denen am Strande, konnten wir mit unseren Fernröhren nichts, das Waffen ähnlich gesehen hätte, gewahr werden.

So verließen wir also eine Insel, deren Entdeckung vielleicht künftigen Seefahrern vortheilhaft werden kann. Unser Lauf ging nunmehr mit einem frischen östlichen Winde nordwärts, bis wir am zwölften, bey Tagesanbruch, die Insel Maitea, und bald darauf Taheiti erblickten. Schon um Mittag lag die Spitze von Oaitepiha-Bay nur vier Meilen weit im Westen vor uns. Ich hatte absichtlich diesen Theil der Insel zuerst aufgesucht, um daselbst so viel Erfrischungen als möglich eintauschen zu können, ehe ich nach der Station von Motavai ginge, die allem Vermuthen nach die ergiebigste für uns werden mußte. Bis zwey Uhr Nachmittags blieb unser Ostwind gleich stark; aber als wir noch eine Seemeile (*league*) vom Hafen entfernt waren, verschwand er plötzlich, und wir bekamen leichte Lüftchen aus allen Himmelsgegenden, die mit Windstillen wechselten und einige Stunden lang aller unserer Bemühungen das nahe Land zu erreichen, zu spotten schienen. Einige heftige Wind- und Regenschauer aus Osten kamen uns zwar noch zu Hülfe, und brachten uns wirklich vor den Eingang des Hafens; allein unser Ziel war nicht errungen, denn eben hier stellte sich der Landwind uns entgegen. Wir suchten zwar gegen ihn an, bis nach unserm Ankerplatz hin zu laviren, allein unsre Mühe war vergebens, und wir mußten um neun Uhr Abends wieder in See stechen, und noch eine Nacht ausser dem Hafen zubringen.

Bey unserer ersten Annäherung kamen etliche Kähne, mit zwey oder drey Personen vom Lande an das Schiff. Omai bekümmerte sich nicht viel um sie, weil es gemeine Leute waren; sie blieben ihm aber an Gleich-

gültigkeit nichts schuldig, denn ob er gleich mit ihnen sprach, so schien es doch nicht, als ob sie in ihm ihren Landsmann erkenneten. Endlich kam doch auch ein Befehlshaber, Namens Uti (*Ootee*) den ich ehedem gekannt hatte, an Bord, und mit ihm Omai's eigener Schwager, nebst drey oder vier andern von Omai's Bekannten, die sich zufälligerweise jezt an diesem Ende der Insel befanden. Gleichwohl zeichnete sich auch diese unvermuthete Zusammenkunft durch nichts zärtliches oder leidenschaftliches aus, sondern es herrschte vielmehr gegenseitig eine vollkommne Gleichgültigkeit, bis es dem Omai einfiel, seinen Schwager in die Kajüte hinab zu führen, und die Lade zu öfnen, worin er seinen Vorrath von rothen Federn aufgehoben hatte, um ihm etliche zu schenken. Kaum war dies auf dem Verdecke ruchtbar geworden, so war augenblicklich alles verändert. Uti, der vorhin mit Omai kaum sprechen wollte, bat um seine Freundschaft, und erbot sich mit ihm den Namen zu wechseln *). Omai nahm diese Ehre an, und bestätigte den neuen Bund mit einem Geschenk von seinen kostbaren Federn, wogegen sein Verbündeter ans Land schickte, um ein Schwein holen zu lassen. Ganz augenscheinlich war ihnen also an dem Manne nichts, hingegen alles an seiner Waare gelegen; ja, ich zweifle sehr, ob ihm irgend jemand eine Kokosnuß geschenkt haben würde, wenn er seinen Schatz von rothen Federn nicht aufgethan hätte.

*) Wir dürfen wohl kaum noch erinnern, daß dieser Tausch der Namen in Taheiti sowohl, als überhaupt im Südmeer, das Symbol der innigsten Verbindung zweyer Freunde oder Tayos ist. G. F.

Wer hätte sich je vorgestellt, wird mancher denken, daß dies Omai's Bewillkommung unter seinen Landsleuten seyn würde! Ich muß aber nur gestehen, daß ich sie mir nie anders gedacht, wohl aber immer gehofft hatte, jene kostbaren Geschenke, womit seine so freygebigen Freunde in England ihn überhäuft hatten, würden ihm Ansehen und Gewicht geben, und ihm die Gunst aller Vornehmen auf den Societäts-Inseln zusichern. Hätte er sich nur mit der allergeringsten Vorsicht betragen, so würden ihm diese Vortheile nicht haben entgehen können; aber leider halfen keine Ermahnungen. Vergebens rieth man ihm unaufhörlich, auf seiner Hut und nicht zur Unzeit freygebig zu seyn; er gab uns kein Gehör, und ließ sich von jedem Gauner, der es der Mühe werth hielt, einen Anschlag auf ihn zu machen, um seine Kostbarkeiten betrügen *).

*) Omai war also auch hier wieder nichts als ein erwachsenes, gutmüthiges Kind, dem man leicht seine Spielsachen abschwatzen kann. Seine Erziehung war in England zu sehr vernachläßigt worden, man hatte zu wenig darauf gesehen, einen denkenden Mann aus ihm zu bilden, als daß hernach ein Paar moralische Erinnerungen hätten Eindruck auf ihn machen, und auf sein Betragen Einfluß haben können. Im Grunde lagen ihm die Herrlichkeiten, die er mitbrachte, doch weniger am Herzen, als die eitle Ehre, die man ihm dafür erwies. Wahrer Ehrgeiz hätte ihn gelehrt, sich seinen Landsleuten durch neuerworbene und anwendbare Kenntnisse unentbehrlich zu machen, um dadurch groß zu werden. Diesen Weg zu einer politischen Höhe lernt man am be-

Die Eingebohrnen, welche den Tag über an Bord kamen, erzählten uns, daß seit meiner letzten Anwesenheit im Jahr 1774, zwey fremde Schiffe zu zwey verschiedenen Malen in der Bay O-Aitepiha vor Anker gelegen, und verschiedene Thiere von der Art die wir jezt an Bord führten, zurückgelassen hätten. Wir erkundigten uns genauer nach diesen Thieren, und da fand es sich, es wären Schweine, Hunde, Ziegen, ein Stier, und das Männchen eines andern Thieres, dessen Gattung wir aus der unvollständigen Beschreibung dieser Leute nicht errathen konnten. Sie nannten den Ort, woher diese Schiffe gekommen waren, Rima. Wir konnten leicht errathen, daß dies Lima, die Hauptstadt von Peru, seyn sollte, und daß also die neulichen Fremden Spanier gewesen wären. Während ihrer ersten Anwesenheit, erzählte man ferner, hätten sie ein Haus gebaut, und vier Personen darin zurückgelassen, nehmlich zwey Priester, einen Knaben oder einen Aufwärter, und einen vierten, Namens Matima, den wir jezt oft nennen hörten. Dafür hätten sie aber auch vier hiesige Einwohner mit sich genommen, wovon sie bey ihrem zweyten Besuch zehn Monate hernach, nur zwey zurückgebracht hätten, weil die beyden andern in Lima gestorben wären. Nach einem nochmaligen kurzen Aufenthalt, hätten sie ihre eigenen Leute wieder eingeschifft; das Haus aber, welches sie erbaut; sey noch vorhanden.

---

sten in England kennen und betreten; aber nicht bey den Führern, die diesem armen Naturmenschen zu Theil geworden waren. G. F.

Die wichtige Nachricht, daß es an Bord unseres Schiffes rothe Federn gebe, war nunmehr durch Omai's gute Freunde am Lande verbreitet. Kaum zeigte sich die Morgenröthe, so umringten uns schon eine Menge Kähne, in denen es von Menschen wimmelte, die uns Schweine und Früchte zu Markte brachten. Für eine nicht größere Portion Federn, als man zur Noth von einer Meise rupfen könnte, erkauften wir anfänglich Schweine von 40 bis 50 Pfund; Allein zum Unglück hatte jedermann im Schiffe einen Vorrath von diesen Kostbarkeiten, und folglich verloren sie, noch ehe es wieder Abend wurde, mehr als fünfhundert pro Cent von ihrem Werthe. Demungeachtet blieb die Bilanz noch immer äußerst vortheilhaft für uns, und die rothen Federn behaupteten bis ans Ende ein entschiedenes Uebergewicht über alle andere Waaren, die wir mitgebracht hatten. Dann und wann fand sich wohl einer, der sein Schwein nicht anders als um ein Beil vertauschen wollte; Nägel aber, Glaskorallen, und andere Kleinigkeiten, die ehedem hier so großen Absatz gefunden hatten, wurden gänzlich verachtet; ja, die meisten würdigten dergleichen Sachen nicht einmal des Ansehens.

Wegen des schwachen Windes konnten wir vor neun Uhr Morgens nicht ankern, welches sodann mit beyden Bugankern geschah. Bald darauf kam Omai's Schwester an Bord, um ihren Bruder zu bewillkommen. Es freute mich, bey dieser Zusammenkunft den Ausdruck wahrer Zärtlichkeit zu sehen, der leichter empfunden, als beschrieben wird.

Nach diesem rührenden Auftritt, konnte ich, da indessen die Schiffe in Sicherheit gebracht waren, mit dem Omai ans Land gehen, um zuerst einen Mann zu besuchen, den er mir unter der seltsamsten Bezeichnung, als den Gott von Bolabola, ankündigte. Wir fanden ihn unter einem kleinen Sonnendache sitzend, dergleichen hier gewöhnlich über den größern Kanots errichtet werden. Er war ein ziemlich bejahrter Mann, und an seinen Gliedern dergestalt gelähmt, daß man ihn auf einer Tragebahre von einem Ort zum andern fortbringen mußte. Einige betitelten ihn Olla oder Orra, wie der Gott von Bolabola sonst genannt wird; sein eigentlicher Name war aber Etary. Nach allem was mir Omai von ihm erzählt hatte, erwartete ich nichts geringeres, als daß man ihm göttliche Verehrung erweisen würde; allein ich ward nichts gewahr, woran ich ihn von andern Oberhäuptern hätte unterscheiden können, außer daß vor ihm und unter seinem Sonnendach etliche junge Pisangstämme lagen. Omai beschenkte ihn mit einem Büschel rother Federn, die er an einen dünnen Stecken gebunden hatte, sprach eine kurze Zeit mit ihm von gleichgültigen Sachen, und wandte sich hierauf zu einer alten Frau, in der er seiner Mutter Schwester erkannte, die, noch ehe er sie gewahr geworden, sich zu seinen Füßen geworfen hatte, um sie reichlich mit ihren Thränen zu benetzen *).

*) Vielleicht sollte man von dem sonderbaren Manne nur verstehen, daß er ein Inspirirter der Gottheit Olla war; mithin konnte durch eine sehr gewöhnliche Metonymie der innwohnende Gott mit dem Menschen der ihm zur

Mitten in einem Schwarm von Leuten, die von allen Seiten hinzu geeilt waren, verließ ich sie beyde um das Haus in Augenschein zu nehmen, welches die neulich hier gewesenen Fremden zurückgelassen hatten. Es stand nicht weit vom Strande, und war von Holz erbaut, welches jedoch schon fertig zum Aufstellen hergebracht zu seyn schien, weil jedes Stück mit einer Nummer bezeichnet war. Inwendig hatte es einen Queerschlag, und im innern Zimmer fand ich eine Bettstelle, einen Tisch, eine Bank, etliche alte Hüte und andere Kleinigkeiten, welche die hiesigen Eingebohrnen mit vieler Sorgfalt zu bewachen schienen. Mit gleicher Vorsorge hatten sie auch zur Erhaltung des Hauses selbst einen Schoppen drüber gebaut, damit es von keiner üblen Witterung beschädigt werden möchte. An allen Seiten befanden sich kleine Oefnungen, die zu Luftlöchern dienten, oder auch, im Fall eines Angrifs, als Schießscharten für Musketen gebraucht werden konnten. In einiger Entfernung vor dem Eingange stand ein hölzernes Kreutz. Auf dessen Queerholz waren die Worte eingeschnitten: Christus vincit; auf dem senkrecht stehenden Theil hingegen: Carolus III. imperat, 1774, welches außer allen Zweifel setzte, daß die erwähnten zwey Schiffe, spanische gewesen waren. Um das Andenken der ältern Besuche der Engländer auf dieser Insel zu verewigen, ließ ich auf die andere Seite des Holzes setzen:

Wohnung diente, verwechselt werden. Uebrigens bleibt diese Uebereinkunft der Religionsbegriffe bey den O-Taheitiern und andern Völkern immer merkwürdig. G. F.

Georgius tertius Rex
Annis 1767.
1769. 1773. 1774. et 1777.

Ohnweit des Kreuzes zeigten mir die Einwohner die Grabstätte des Befehlshabers beyder Schiffe, der hier während des ersten Aufenthalts derselben verstorben war. Sie nannten ihn, nach ihrer weichen Aussprache, Oridi, woraus wir den wahren spanischen Namen nicht errathen konnten. Sey die Absicht der Spanier bey diesen Besuchen in Otaheiti gewesen welche sie wolle, so ist wenigstens gewiß, daß sie sich alle Mühe gegeben haben müssen, um die Gunst der Einwohner zu gewinnen, die ihrer bey jeder Gelegenheit mit den stärksten Ausdrücken von Verehrung und Hochschätzung erwähnten.

Außer jenem seltsam betittelten Menschen, fand ich auf meinem Spatziergange weiter niemand von einigem Belang. Der Souverain von Tiarabu, oder der kleinern Halbinsel von O-Taheiti, Namens Waheiadua, hielt sich gegenwärtig in einer andern Gegend auf; auch zeigte es sich in der Folge, daß es nicht derselbe war, den ich bey meiner vormaligen Anwesenheit hier kennen gelernt hatte, sondern dessen jüngerer Bruder, ein zehnjähriger Knabe, welcher dem ältern, bey dessen vor zwanzig Monathen erfolgtem Tode, gefolgt war. Wir erfuhren zu gleicher Zeit, daß die berühmte Oberea gestorben sey, O-Tu hingegen, und unsere andere Freunde noch lebten. Als ich endlich von dem spanischen Hause zurückkehrte, fand ich den Omai mitten in einer Rede, die er an die versammelte Menge hielt, und es kostete Mühe ihn

mit mir weg an Bord zu führen, wo ich noch eine wichtige Sache ins Reine zu bringen hatte.

Otaheiti und die benachbarten Inseln konnten uns im größten Ueberfluß mit Kokosnüssen versehen, deren Saft ein vortreflicher Ersatz für jedes künstliche Getränk ist. Es lag mir folglich sehr am Herzen, meine Mannschaft zu bereden, sich damit während ihres hiesigen Aufenthalts zu behelfen, und die ihnen zukommende Portion Branntwein, die sonst mit Wasser vermischt wurde, so lange zu entbehren. Indeß konnte die Vorenthaltung eines gewohnten und beliebten Getränks, ein allgemeines Murren verursachen, wofern ich nicht die Ursachen angegeben hätte, die mich bewogen, sie vorzuschlagen. In dieser Absicht versammelte ich die Mannschaft auf dem Verdeck, um ihnen den Zweck der gegenwärtigen Entdeckungsreise, und den Umfang unserer fernern Unternehmungen vorzulegen. Als einen wichtigen Beweggrund zur Beireitwilligkeit und Standhaftigkeit in unserm Vorhaben, erwähnte ich die Belohnungen, welche von dem Parlamente denjenigen Unterthanen Sr. Majestät versprochen worden, welche zuerst eine Communication zwischen dem atlantischen und stillen Meere, es sey in welcher Richtung es wolle, zur See, innerhalb der nördlichen Halbkugel entdecken, und denjenigen, welche zuerst jenseits des 89° nördlicher Breite vordringen würden. Ich zweifelte keinesweges, sagte ich ferner, daß ich sie bereitwillig finden würde, mir die Hand zu dem wichtigen Unternehmen zu bieten, wo möglich uns zu einer oder zu beyden Belohnungen das Recht zu erwerben. Was uns aber am sichersten zum Ziel unserer

Hofnungen führen könne, sey die äusserste Sparsamkeit mit unsren Schifsmunitionen und insbesondere der Mundprovision, wovon wir, nach unserer Abreise von diesen Inseln, wahrscheinlich keinen frischen Vorrath würden einlegen können. Man müsse überdies noch bedenken, daß die Reise wenigstens ein Jahr länger dauren würde, als anfänglich vermuthet worden wäre, da wir die Gelegenheit, im gegenwärtigen Sommer gegen Norden zu gelangen, bereits versäumt hätten. Ich stellte ihnen vor, wie viele Hindernisse, und wie viele Mühseligkeiten uns noch bevorstehen könnten, und wie viel saurer es ihnen ankommen würde, in einem kalten Himmelsstrich irgend eine Verkürzung an ihrer gewöhnlichen Portion leiden zu müssen, falls die Noth uns dazu triebe. Ich gab es daher ihnen selbst zu bedenken, ob es nicht rathsamer wäre, sich der Gefahr lieber nicht auszusetzen, dereinst das geistige Getränk in einem Zeitpunkt, wo es zur Stärkung am nöthigsten seyn würde, entbehren zu müssen, sondern statt dessen im Voraus diesen Vorrath aufzusparen, und jezt, da man den vortreflichen Saft der Kokosnüsse haben könne, den Grog (d. i. Branntwein und Wasser) auf eine Zeitlang fahren zu lassen. Gleichwohl wolle ich sie keinesweges dazu zwingen, sondern überlasse die Entscheidung gänzlich ihrer freyen Wahl.

Mit Vergnügen fand ich, daß man sich nicht einen Augenblick über dieses Zumuthen bedachte; sondern vielmehr meinen Vorschlag einmüthiglich genehmigte. Nunmehr ließ ich Herrn Clerke auf seinem Schiffe einen ähnlichen Vortrag halten, der mit gleich gutem Willen angenommen ward. Ich ließ also mei-

nen

nen Leuten keinen Grog mehr geben, außer Sonnabends Abends, wo sie immer ihre ganze Portion bekamen, damit sie die Gesundheit ihrer Freundinnen in England trinken, und ihrer, bey den hübschen otaheitischen Mädchen, nicht ganz vergessen möchten. *)

Am folgenden Tage nahmen wir allerley nothwendige Arbeiten vor, besichtigten den Mundvorrath, zogen die Tonnen mit Rind- und Schweinfleisch, so wie die mit Kohlen, aus der untersten Lage, und legten Ballast an ihre Stelle. Die Kalfaterer mußten mit ihrer Reparatur anfangen, deren das Schiff äußerst bedürftig war; denn auf dem Wege von den freundschaftlichen Eilanden hieher, war immer eine Menge Wassers eingedrungen. Auch ließ ich die Stiere,

*) Am Sonnabend Abend wird durchgängig auf allen englischen Schiffen eine Gesundheit getrunken, die weiter keinen andern Namen hat, als eben Sonnabend-Abend; (Saturday-night!) dabey erinnert sich der Ehemann seines hinterlassenen Weibes und der Ledige seiner Geliebten in England. Warum dieses gerade mit dem Schlusse jeder Woche geschieht, kann wohl nicht mit völliger Gewißheit ausgemacht werden. Vielleicht rührt es daher, weil der Arbeiter, der die ganze Woche hindurch außer Hause sein Brod verdienen mußte, auch in England nur am Sonnabend spät in die Arme seines Weibes zurückkehrt, um den Sonntag hindurch bey ihr zu bleiben. Sonst soll auch eine jüdische Satzung von der ehelichen Schuldigkeit bey dieser Gewohnheit zum Grunde liegen, welche wie mich dünkt, bey einem so rohen Haufen, der auf seinem stürmischen Elemente so leicht verwildern kann, überaus nützlich und wohlthätig ist. G. F.

Kühe, Pferde und Schafe am Lande zu Grase gehen, und zwey Mann dabey bleiben, weil ich nicht Willens war, einige davon an diesem Ende der Insel zurückzulassen.

Während der nächstfolgenden zwey Tage regnete es fast in einem fort; doch ließen sich die Einwohner dadurch nicht abhalten, von allen Seiten zu uns zu strömen. Die Nachricht von unserer Ankunft hatte sich schnell verbreitet; Waheiadua hatte sie schon erfahren, so weit er auch entfernt war. Am 16ten Nachmittags, brachte mir sein Vormund, ein Oberhaupt Namens Etorea, zwey Schweine zum Geschenk von seinem Mündel, der, wie er mir versprach, am folgenden Tage selbst bey mir eintreffen würde. Er hielt auch Wort, und ließ mir bereits am nächsten Morgen sagen, er sey angekommen, und verlange mich am Lande zu sprechen. Ich schickte mich also, mit dem Omai, zu einem feyerlichen Besuch an; Omai's Anzug, der mit Hülfe seiner Freunde zu Stande kam, war weder englich, noch otaheitisch, noch tongatabuisch, sondern das abentheuerlichste Gemisch von allem was er besaß. Am Lande besuchten wir zuerst den Etary, der sich auf einer Tragebahre forthringen ließ, um uns in ein großes Haus zu führen, wo man ihn niedersetzte. Wir nahmen neben ihm Platz, und ließen ein Stück Zeug von der Insel Tongatabu vor ihm ausbreiten, auf welches ich die Geschenke legte, die ich auszutheilen gedachte. Nunmehr kam der junge Erih mit seiner Mutter und mehreren vornehmen Herren, die sich alle gegen uns über auf der andern Seite des ausgebreiteten Zeuges setzten.

Hierauf hielt einer der neben mir saß, eine Rede, die aus kurzen, abgesonderten Sentenzen bestand, welche die zunächst bey ihm sitzenden zum Theil diktirten. Von der andern Seite antwortete ihm einer, der nahe bey dem Oberhaupte saß. Hierauf sprach Etary, dann Omai, und man antwortete beyden von der andern Seite. Der Inhalt dieser Reden betraf lediglich meine Ankunft und Geschäfte mit ihnen. Der letzte Redner sagte mir unter andern: die Männer von Rima, das ist, die Spanier, hätten verlangt, man solle mich nicht wieder in die Bay von O-Aitepiah lassen, falls ich wiederkäme, weil sie ihnen gehöre; man sey aber so weit entfernt, diesem Verlangen zu willfahren, daß er vielmehr bevollmächtigt sey, die ganze Provinz Tiarrabu mit allem was darin wäre, mir zu übergeben. Wie man sieht, wissen also diese Leute recht gut, sich nach den jedesmaligen Umständen politisch zu betragen. Zum Beschluß dieser Ceremonie, mußte der junge Befehlshaber, auf Anrathen seiner Leute, zu mir kommen und mich umarmen; zur fernern Bestätigung des neuerrichteten Bundes, wechselten wir auch noch unsere Namen, und gingen dann in Begleitung seines Gefolges zum Mittagsessen an Bord. Omai hatte einen Maro, oder königlichen Schmuck, von rothen und gelben Federn verfertigt, womit er dem Könige der ganzen Insel, Otu, ein Geschenk machen wollte. Allerdings hatte dieses Stück, nach hiesiger Schätzung, einen hohen Werth; daher that ich mein möglichstes um ihn zu bewegen, es so lange aufzubewahren, bis er es selbst mit eigner Hand dem Könige überreichen könnte. Allein er war von der Ehrlichkeit und Treue seiner Landsleute zu fest über-

zeugt, um sich rathen zu lassen. Er hatte also den Schmuck an Land genommen, und ihn dem Waheiadua übergeben, damit dieser ihn dem Otu als einen Zusatz zum königlichen Maro, zuschicken möchte. Solchergestalt glaubte er beyden Oberhäuptern zu gleicher Zeit die Cour zu machen, da er doch den einen, an dessen Gunst ihm das meiste lag, äusserst beleidigte, und vom andern nicht den mindesten Lohn erhielt. Alles ging, wie ich es voraus gesehen hatte. Waheiadua behielt den Maro für sich und schickte dem Otu ein kleines Federnstück, das nicht den zwanzigsten Theil von jenem kostbaren Geschenk ausmachte. *)

Am 19ten erhielt ich von dem jungen Oberhaupte ein Geschenk von einem Dutzend Schweinen, einer Menge Früchte, und etwas Zeug. Denselben Abend brannten wir, zum großen Erstaunen und Vergnügen der zahlreichen Zuschauer, ein Feuerwerk ab. Einige unserer Herren wollten heute auf ihrem Spatziergange eine römischkatholische Kapelle angetroffen haben; sie beschrieben den Altar und das dazu gehörige so umständlich, daß man kaum daran zweifeln konnte; indessen schloß ich doch aus einem Umstande, daß sie sich geirrt haben könnten. Sie erzählten nämlich, daß zwey Männer die Aufsicht über dieses Gebäude gehabt, und ihnen den Eingang in dasselbe verwehrt

*) Mich dünkt, Cook hätte sich hier mit allem Rechte der Thorheit des armen Omai ernstlicher widersetzen können, da ein Vorfall von dieser Art hinreichend ist, einen Krieg zwischen den beyden Oberhäuptern zu veranlassen.

G. F.

hätten. Als ich endlich, um genauere Nachricht davon einzuziehen, selbst hinging, fand sichs, daß die angebliche Kapelle ein otaheitischer Tupapau war, wo der Leichnam des verstorbenen Waheiadua, gleichsam auf seinem Paradebette lag. *) Dieser Tupapau stand in einem ziemlich geräumigen Hause, welches mit einer niedrigen Verzäunung umgeben war. Er schien mit ungewöhnlichem Fleiße ausgearbeitet, und den kleinen Sonnendächern, die zuweilen auf den größeren Kanots befindlich sind, ähnlich zu seyn, mochte auch wohl ehedem zu diesem Gebrauch gedient haben. Rund umher war er mit Zeug und Matten von allerley Farben behangen und verhüllt, welches einen malerischen Effekt hervorbrachte. Unter andern Zierrathen dieses Tupapau zeichnete sich ein vier bis fünf Ellen langes Stück scharlachen Tuch aus, wel-

*) Tupapau heißt im Otaheitischen ein Gerüst auf 4 Pfählen, woselbst der Leichnam eines verstorbenen Vornehmen in freyer Luft der Verwesung ausgesetzt wird. Der Leichnam pflegt in Zeug gewickelt zu seyn, und über demselben ist gemeiniglich ein Dach von Pandangsblättern angebracht. Man wird sich vielleicht erinnern, daß der verstorbene Waheiadua in meiner Beschreibung der zweyten Cookischen Reise Atheatua heißt; und dies ist auch der eigentliche Name, ohne das praefixum, o, welches vor einem Selbstlauter bald wie u lautet; das englische w aber wird wie ein kurzes u ausgesprochen. Merkwürdig ist es, daß auch der Vater des Verstorbenen denselben Namen führte, und also Atheatua dort, wie Ludwig in Frankreich, sich von einem Regenten auf den andern forterbt. G. F.

ches ohne Zweifel ein Geschenk von den Spaniern war. Ausser diesem Tuch und einigen Federquasten, die man von fern für seidne Zierrathen halten konnte, sah ich nichts, was unsere Beobachter verleitet haben konnte, hier eine Kapelle zu ahnden. Alles übrige hatte ihre Einbildungskraft hinzugefügt. *) Hätten sie nicht gewußt, daß die Spanier hier gewesen, so wären sie unfehlbar nicht in einen solchen Irrthum verfallen.

Man opferte, wie es schien, bey diesem heiligen Orte täglich einige Früchte und Wurzeln; denn verschiedenes war noch ganz frisch. Alle Opfer lagen auf einem Whatta oder Altar, ausserhalb der Verzäunung, die wir nicht überschreiten durften. Tag und Nacht bedienten zwey Männer diesen Ort, theils um ihn zu bewachen, theils um den Tupapau von Zeit zu Zeit zu bekleiden. Dies schließe ich daraus, weil bey meiner Annäherung das Zeug und anderes Zubehör alles zusammengerollt war, auf meine Bitte aber der ganze Aufputz wiederhergestellt wurde, nachdem die beyden Männer zuvor reine weiße Kleider angelegt hatten. Auch sie bestätigten es, daß ihr Oberhaupt seit zwanzig Monaten gestorben sey.

---

*) Dergleichen Fälle sind uns auf der vorigen Reise nicht selten vorgekommen; denn zum Beobachten gehört noch etwas mehr als bloßes Sehen, und dieses Mehrere fehlt gleichwohl den meisten Menschen. Aus solchen Zügen von unumbelter Phantasie kann man sich ungefähr den Werth abstrahiren, den die Reisejournale haben können, die von Wundern und Abentheuern strotzen, und die so mancher unkritische Uebersetzer dann doch wohl, mit einem wegwerfenden Seitenblick, zu gleichem Range mit den Beobachtungen kaltblütiger und sachkundiger Männer erhebt. G. F.

Am 22sten ließ ich das lebendige Vieh wieder einschiffen, und machte mich segelfertig, denn unsere hiesigen Geschäfte waren vollendet, und wir hatten einen Vorrath von frischem Wasser am Bord. Während daß die Schiffe am folgenden Morgen ihre Anker hoben, ging ich mit Omai nochmals an Land, um mich bey dem jungen Oberhaupte zu beurlauben. Während daß wir bey ihm waren, kam einer von den Schwärmern, die hier Eatua's heißen, weil man sie für Inspirirte hält die den Geist Gottes haben, herbey, und trat vor uns hin. Er sah völlig wie ein Wahnwitziger aus, und hatte keine andere Bekleidung als eine Menge Pisangblätter um die Lenden gewunden. Seine Stimme war schwach und quikend, so daß ich ihn fast gar nicht verstand. Omai hingegen verstand ihn, und erklärte uns: er rathe dem Waheiadua ab, daß er mich nicht nach Matavai begleiten möchte; dies war sonderbar, da ich nie gehört, daß er diese Absicht gehabt, und meines Theils ihm keinen Vorschlag deshalb gethan hatte. Ferner prophezeihte dieser Eatua, daß wir heute nicht nach Matavai kommen würden. Es war auch damals wenig Anschein dazu, denn es herrschte eine völlige Windstille; allein demungeachtet hatte ihn sein prophetischer Geist diesmal betrogen. Er stand noch und prophezeite, als ein schwerer Regenguß fiel, der jeden zwang sich irgendwo ein Obdach zu suchen, indeß er selbst gar nicht darauf zu achten schien. Nachdem er noch ungefähr eine halbe Stunde lang bey uns gequikt hatte, ging er endlich fort, ohne daß sich jemand um seine Götterspruche bekümmert hätte. Manche von seinen Landsleuten verlachten ihn, und der Befehlshaber den

ich fragte, ob er ein Eri, oder ein Tautau (vornehmer oder gemeiner Mann) wäre? gab zur Antwort, er sey ein Tata-ino, ein Taugenichts. So wenig man sich indeß um diesen wahnwitzigen Propheten zu bekümmern schien, so gewiß ist es demungeachtet, daß der Aberglaube auch hier mit der Vernunft davon läuft, und daß man Leute dieser Art mit voller Ueberzeugung für Besessene hält, die den Geist des Eatua (der Gottheit) haben. Omai schien von allem, was sie betrift, sehr wohl unterrichtet zu seyn. Seiner Erzählung zufolge, kennen sie niemanden, nicht einmal ihre vertrautesten Freunde, wenn sie der Paroxysmus anfällt; sie verschenken dann, falls sie begütert sind, oft alle ihre Haabe und Gut, wofern ihre Freunde nicht die Vorsicht gebrauchen, dasselbe zu verstecken. Wenn sie hernach wieder zu sich selbst kommen, fragen sie, wo dies und jenes, was sie doch kurz zuvor weggeschenkt hatten, hingekommen sey; denn es scheint daß sie sich dessen, was während des Anfalls mit ihnen vorgeht, nachher nicht im geringsten erinnern können. *)

*) Diese Eigenschaften sind den Wirkungen welche sich bey Rasenden äussern zu ähnlich, als daß sie nicht bloß dieser Krankheit zugeschrieben werden müßten. Da es so durchgehends unter den asiatischen Völkern angenommen ist, die Narren für Inspirirte zu halten, so könnte man auf die Vermuthung kommen, daß die Zauberer, Beschwörer, Schamanen und Pfaffen aller Art, denen es daran liegt, sich als Inspirirte geltend zu machen, durch dieses Vorurtheil den Knif erlernt hätten, sich wie Rasende anzustellen, und durch Contorsionen und Convulsionen ihre göttliche Sendung zu beglaubigen. Uebrigens ist es das gutmüthigste Urtheil von der Welt, wel-

Sobald ich zurück an Bord gekommen war, erhob sich ein leichtes Lüftchen, mit dessen Hülfe wir unter Segel gingen, und nach Matavai *) steuerten, wo die Resolution noch denselben Abend, die Discovery hingegen erst am folgenden Morgen vor Anker ging. Die Prophezeihung ward also noch zur Hälfte erfüllt.

---

ches die ungeübte und unerfahrne Vernunft des Menschen auf der Kindheitsstufe hier fällt, indem sie schließt: ein Narr ist inspirirt. Die erfahrne, männlich gewordene Vernunft muß freylich, durch Schaden gewitzigt, den Satz umkehren lernen: ein Inspirirter ist ein Narr! G. F.

*) Den Plan dieser Bay findet man in der Hawkesworthischen Sammlung der neuesten englischen Reisen in die Südsee.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Zusammenkunft mit O-Tu, dem Könige der Insel. Omai's unvorsichtiges Betragen. Unsre Beschäftigungen am Lande. Landung der europäischen Thiere. Von einem hiesigen Insulaner der in Lima gewesen. Etwas von Ohedidi. Ein Aufstand in Eimeo. Die Befehlshaber beschließen Krieg mit jener Insel. Menschenopfer wegen dieses Unternehmens. Beschreibung der Ceremonien am großen Morai, wo dieses Opfer dargebracht wurde. Andere barbarische Gebräuche dieses Volks.

Um neun Uhr des Morgens kam O-Tu, der König der ganzen Insel O-Taheiti, mit seinem Gefolge in vielen Kähnen, von O-Parre, seiner Residenz, in der Bay wo wir vor Anker lagen, an. Er landete auf der Spitze Matavai, und schickte an Bord, um mich zu ihm einzuladen. Ich ging, in Begleitung Omai's und verschiedener Officiere, sogleich ans Land, wo eine erstaunliche Menge Volks versammelt war. Der König stand nebst seinem Vater, zwey Brüdern und drey Schwestern, mitten im Haufen. Ich ging voraus und umarmte ihn; Omai kniete nieder und umfaßte seine Füße. Um diese Ceremonie mit desto besserem Anstande vornehmen zu können, hatte er sich mit seinen besten Kleidern geschmückt, und sein ganzes Betragen war zweckmäßig, ehrerbietig und ehrbar. Demungeachtet

schien man sehr wenig auf ihn zu achten, vielleicht weil doch etwas Neid gegen ihn sich regen mochte. Er beschenkte den König mit einem großen Stücke rother Federn, und zwey oder drey Ellen Goldstoff, ich überreichte ihm einen Vorrath von seiner Wäsche, einen Hut mit goldener Tresse, einige Werkzeuge, und was hier mehr als alles geschätzt wurde, eine Menge rother Federn, und eine Mütze, wie man sie auf den Freundschafts-Inseln trägt.

Sobald nur der erste Lärm, den dieser Besuch verursachte, vorüber war, begleitete mich O-Tu, mit der ganzen königlichen Familie an Bord. Ihnen folgten verschiedene Kähne, die so reichlich mit allerley Lebensmitteln beladen waren, daß die Mannschaft beyder Schiffe eine Woche lang daran zu zehren gehabt hätte. Eine jede Person von dieser vornehmen Familie hatte entweder wirklich Theil an diesem Geschenk, oder war wenigstens schlau genug es vorzugeben, ich erhielt folglich von jeder ein Geschenk, und mußte es bey jeder mit einem Gegengeschenk erwiedern, worauf es eigentlich angelegt war. Die Mutter des Königs, die bey der ersten Zusammenkunft nicht zugegen war, kam bald hernach an Bord, und brachte eine Menge Zeug und Lebensmittel, welche sie zwischen mir und Omai theilte. Man fing nämlich schon an, mit ihm schön zu thun, weil man von seinen Reichthümern Witterung bekommen hatte. Ich that was ich konnte, um dieses gute Vernehmen zu begünstigen, weil ich die Absicht hatte, den Omai bey dem Könige O-Tu zurückzulassen. Hier wollte ich auch alle meine europäischen Thiere an Land setzen, und Omai sollte sich durch Belehrung über den

Nutzen und die Behandlung derselben, bey den Einwohnern nothwendig und beliebt machen. Ueberdies war leicht einzusehen, daß sein Ansehen desto größer seyn würde, je weiter er von der Insel entfernt bliebe, wo er gebohren war. Unglücklicherweise verwarf aber der arme Omai auch diesen Rath, und betrug sich so unvorsichtig, daß er in kurzem bey dem Otu, und jedem angesehenen Manne in Otaheiti alle Achtung verlohr. Seine Spießgesellen waren Landläufer und Fremdlinge aus andern Inseln, die nur damit umgingen, ihn auszuziehen; und hätte ich mich seiner nicht angenommen, so würden sie ihm nichts übrig gelassen haben, was des Transports werth gewesen wäre. Natürlicherweise mußte es aber die vornehmsten Oberhäupter in der Insel verdrießen, daß sie von keinem Menschen auf beyden Schiffen so kostbare Geschenke erhalten konnten, als Omai dem Pöbel, mit dem er umging, verschwenderisch austheilte.

Nach dem Essen begleiteten einige von uns den König nach Oparre zurück. Bey dieser Gelegenheit nahm ich das Federvieh mit, welches man in England für diese Insel bestimmt hatte, nämlich ein Pfauenpaar, (welches mir lord Besborough wenige Tage vor meiner Abreise geschickt hatte,) ein paar Truthüner, einen Gänserich und drey Gänse, einen Enterich und vier Enten, und ließ sie in Oparre, wo ich schon einen Gänserich vorfand, den Capitain Wallis, vor zehn Jahren, der Oberea geschenkt hatte. Die Gänse und Enten fingen noch vor meiner Abreise von Otaheiti an, zu legen und zu brüten. Sonst fand ich in Oparre noch einige Ziegen, und einen ausserordentlich schönen Stier, den die Spanier hier zurückgelassen hatten. Er war ohnweit

Otu's Hause an einen Baum gebunden, gehörte jezt dem Etary zu, und war von O-Aitepiha nur in der Absicht hieher gebracht, um ihn nach Bolabola einzuschiffen, ob es mir gleich unbegreiflich ist, wie die Insulaner es anfangen, in ihren Kähnen ein Thier von dieser Größe und Stärke zu transportiren. Ohne Kühe war er indeß ganz überflüßig, und es konnte gleichviel seyn, wer sein Herr ward. Die Einwohner sagten uns, es wären auch Kühe auf den Spanischen Schiffen gewesen, sie wären aber wieder mit zurückgeführt worden; allein dies scheint mir nicht glaublich, und ich vermuthe eher, daß sie unterweges, von Lima hieher, gestorben seyn mögen. Am folgenden Tage schickte ich meine drey Kühe zu diesem Stier; den Stier aber, den Ich mitgebracht hatte, nebst dem Pferde und der Stute, und den Schafen ließ ich zu Matavai ans Land bringen. Ich hatte, da ich von diesen Passagieren befreyet war, eine große Last weniger. Schwerlich wird man sich die Mühe und den Verdruß ganz vorstellen können, den mir die Aufsicht und Fürsorge für diese Thiere verursachte. Dafür belohnte mich aber jezt der beruhigende Gedanke, daß ich das Glück gehabt hätte, die menschenfreundlichen Absichten Sr. Majestät zu erfüllen, und zwey edle Völker mit so schätzbaren Geschenken zu versehen. So erndtete ich nun Freude für die vielen sorgsamen Stunden, die mir dieser untergeordnete Zweck meiner Reise bisher verursacht hatte.

Da wir uns hier einige Zeit aufhalten mußten, ließ ich auf der Spitze Matavai beyde Sternwarten errichten, und daneben zwey Gezelte aufschlagen, wo sich die Wache und einige Leute, denen ich am Lande Be-

schäftigung gab, unter Herrn Kings Kommando auf halten sollten, der nebenher Beobachtungen zur Bestimmung des Ganges der Längen-Uhren anstellte. Die Mannschaft beyder Schiffe war inzwischen mit mancherley wesentlichen Arbeiten beschäftigt; einige mußten den Hauptmast der Discovery an Land bringen und ihn durch eine Reparatur vollkommen wieder in guten Stand setzen; andere besserten die Segel aus; wieder andere die Wasserfässer; noch andere besichtigten und flickten unser ganzes Tauwerk, und kalfaterten die Schiffe. Ich ließ auch unser sämmtliches in Fässer gepacktes Brod (Zwieback) untersuchen, und wir fanden zu unserer großen Freude nur sehr wenig beschädigt.

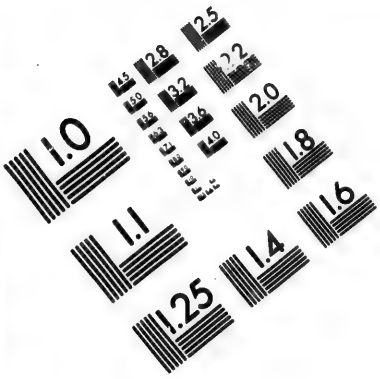
Am 26sten ließ ich ein Stück Land zu einem Garten umarbeiten, und pflanzte allerley hinein, wovon wohl das wenigste die Aufmerksamkeit der Einwohner auf sich ziehen, oder verpflegt werden möchte. Indessen ließen sich, ehe ich unter Segel ging, eine Melone und Kartoffeln, nebst ein Paar Ananaspflanzen sehr gut an. Von den Freundschafts-Inseln hatte ich etliche Pompelmußbäume (*Shaddock trees*) mitgebracht, die ich hier ebenfalls verpflanzte. Es ist fast nicht anders möglich als daß sie fortkommen müssen, wenn nicht irgend ein Unfall ihr Wachsthum verhindert, wie dort in O-Aitepiha, wo ein von den Spaniern gepflanzter Weinstock durch vorwitzige Neugier beynahe vernichtet wurde. Die Einwohner hatten sich nehmlich um den Weinstock versammelt, um seine erste Frucht zu kosten; weil aber die Trauben noch sauer schmeckten, hielten sie die Pflanze für so gut als giftig, und beschlossen einmüthig sie zu zertreten. So fand sie Omai, den die Entdeckung ei-

zückte, weil er sich vorstellte, wenn er nur Trauben hätte, könne er auch Wein machen. Er schnitt also verschiedene Reben ab, um sie mitzunehmen; und wir beschnitten den Stamm so gut wir konnten, damit er sich wieder erholen möchte. Vermuthlich werden Omai's Belehrungen doch so viel gefruchtet haben, daß man die Trauben künftig reif werden läßt, und nicht so übereilt das Todesurtheil über den unschuldigen Weinstock spricht.

Innerhalb acht und vierzig Stunden hatten wir bereits von allen unsern alten Freunden und Bekannten, die ich in meiner vorigen Reisebeschreibung genannt habe, Besuche erhalten, und da keiner mit leeren Händen kam, so hatten wir größern Vorrath von Lebensmitteln, als wir zu lassen oder zu verbrauchen wusten. Dabey herrschte auf der ganzen Insel ein solcher Ueberfluß an jeder Gattung von Erfrischungen, daß wir keinesweges besorgen durften, ihn zu erschöpfen.

Bald nach unserer Ankunft besuchte uns auch einer von den Eingebohrnen, welcher mit den Spaniern in Lima gewesen war. Im Aeußerlichen unterschied er sich nicht von seinen Landsleuten; er konnte aber noch einige Spanische Worte vorbringen, die er jedoch sehr verstümmelte. Unter andern wiederholte er alle Augenblicke ein: si Sennor und wenn ein Fremder zu ihm geführt wurde, pflegte er aufzustehen, und so gut er es verstand, ihn zu bekomplimentiren.

Hier fanden wir auch den jungen Menschen, den ich im Jahr 1773 von Ulietea mitgenommen, und im Jahr 1774, nachdem er sieben Monathe lang bey uns gewesen und mit uns die Freundschafts-Inseln, Neuseeland, die Osterinsel und die Marquisen gesehen, wie-



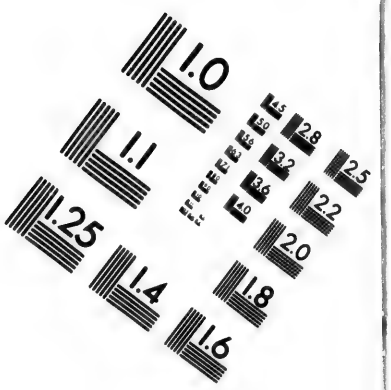
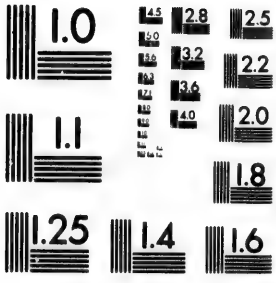
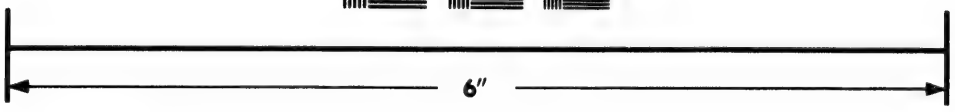
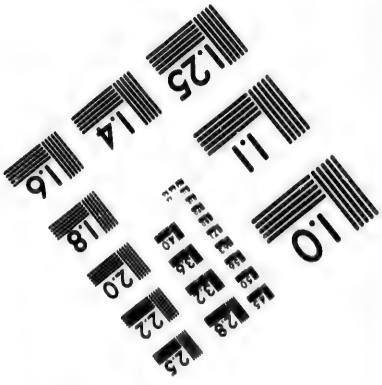


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

der eben dahin zurückgebracht hatte. Wir pflegten ihn Oididi (Oedidee) zu nennen, sein eigentlicher Name ist aber Hiti-Hiti *) (Heetee-Heetee). Er machte wenigstens eben so viel Anspruch auf Artigkeit als jener, der aus Lima zurückgekommen war, und wiederhohlte sein yes Sir, oder if you please, Sir, so fleißig als der andere sein si Sennor. Hiti-Hiti, der aus Bolabola gebürtig ist, war vor drey Monaten in Otaheiti angekommen, und zwar, so viel wir erfahren konnten, in keiner andern Absicht, als etwa seine Neugier, oder, wie es sonst wohl bey vornehmen Reisenden der Fall ist, irgend eine andere Lieblingsneigung zu befriedigen. Augenscheinlich zog er seine Landestracht der unsrigen vor; denn ob ihm gleich unser Admiralitäts-Collegium durch mich einige Kleider überbringen ließ (zu welchem Geschenk ich noch einen Kasten mit Zimmerwerkzeugen, und

*) Engländer, die keine Sprache als ihre eigene verstehen, wissen freylich nicht, was sie mit ihren Buchstaben, deren Werth so unbestimmt ist, anfangen sollen, wenn sie einen ausländischen Namen damit zu schreiben haben, zumal einen Otaheitischen, worin die Selbstlauter sich so sehr häufen: sonst ist freylich der Unterschied zwischen den beyden im Texte vorkommenden Varianten nicht groß. Ich hatte in meiner Reisebeschreibung O-Hididi geschrieben, welches dem Hiti-Hiti, bis auf die eingeschobene zweyte Aspiration, ganz nahe kommt. D und T aber verwechseln die Taheitier beständig. Sonst hieß dieser junge Mann auch Maheine, nach einem Oberhaupt in Eimeo, mit dem er ein Freundschaftsbündniß errichtet hat, und unter diesem Namen kommt er oft in meiner Reisebeschreibung vor. G. F.

und einige andre Sachen hinzufügte,) mochte er sie doch nach Verlauf von wenigen Tagen nicht mehr tragen. Mich dünkt, man könne mit Recht sowohl diesen Menschen, als den in Lima gewesenen, zu den Beyspielen rechnen, welche beweisen, daß dem Menschen der Hang zu seinen Jugendgewohnheiten angebohren ist. Vielleicht wird selbst Omai, so vollkommen er auch alle Englischen Sitten angenommen hatte, bald nachdem wir ihn verlassen haben, wie jene andern, die Kleidungsart seiner Landsleute wieder annehmen. *)

Frühe am 27sten brachte uns ein Bote aus O-Aitepiha die Nachricht, daß daselbst in voriger Nacht zwey spanische Schiffe vor Anker gegangen wären. Zur Bestätigung dessen was er sagte, zog er ein Stück grobes blaues Tuch hervor, welches er auf einem dieser Schiffe bekommen haben wollte, und welches in der That noch ganz neu zu seyn schien. Er fügte noch hinzu, auf einem dieser Schiffe befinde sich Matima, (von dem die Eingebohrnen hier so viel zu sprechen pflegten), und in ein Paar Tagen würden sie nach Matavai kommen. Einige Nebenumstände, die noch hinzu kamen, gaben seiner Erzählung einen solchen Anstrich von Glaubwürdigkeit, daß ich dem Lieutenant Williamson den Auftrag ertheilte, die Bay von O-Aitepiha zu recognosciren, und mittlerweile die Schiffe in Vertheidigungsstand setzte. England und Spanien waren zwar bey meiner Abreise in Frieden, allein wer konnte

*) Dies wäre um so weniger zu verwundern, da sie in einem heißen Klima ungleich bequemer ist als die unsrige. G. F.

uns dafür bürgen, daß nicht die Umstände alles verändert hätten, und diese Vorsicht nothwendig machten. Bey näherer Erkundigung kam uns indeß der Kerl mit seiner Nachricht verdächtig vor, und dieses bestätigte sich völlig am andern Tage, als der Lieutenant zurück kam, und mir rapportirte, er habe in O-Aitepiha keine Schiffe angetroffen, auch wären seit unserer Abfahrt keine daselbst gewesen. Die Einwohner des hiesigen Theils der Insel, hatten uns gleich vom Anfang gesagt, die Nachricht sey eine bloße Erfindung der Leute von Tiarrabu; nur konnte ich nicht begreifen, in welcher Absicht diese uns täuschen wollten. Vielleicht war Brodneid ihr Beweggrund; sie mochten sich nehmlich Hofnung machen, daß ich nunmehr die Insel verlassen, und solchergestalt die Einwohner von Otaheiti-nui, ihre geschwornen Feinde, die Vortheile einbüßen würden, die unser längerer Aufenthalt ihnen gewähren mußte.

Seit unserer Ankunft in Matavai, war das Wetter sehr unbeständig gewesen, und es regnete bis zum 29sten täglich mehr oder weniger, so daß wir die gleichzeitigen Höhen, nach welchen der Gang der Uhren bestimmt werden mußte, eher nicht observiren, und mit dem Kalfatern und andern Ausbesserungen des Schiffes nicht fertig werden konnten. Am Abend des genannten Tages zogen sich die Einwohner plötzlich, sowohl von beyden Schiffen als auch von unserer Station am Lande, zurück, ohne daß ich anfänglich erfahren konnte, was zu dieser Flucht Veranlassung gegeben habe. Natürlicherweise konnten wir aber aus ähnlichen Vorfällen schließen, daß irgend ein Diebstahl, und

die Furcht vor der Strafe, die Haupttriebfedern seyn müßten, und bald erfuhr ich auch den ganzen Handel. Einer von den Gehülfen des Wundarztes war mit vier Beilen ins Land gegangen, um allerley Seltenheiten einzutauschen; er hatte aber unvorsichtigerweise einem Eingebohrnen die Beile zum Tragen anvertraut, der dann mit seiner reichen Beute durchgegangen war. Hierauf war alles geflohen, selbst Otu mit seiner Familie, den ich mit vieler Mühe nach einer Reise von drey Meilen einhohlte, und ohne weitere Schwierigkeit zurückbrachte. Dies ward mir desto leichter, da ich wegen der Zurückgabe der Beile keinen Schritt thun wollte, um meine Leute in Zukunft behutsamer zu machen. Es gelang mir daher, die Einwohner zu beruhigen und alles in seinen vorigen Gang zu bringen. —

Die ganze Aufmerksamkeit des Königs sowohl als des Volkes, war bisher auf uns allein gerichtet gewesen; allein am folgenden Morgen kamen Boten von der Insel Eimeo oder, wie sie von den Einwohnern weit öfter genannt wird, Morea *), mit der Nachricht, daß das Volk daselbst die Waffen ergriffen, O-Tu's Parthey geschlagen, und ins Gebirge zu flüchten genöthigt habe. Diese Nachricht verursachte eine neue Geschäftigkeit. Die Uneinigkeiten, welche zwischen beyden Inseln im Jahr 1774 entstanden, hatten, wie es scheint, bisher fast ununterbrochen fortgedauert. Die mächtige Flotte welche ich damals sahe und beschrieb,

*) Morea ist, nach meines Vaters Bemerkungen ꝛc. S. 193, ein District auf Eimeo. G. F.

war bald nach meiner Abreise in See gegangen; allein die Aufrührer in Eimeo hatten sich so tapfer gewehrt, daß man unverrichteter Sache hatte zurückkehren müssen.

Alle Oberhäupter, die damals zu Matavai gegenwärtig waren, versammelten sich in O-Tu's Hause, um sich unverzüglich über die erhaltene Nachricht zu berathschlagen. Da ich mich so eben daselbst befand, hatte ich die Ehre, als Beysitzer zu ihrem Rathe gezogen zu werden. Einer von den Abgeordneten eröfnete den Gegenstand der Berathschlagung in einer ziemlich langen Rede, wovon ich, außer dem allgemeinen Innhalt, wenig verstand. Er schilderte die Lage der Sachen in Eimeo, und foderte die versammelten Oberhäupter auf, die Waffen zu ergreifen. Nun entstand ein Streit, indem andere sich dieser Meynung widersetzten, und keine Feindseligkeiten anfangen wollten; doch ging eine Weile alles sehr ordentlich zu, und es redete jederzeit nur Einer. Zuletzt aber nahm der Lärm überhand, so daß ich fast befürchtete, unsere Zusammenkunft möchte sich endigen wie ein polnischer Reichstag. Indeß wurden die streitenden Oberhäupter eben so schnell wieder ruhig, als zuvor hitzig, und die gute Ordnung ließ sich bald wieder herstellen. Die Parthey, welche Krieg verlangte, behielt die Oberhand, und man beschloß, wiewohl nicht einmüthiglich, den Freunden in Eimeo einen starken Succurs zu schicken. Otu schwieg während dieser ganzen Zeit, außer daß er dann und wann ein Paar Worte an die Sprecher richtete. Die Mitglieder des Raths, welche für den Krieg gestimmt hatten, forderten nunmehr mich zum Beystand auf, und auch die übrigen wollten wo-

nigstens wissen, welche Parthey ich ergreifen würde. Man schickte nach Omai, damit er mein Dollmetscher seyn möchte; weil er aber nicht gleich zu finden war, mußte ich mich schon, so gut es ging, selbst erklären. Ich sagte ihnen, ich sey von dem Zwist nicht hinlänglich unterrichtet; die Einwohner von Eimeo hätten mir nichts zu Leide gethan; also glaubte ich, nicht befugt zu seyn, sie anzugreifen. Hiermit waren sie entweder wirklich zufrieden, oder schienen es wenigstens zu seyn. Die Versammlung ging nunmehr auseinander; doch lud mich Otu ein, ihn, in Omai's Begleitung, Nachmittags wieder zu besuchen.

Wir warteten ihm zur bestimmten Zeit auf. Der Vater des Königs führte uns zu ihm, und die vorige Unterhaltung ward nun in seiner Gegenwart fortgesetzt. Ich meines Theils wünschte vor allen Dingen, einen freundschaftlichen Vergleich zu begünstigen; allein der alte Mann, dem ich dies zu verstehen gab, blieb gegen meine Vorstellungen taub, und erneuerte, in der festen Entschließung den Krieg fortzusetzen, die Bitte um meinen Beystand. Ich erkundigte mich nach der Veranlassung zum Kriege, und erfuhr, daß vor einigen Jahren, auf Verlangen des Maheine, eines beliebten Oberhauptes in Eimeo, ein Bruder des Waheiadua von Tiarrabu, dorthin geschickt worden wäre, um als König die Insel zu beherrschen. Gleichwohl sey noch nicht eine Woche verstrichen gewesen, so habe Maheine ihn bereits ums Leben bringen lassen, und selbst nach der obersten Herrschaft gestrebt, die entweder rechtmäßigerweise auf den Tieratabunui, (t'-Eri-Tabu-nui), seiner Schwester Sohn, hätte fallen

sollen, oder demselben wenigstens, nach dem Tode des vorigen Regenten, von den Otaheitiern bestimmt worden wäre.

Tohah (*Towha*), ein Verwandter des Otu, und Oberhaupt des Distrikts Tittahah, ein Mann von großem Ansehen auf Otaheiti, der auch im Jahr 1774, die damalige Expedition gegen Eimeo kommandirt hatte, war diesmal nicht in Matavai, folglich auch nicht bey den Berathschlagungen zugegen gewesen. Nichtsdestoweniger wuste er um alle Vorgänge, und nahm sich der Sache mit größerm Eifer an, als irgend einer der andern Erihs. Früh am ersten September schickte er einen Boten an Otu, mit der Nachricht, er habe einen Menschen getödtet, um ihn dem Eatua (Gott) zu opfern, damit er ihnen gegen Eimeo Hülfe verleihe. Diese religiöse Feyerlichkeit sollte am grossen Morai in Attahuru vorgenommen werden, und Otu's Gegenwart schien dabey unentbehrlich zu seyn *).

Herr von Bougainville hatte bereits unter den Religionsgebräuchen dieser Insulaner die Menschenopfer angeführt, wovon ihm der Eingebohrne, den er mit nach Frankreich brachte, Nachricht ertheilt hatte. Auch Ich vermuthete aus dem, was ich während meines vorigen Aufenthalts in Otaheiti gesehen hatte, und was ich aus meinen Unterredungen mit dem Omai

*) Morai, eigentlich Marai, heißt der Ort wo angebetet wird, wo der Gottheit feyerliche Opfer dargebracht, und die Leichname verstorbener Oberhäupter beygesetzt werden. Gemeiniglich sieht man daselbst große Steinhaufen in Gestalt abgestumpfter Pyramiden. G. F.

schöpfen konnte, mit vieler Wahrscheinlichkeit diesen Gebrauch, so wenig die menschenfreundlichen Gesinnungen dieses Volkes sonst damit übereinstimmten; indeß war es immer eines von jenen außerordentlichen Faktis, welche vielen noch immer zweifelhaft vorkommen, wenn der Erzähler selbst nicht als Augenzeuge für die Wirklichkeit Bürgschaft leisten kann. Daher wollte ich selbst bey dieser Feyerlichkeit gegenwärtig seyn, und bat den Otu um Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Er genehmigte mein Gesuch unverzüglich, und wir gingen sofort, in Begleitung meines alten Freundes Potatau, Herrn Andersons und Herrn Webers in meinem eignen Bote nach Attahuru ab, wohin uns Omai in einem Canot folgte.

Unterweges stiegen wir auf einem kleinen Eiland aus, welches Tittahah gegenüber liegt, und wo wir den Tohah und sein Gefolge fanden. Die beyden Oberhäupter besprachen sich über die Kriegsangelegenheiten, und Tohah wandte sich hierauf ebenfalls um Beyhülfe an mich. Als ich mich entschuldigte, schien er böse zu werden, und fand es seltsam, daß ich, ein vorgeblicher Freund ihrer Insel, nicht gegen ihre Feinde ausziehen wolle. Ehe wir von einander schieden, gab er dem Otu zwey oder drey zusammengebundene rothe Federn, und ließ einen magern halbverhungerten Hund in ein Canot setzen, welches uns begleiten sollte. Wir schiften uns nun wieder ein, und nahmen einen Priester mit, der bey der Solennität zugegen seyn sollte.

Ungefähr um zwey Uhr Nachmittags stiegen wir zu Attahuru ans Land. Otu verlangte, daß die

Matrosen in dem Boote bleiben, und die Herren Anderson und Weber, sowohl als ich selbst, sobald wir bey dem Marai anlangten, unsere Hüte abnehmen möchten. Wir gingen sogleich darnach hin, und wurden von einer großen Menge Mannspersonen und einigen Knaben, aber nicht von einer einzigen Person weiblichen Geschlechts begleitet. Vier Priester, nebst ihren Aufwärtern oder Gehülfen, warteten schon auf uns. Der Leichnam oder das Opfer lag in einem kleinen Kahn, welcher dem Marai gegenüber am Strande, wo ihn das Meer noch erreichen konnte, aufgezogen war. Zwey Priester nebst einigen Bedienten saßen bey dem Kahne; die übrigen am Marai. Zwanzig oder dreyßig Schritte von den letztern blieb Otu, mit uns und einigen andern, stehen; der große Haufe des Volks hingegen blieb weiter zurück. Nunmehr nahmen die Ceremonien ihren Anfang.

Einer von dem Priestergefolge, (Akoluthen), legte einen Pisangstamm zu den Füßen des Königs nieder. Ein anderer näherte sich mit einem kleinen Büschel rother, auf Kokosfasern gewickelter Federn, womit er einen Fuß des Königs berührte, und ging hierauf wieder zu seinen Collegen zurück. Jezt wandte sich einer von den Priestern die am Marai saßen, gegen jene am Strande und begann ein langes Gebet, wobey er von Zeit zu Zeit junge Pisangstämme hinabsandte, welche auf das Opfer gelegt wurden. Während dieses Gebetes hielt ein Mann, der neben dem betenden Priester stand, zwey Bündel in der Hand, welche von Otaheitischem Zeug zu seyn schienen. In dem einen war, wie sich hernach zeigte, der königliche Maro,

(gleichsam die Insignien der höchsten Gewalt) und im andern, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, die Lade des Eatua *). Sobald das Gebet geendigt war, gingen die Priester mit ihrem Gefolge vom Marai zu jenen am Strande hin, und setzten sich daselbst nieder. Sie hatten auch die beyden Bündel mitgenommen, und fingen dort wieder an zu beten. Während der Zeit nahm man, zu verschiedenen Malen, die Pisangstämme, einen nach dem andern, wieder von dem Opfer, welches zum Theil mit Kokosblättern und Gesträuch bedeckt war. Hierauf hohlten sie es aus dem Kahn, und legten es, mit den Füßen gegen das Wasser gekehrt, auf den Seestrand, und die Priester schlossen einen Kreis um dasselbe, einige sitzend, andere stehend, indeß einer oder mehrere ohngefähr zehn Minuten lang gewisse Sprüche wiederhohlten. Dann nahm man die Blätter und Zweige von dem Leichnam weg, und legte ihn in eine dem Strande parallele Lage. Hierauf trat ein Priester zu seinen Füßen hin, und sprach ein langes Gebet, wobey die andern, deren jeder ein Büschel rother Federn in der Hand hatte, von Zeit zu Zeit einfielen. Während dieses Gebetes, rupfte man einige Haare vom Kopfe des Opfers, und schnitt sein linkes Auge aus der Augenhöhle, wickelte beydes in grüne Blätter, und reichte es so dem Könige dar. Er berührte es aber nicht, sondern gab demjenigen, der es brachte, das Bündel rother Federn, welches er zuvor von dem Tohah empfangen hatte. Dieses ward,

*) Im Original steht ark, womit in der Englischen Bibelübersetzung die Bundeslade bezeichnet wird. G. F.

sammt dem Haar und dem Auge, den Priestern zurückgebracht. Bald darauf schickte ihnen Otu noch ein Federnstück, welches ich, vom Morgen an, auf seine Bitte, in meiner Tasche aufgehoben hatte. Die letzteren Ceremonien waren noch nicht geendigt, als ein Eisvogel in den Bäumen sein Geschrey hören ließ. Otu schien dies für ein gutes Vorzeichen zu halten, und sagte zu mir: das ist der Eatua *).

Hierauf trug man den Leichnam etwas beyseite, und legte ihn unter einen Baum, mit dem Kopfe nach dem Marai. Ohnweit des Baumes hatte man drey breite dünne Stücken Holz befestigt, welche verschiedentlich, jedoch nur grob geschnitzt waren. Die Bündel Zeugs wurden auf einen Theil des Marais niedergelegt, die rothen Federbüschel hingegen zu den Füßen des Opfers gestellt, um welches die Priester nochmals einen Kreis schlossen. Wir durften jezt so nahe treten als uns beliebte. Derjenige, der uns der Oberpriester zu seyn schien, saß in einer kleinen Entfernung, und sprach eine Viertelstunde lang, mit abwechselnden Tönen und Geberden. Seine Rede war an den Todten gerichtet, mit dem er bald zu expostuliren schien, bald aber ihm Fragen vorlegte, die sich auf die Rechtmäßigkeit seines Todes bezogen. Zuweilen machte er auch allerley Forderungen an ihn, als ob entweder der Abgeschiedene selbst jezt Macht hätte, oder bey der Gott-

*) Bekanntlich werden in Otaheiti und den Societätsinseln überhaupt gewisse Vögel mit dem Namen Eatua beehrt, vorzüglich der Eisvogel, der Kukuk und der Reiher aus dortigen Gegenden. G. F.

heit etwas gelte, um das, was er verlange, ins Werk richten zu lassen. Unter andern bat er ihn: Eimeo, dessen Oberhaupt Maheine, nebst den Schweinen, den Weibern, und anderer Habe jener Insel, in ihre Hände zu liefern; denn dieses war die eigentliche Absicht des Opfers. Hierauf sang er, nebst zwey andern Priestern, mit weinerlicher trauriger Stimme, etwa eine halbe Stunde lang ein Gebet, worin auch Potatau und einige andere mit einstimmten. Während dieses Gebets rupfte ein Priester wiederum Haare aus dem Kopf des Opfers, und legte sie auf eins von den Bündeln. Dann betete der Oberpriester allein, und hielt dabey die Federn, welche Tohah geschickt hatte, in den Händen, und gab sie, als er damit fertig war, einem andern, der ebenfalls betete. Hierauf legte man alle Federbüschel auf die Zeugbündel, und hiermit waren an dieser Stelle die Ceremonien zu Ende.

Jezt trug man den Leichnam auf den vorragendsten Theil des Marai, und mit demselben zugleich die Federn und die Bündel, wobey die Trommeln langsam geschlagen wurden. Die Federn und Bündel wurden gegen den Steinhaufen hingelegt; der Leichnam hingegen am Fuß desselben, und die Priester setzten sich rund umher. Hier ging es von neuem ans Beten, und während desselben gruben einige von ihrem Gefolge ein ungefähr zwey Schuh tiefes Loch, warfen das unglückliche Opfer hinein, und bedeckten es mit Erde und Steinen. Indem man ihn in dieses Grab legte, quikte ein Junge überlaut, und Omai sagte mir, dies wäre der Eatua. *) Zu gleicher Zeit ward Feuer

*) Gemüther, die mit schrecklichen Bildern und wunder-

angemacht, und dem vorhin erwähnten Hunde der Hals umgedreht, so daß er ersticken mußte. Man sengte ihm dann die Haare ab, nahm das Eingeweide aus, und ließ es von dem Feuer verzehren; Herz, Leber und Nieren hingegen wurden auf heißen Steinen gebraten. Das Blut war in einer Kokosschale gesammelt und über dem Feuer verdickt worden; hiermit beschmierte man den Rumpf des Hundes, und brachte denselben nebst der Leber, dem Herze und den Nieren vor die Priester, welche um das Grab saßen und beteten. Sie fuhren eine Zeitlang mit ihren Ausrufungen über dem Hunde fort, und unterdessen schlugen zwey Männer von Zeit zu Zeit sehr laut die Trommel; auch schrie ein Junge,

---

baren Erwartungen erfüllt sind, sehen und hören denn freylich den Eatua in allem, was ihren Ceremonien und der dabey obwaltenden Stille fremd zu seyn scheint. Das Gezwitscher eines Eisvogels, das Quiken eines kleinen Jungen, kurz, alles was ihre Aufmerksamkeit unterbricht, ist alsdann ein Zeichen der nahen Gottheit, da man doch sonst wohl weiß, daß Eisvögel zwitschern, wenn es ihnen gut dünkt, und daß Jungen, bey der geringsten Veranlassung quiken, ohne daß ein Eatua in ihnen ist. Doch dies ist Gang der menschlichen Seele überhaupt, nicht der Otaheitischen allein. Sobald man sich einbildet, die Gottheit interessire sich so für jemanden, daß sie ihm Zeichen ihrer Gegenwart geben wolle, so ist das Krachen einer Wand, oder das Knarren einer Thüre, kurz irgend ein Geräusch, dem Horchenden ein solches Zeichen, eine Ankündigung des unsichtbaren Wesens oder seiner dienstbaren Geister. Und überall ist der leise Sinn des Gehörs derjenige, der sich zu allererst der Einbildungskraft bemächtigt, und seine dunkeln Eindrücke ihr als unerhörte Wunderdinge aufdringt. G. F.

wie zuvor, sehr laut mit durchdringender Stimme, zu drey verschiedenen malen, um, wie man uns sagte, den Eatua einzuladen, daß er es sich von dem für ihn bereiteten Schmause gutschmecken ließe. Nach Endigung der Gebete, legte man den Rumpf des Hundes und dessen Zubehör auf ein ganz in der Nähe stehendes Whatta, oder Gerüst, welches ohngefähr sechs Schuh hoch war. Auf demselben lagen die Ueberbleibsel von zwey andern Hunden und zwey Ferken, welche man neulich geopfert hatte, und von denen ein unerträglicher Gestank ausdustete, so daß wir uns freywillig etwas weiter entfernt hielten, als man von uns verlangte. Wir durften nehmlich, sobald das Opfer von dem Strande nach dem Marai gebracht worden war, so nahe herantreten, wie wir immer wollten; denn hiemit hatte aller Ernst und alle Aufmerksamkeit unter den Zuschauern aufgehört. Sobald der Hund auf dem Gerüste lag, tharen die Priester mit ihrem Gefolge einen Schrey, und damit ward die Feyerlichkeit für diesmal beschlossen. Es war indessen Abend geworden, und man führte uns daher nach einem Hause des Potatau, wo wir Abendessen und Nachtquartier fanden. Da am folgenden Morgen die Religionsübungen fortgesetzt werden sollten, so wollte ich nicht eher weggehn, bis ich alles gesehen hätte.

Um nichts von den Ceremonien zu verfehlen, gingen einige von uns sehr früh nach dem Opferplatz; allein noch regte sich niemand daselbst. Bald darauf opferte man gleichwohl noch ein Ferken, und legte es auf eben dasselbe Gerüst (Whatta) wie das vorige. Gegen acht Uhr führte uns Otu wieder an den Ma-

tai, wo jezt wieder die Priester und ein großer Haufe von Menschen versammelt waren. Die beyden Bündel lagen noch auf den Stellen, wohin man sie Abends zuvor gelegt hatte; die beyden Trommeln standen vor dem Marai, doch näher als zuvor, und innerhalb desselben befanden sich die Priester. Otu stellte sich zwischen die Trommeln und verlangte, daß ich mich neben ihn stellen sollte. Hierauf nahm die Feyerlichkeit, wie gewöhnlich, den Anfang damit, daß ein junger Pisangstamm vor den Füßen des Königs niedergelegt ward. Dann sagten die Priester ein Gebet, wobey sie etliche Büschel rother Federn, einer von ihnen aber eine Straußenfeder in der Hand hielt, die ich gleich bey meiner Ankunft dem Otu geschenkt hatte, und die sogleich zu diesem Gebrauch geheiligt worden war. Als das Gebet zu Ende war, stellten sich die Priester zwischen uns und den Marai. Derjenige, der Tages zuvor die Hauptrolle gespielt hatte, fing nunmehr ein andres Gebet an, welches ungefähr eine halbe Stunde währte, und unterdessen legte man die Federbüschel, eins nach dem andern, auf die Lade des Eatua.

Bald darauf brachte man vier Ferken herbey, wovon eins auf der Stelle geschlachtet, die übrigen aber in einen ganz in der Nähe befindlichen Stall gesperrt wurden, vermuthlich um in der Folge zur Hand zu seyn. Jezt öfnete man das eine Bündel, worin das Mard lag, mit welchem hier zu Lande die Könige bey ihrer Einsetzung, wie mit einer Art von Insignien königlicher Macht, umgürtet werden. Man zog es behutsam aus dem Zeuge worin es eingewickelt war, und

legte es, der ganzen Länge nach, vor den Priestern auf die Erde hin. Es ist nämlich ein Streifen Zeug, der ungefähr funfzehn Schuh lang und funfzehn Zoll breit ist, und, seiner Form nach zu urtheilen, vermuthlich als ein Gürtel gebraucht wird, wie auch schon der Name Maro, anzeigt; denn mit diesem Ausdruck bezeichnet man überhaupt das Stück Zeug, welches ein jeder hiesiger Einwohner um die Hüften zu schlagen pflegt. Dieser königliche Gürtel aber ist mit rothen und gelben Federn geschmückt, hauptsächlich mit den letzteren, die von einer hiesigen Art Tauben genommen werden. An dem einen Ende des Gürtels befinden sich 2 Stück Federzierrathen von der Größe und Gestalt eines Hufeisens, und rund umher mit schwarzen Federn besetzt. Das andere Ende des Gürtels läuft in zwey ungleich lange Spitzen oder Zungen aus. Der ganzen Länge nach ist dieser Gürtel mit Federn verziert, die, in Form viereckiger Felder oder Abtheilungen, in zwey Reihen übereinander hinlaufen und dem Ganzen ein artiges Ansehen geben. Die Federn sind auf taheitischen Zeug geklebt, welcher wieder an das obere Ende eines Wimpels genähet ist, den Capitain Wallis hier aufgesteckt, und nach seiner ersten Landung in Matavai, beheud zurückgelassen hatte. Dies erzählten uns die Einwohner selbst, und die Sache verhielt sich wirklich so, denn die Ueberbleibsel des Wimpels waren unverkennbar. Sechs oder acht Zoll ins Gevierte von diesem Maro hatten noch keine Federn oder sonstigen Schmuck, ausgenommen die wenigen, welche Waheiadua geschickt hatte. (Siehe oben pag. 164) Die Priester hielten bey dieser Ceremonie, ein langes Gebet, welches, wo ich nicht irre, das Gebet des

Maro heißt. Nach dessen Endigung rollte man diesen Gürtel wieder sorgfältig zusammen, wickelte ihn in Zeug, und legte das Bündel wieder auf den Marai.

Nunmehr kam die Reihe an das zweyte Bündel, welches ich vorhin die Lade nannte. Man öfnete es an einem Ende, allein wir durften nicht nahe genug treten, um dessen geheimnißreichen Inhalt genauer zu untersuchen. Man sagte uns nur so viel, daß der Eatua, Namens Uro, dem sie jezt geopfert hätten, entweder in der Lade verborgen sey, oder vielmehr, daß sie ihn vorstelle. Dieses Heiligthum besteht aus geflochtenen Fasern, welche die äußere Rinde der Kokosnuß ausmachen, und hat die Gestalt eines Zuckerhuts, oder kleinen länglichen Kegels, dessen eines Ende ungleich dicker ist, als das andere. Kleinere Kästchen dieser Art, hatten wir öfters von den hiesigen Einwohnern erhalten, ohne ihren Gebrauch zu erfahren.

Um diese Zeit hatte man das geschlachtete Ferken gereinigt und ausgeweidet. Die Gedärme hatten zufälligerweise sehr starke konvulsivische Bewegungen, dergleichen man oft an verschiedenen Theilen getödteter Thiere wahrnimmt. Indeß hielt man diese Zuckungen für eine günstige Vorbedeutung, welche einen glücklichen Erfolg der vorhabenden Expedition versprechen sollte. Man legte diese Eingeweide zur Schau, damit ein jeder, der Lust hätte, die Erscheinungen daran wahrnehmen möchte; nachdem sie eine Zeit lang gelegen, trug man sie zu den Priestern, und legte sie vor ihnen nieder. Einer von diesen betete, indeß ein anderer die Eingeweide mit einem Stäbchen sanft umwandte und genau beobachtete. Als man sie hinlänglich

lich besehen hatte, warf man sie endlich ins Feuer, wo sie bald verzehrt wurden. Das geopferte Ferken, nebst dessen Leber u. s. w. legte man auf eben das Gerüst, auf welches, Tags zuvor, der Hund gekommen war; dann wurden alle Federn, ausgenommen die Straußfeder, in die Lade des Eatua verschlossen, und nunmehr war die Feyerlichkeit ganz geendigt.

Den ganzen Morgen lagen vor dem Opferplatz am Strande vier Doppelcanots, auf deren Vordertheil eine Platteforme errichtet war, welche man mit Palmblättern bedeckt hatte, die in geheimnißvollen Knoten gebunden waren. Diese Platteformen nannte man auch Marai, und auf jedem dieser vier schwimmenden Marais lagen einige Kokosnüsse, Pisangs, Stücke von Brodfrüchten, Fische und andere Dinge. Man eignete sie dem Eatua zu, und sie sollten die Flotte, welche gegen Eimeo bestimmt war, begleiten.

Der Unglückliche, den man bey dieser Gelegenheit zum Opfer gewählt hatte, schien ein Mann von mittlerem Alter zu seyn, und gehörte, wie uns versichert wurde, zu den Tautaus, das ist, zur niedrigsten Klasse des Volks. Ich erkundigte mich, ob er irgend ein des Todes würdiges Verbrechen begangen hätte, weswegen die Wahl etwa vorzugsweise ihn getroffen haben möchte, konnte aber keine Auskunft darüber erhalten. Indeß soll es zuverlässig seyn, daß zum Opfer gemeiniglich entweder dergleichen Verbrecher genommen werden, oder jene gemeinen Kerle, die sich von einer Insel zur andern umtreiben, und das Land durchstreichen, ohne einen festen Wohnort, oder ein ehrliches Gewerbe zu haben, womit sie ihr Brod

verdienen könnten, und deren es auf diesen Inseln eine Menge giebt. Wir hatten Gelegenheit den Leichnam des armen Geopferten etwas genauer zu besichtigen und fanden den rechten Schlaf zerschmettert, das Gesicht und den Kopf blutig, so daß die Art seiner Hinrichtung deutlich zu erkennen war. Die Einwohner selbst sagten, er sey unversehens mit einem Stein auf den Kopf geschlagen worden; denn man giebt denenjenigen, die zum Opfer verurtheilt sind, nicht den geringsten Wink von ihrem bevorstehenden Schicksal, sondern sie kommen, ohne selbst etwas davon zu wissen, durch Einen Schlag aus der Welt. So oft einer von den großen Oberhäuptern, bey irgend einem Vorfall, ein Menschenopfer für nothwendig erachtet, wählt er auch zu gleicher Zeit selbst das Schlachtopfer. Einige seiner treuen Diener überfallen diesen plötzlich, und tödten ihn mit Keulen, oder steinigen ihn. Hierauf wird es dem Könige gemeldet, dessen Gegenwart bey dem feyerlichen Darbringen des Opfers durchaus nothwendig ist; wie denn auch in der That im gegenwärtigen Falle Otu eine Hauptrolle spielte. Die ganze Feyerlichkeit heißt Pure-Erih, das Gebet des Fürsten (oder Königs), das Schlachtopfer aber Taata tabu, der (Gott-) gelobte Mann. Dies ist der einzige Fall, wo uns das Wort Tabu, hier in eben der geheimnißreichen Bedeutung vorgekommen ist, die es in Tonga und in den andern Freundschafts-Inseln hat; wiewohl es auf der letztgenannten Insel zugleich bey allem, was nicht berührt werden darf, angewendet wird. In dieser letztern Bedeutung bedient man sich in Otaheiti des Worts Raa, welches völlig in demselben Umfange genommen wird.

Der hiesige Marai, welches unstreitig allemal zugleich ein Bet- Opfer- und Begräbniß-Platz ist, gehört der Familie des großen Oberhaupts, oder Königs, der ganzen Insel, nebst einigen der vornehmsten Personen, und alle Könige werden hier beerdiget. Den Umfang ausgenommen, zeichnet er sich von andern Marais auf der Insel wenig aus. Das vorzüglichste oder wesentlichste Unterscheidungszeichen desselben besteht in einem großen, länglichen, aus losen Stücken zusammengehäuften Steinhaufen, der 10 bis 14 Schuh hoch ist, nach oben etwas schmaler zuläuft, und zu beyden Seiten einen viereckten, mit runden Steinen locker gepflasterten Hof hat, unter welchem die Gebeine der Oberhäupter ruhen. In einer geringen Entfernung von demjenigen Ende dieses Steinhaufens, welches der See am nächsten ist, liegt der Opferplatz, welcher, in einem geraumen Umfange, ebenfalls gepflastert ist. Daselbst sieht man ein sehr großes Gerüst oder Whatta (Hwatta) auf welches die geopferten Früchte und Vegetabilien gelegt werden. Die Thiere hingegen legte man auf ein kleineres Gestell, dessen bereits erwähnt worden ist, und die Menschenopfer werden unter dem Pflaster in die Erde verscharrt. Unwissenheit und Aberglaube haben um diesen Ort herum noch manches andre Heiligthum aufgerichtet; zum Beyspiel Steine, welche hie und dort aus dem Pflaster hervorragen, und wovon einige mit Stückchen Zeug umwunden sind; ferner, auf der Seite des Steinhaufens, nach dem gepflasterten Platz zu, eine Menge geschnitzter Stücken Holz, welche dort, als muthmaßliche Wohnungen ihrer Gottheiten, hingestellt und heilig geachtet werden. Noch ein andrer bemerkenswerther Ort die-

ses Marai ist der Steinhaufen an dem einen Ende des großen Hwatta oder Gerüstes, vor welchem das Opfer dargebracht wurde. Dieser Haufen hat zur Seite eine Art von Platteforme, auf welche die Schädel der Geopferten, die man mehrere Monathe nachher ausgräbt, hingelegt werden, und die dort zur Schau beständig liegen bleiben. Ueber denselben stehen eine große Menge Hölzer, und an eben diesen Ort legte man während der Ceremonie die beyden Bündel, das mit dem Maro, und das andre, welches angeblich den Gott Uro, oder die von mir sogenannte Lade (*ark*) enthält. Dem Gebrauch nach zu urtheilen den man von dieser Platteforme machte, muß diese Stätte hier, bey den otaheitischen Religionsübungen, den Altar vorstellen. Die Feyerlichkeit und das ganze Aeußere des Marai ist, nach Herrn Webers Zeichnung, zur Erläuterung dieser Beschreibung in Kupfer gestochen beygefügt.

Wie beklagenswerth ist nicht die Fortdauer eines an sich so verabscheuungswürdigen Gebrauchs, der zugleich das angeborne, unverletzliche Recht der Selbsterhaltung untergräbt! Wie sehr ist es zu bedauren, daß ein Volk, welches in so mancher andern Rücksicht sich von den rohen Sitten des Wilden-Lebens losgerissen hat, noch an diesem unmenschlichen Gebrauche hängt; und daß der Aberglaube Gewalt genug hat, sogar die ersten Gefühle der Menschlichkeit zu ersticken! Endlich wie niederschlagend ist nicht die so wahrscheinliche Vermuthung, daß dieses blutige Religionssystem durchaus auf allen Inseln des unermeßlichen stillen Oceans herrscht! Wir haben auf unsern verschiednen Reisen, die bey den Bewohnern der entferntesten von

diesen Inseln, die größte Aehnlichkeit in Sitten und Sprache wahrgenommen, und es läßt sich also nicht zweifeln, daß eben diese Uebereinstimmung auch bey ihren gottesdienstlichen Anordnungen Statt finden müsse. Und wirklich erfuhren wir, von den glaubwürdigsten und aufgeklärtesten unter unsern Bekannten auf den Freundschafts-Inseln, daß man dort, so wie in Otaheiti, Menschen zu opfern gewohnt ist. Ich habe bereits, bey der Beschreibung des Natsche in Tongatabu, erwähnt, daß, bey dem bevorstehenden Verfolg dieses Festes, nach dem Bericht der Einwohner, zehn Menschen geopfert werden sollten. Schon aus diesem Umstande läßt sich ermessen, wie weit die religiöse Mordsucht auf jener Insel getrieben wird; und wenn wir auch annehmen wollten, daß man in Otaheiti nie mehr als Einen Menschen auf einmal opfert; so ist es doch nur gar zu wahrscheinlich, daß die Fälle häufig genug sind, um der Bevölkerung wesentlich nachtheilig zu seyn; denn ich zählte bis neun und vierzig Schädel ehmaliger Schlachtopfer, die vor demselben Marai lagen, wo man in unserer Gegenwart ihre Anzahl um eins vermehrte. Keiner von diesen Schädeln hatte noch vom Wetter sonderlich gelitten, und sie konnten also noch nicht so gar lange da gelegen haben. Welch eine Menge von unglücklichen, in kurzer Zeit, auf diesem Blutaltar hingeopferten Menschen!

Man mag diesen Gebrauch betrachten von welcher Seite man will, so bleibt er immer abscheulich und unmenschlich. Vielleicht möchte man sagen, er kann doch wenigstens dazu dienen, der Menge Ehrfurcht für die Gottheit einzuprägen; allein auch diesen Nutzen schaft

er nicht einmal. Unter der großen Menge, die sich um den Marai versammelt hatte, zeigte sich auch nicht eine Spur von Ehrerbietung gegen alles was vorging. Ontai kam, zufälligerweise, nachdem die Ceremonien schon angegangen waren, und sogleich strömten eine Menge Zuschauer auf ihn zu, und hatten die ganze Zeit über nichts angelegentlicheres, als sich von ihm seine Abentheuer erzählen zu lassen. Ihm horchten sie mit unverwandter Aufmerksamkeit zu; aber auf das, was die Priester thaten, gaben sie so wenig Acht, als wenn es sie gar nichts anginge. Ja die Priester selbst, bis auf einen, der hauptsächlich die Gebete hersagte, waren entweder an Gegenstände dieser Art zu sehr gewöhnt, oder hatten zu schwachen Glauben an die Wirksamkeit solcher Mittel, um ihre gottesdienstlichen Handlungen mit derjenigen Feyerlichkeit zu verrichten, welche so unentbehrlich ist, wenn man Eindruck machen will. Ihre Kleidung war die gewöhnliche; sie plauderten mit einander ohne Rückhalt, und das einzige was sie noch thaten, um einigen Anschein von Ehrbarkeit zu beobachten, bestand darin, daß sie das Volk mit Gewalt vom Opferplatze selbst zurück hielten, und uns, als Fremden, etwas vorzutreten erlaubten. Uebrigens beantworteten sie unsere Fragen über diesen Gebrauch, mit vieler Freymüthigkeit. Wir erkundigten uns unter andern nach der Absicht dieses Opfers und erhielten zur Antwort: es sey ein alter Gebrauch, und ihrem Gotte angenehm, der ein Wohlgefallen an den Opfern hätte, oder, mit andern Worten, käme und sie verzehrte, dafür denn aber auch ihnen ihre Bitte gewährte. Wir wendeten dagegen ein: er könne ja nicht von diesen Opfern essen, denn einmal sehe ihn

niemand dabey, und zweytens würden die Körper der Opferthiere nicht schnell verzehrt, die Menschenopfer aber gar vergraben. Allein hierauf erhielten wir den Bescheid, daß er des Nachts, und zwar unsichtbar käme, und nur die Seele, oder den unmateriellen Theil fresse, der, nach ihrer Lehre, sich so lange um den Opferplatz aufhält, bis der Körper des Schlachtopfers durch Fäulniß völlig aufgelöset worden ist. *)

Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses betrogene Volk an den Mord ihrer Mitbrüder zum unsichtbaren Götterschmause, mit eben dem Abscheu denken lernte, der sie jezt davon abhält, selbst Menschenfleisch zu essen, ob man gleich mit gutem Grunde glauben darf, daß sie selbst ehedem Cannibalen gewesen sind. Man sagte uns, es sey ein nothwendiges Stück der Ceremonien gewesen, daß man, wie wir gesehen, dem Opfer das linke Auge ausgrub, solches dem Könige darbrachte, es an seinen Mund in die Höhe hielt, und ihm dabey sagte, er möchte den Mund öfnen. Anstatt es aber hineinzustecken, wird es sogleich wieder zurückgenommen; und diese Ceremonie heißt hier: Menschen essen, oder Speise des Königs. Mich dünkt, hier sieht man Spuren von den Sitten der Vorzeit, wo man in der That von dem Leichnam der Menschen aß.

*) Tantumne religio potuit suadere malorum! Ist das der ganze Vortheil den diese armen Insulaner von der hohen Lehre der Unkörperlichkeit ihrer Seele haben, daß sie wissen, sie sey Futter für ihren gefräßigen Eatua!

G. F.

Doch das Menschenopfer ist unstreitig nicht die einzige barbarische Gewohnheit, die unter diesem sonst so menschenfreundlichen und gutmüthigen Volke noch Statt findet. Sie pflegen auch die Kinnbacken ihrer im Kriege erschlagenen Feinde auszuschneiden, als Trophäen mit sich zu führen, und die Leichname zum Theil als Dankopfer dem Eatua darzubringen. Bald nach einer Schlacht, worin sie die Oberhand behalten, bringen sie alle Todten, deren sie habhaft werden können, nach dem Marai hin, und begraben sie unter vielen Ceremonien alle zusammen in Ein Loch; doch mit dem Unterschiede, daß ihre Schädel nicht wieder ausgegraben werden.

Mit ihren eignen großen Oberhäuptern, die in der Schlacht fallen, verfährt man indeß auf eine etwas andere Art. Man erzählte uns, daß der vorige König Tutahah, nebst Tuborai-tamaide, und einem dritten Oberhaupt, die in der Schlacht gegen die Einwohner von Tiarrabu blieben, nach dem Marai in Attahuru gebracht worden sind. Daselbst haben die Priester ihre Eingeweide vor dem großen Altar herausgeschnitten, und die Leichname an drey verschiedenen Stellen, die man uns wies, in dem großen Steinhaufen, als dem vorzüglichsten Theil des Marai, begraben. Ihre gemeinen Krieger, die in eben dieser Schlacht fielen, sind in einer einzigen Grube am Fuß des Steinhaufens eingescharrt worden. Omai, der dabey zugegen gewesen ist, erzählte mir diesen Umstand, mit dem Zusatz, daß es am Tage nach der Schlacht mit vielem Gepränge, und unter Begleitung einer großen Menge Menschen, zum Dankopfer für

den Eatua wegen des erhaltenen Sieges, geschehen sey. Die Ueberwundenen hatten sich ins Gebirge geflüchtet, wo sie eine Woche oder zehn Tage lang geblieben waren, bis sich die Wuth der Sieger gelegt hatte. Hierauf ward ein Vertrag zu Stande gebracht, worin man einig ward, den Otu zum König der ganzen Insel auszurufen. Dies geschah und er erhielt, in Gegenwart aller Großen des Landes, an dem erwähnten Marai die solenne Investitur mit dem Maro, oder königlichen Gürtel.

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Conferenz mit Towhah. Beschreibung der Hiwahs oder Tänze. Omai und Ohidi di geben Gastmale. Feuerwerke. Ausserordentliches Geschenk von Zeug. Methode den Leichnam eines verstorbenen Vornehmen aufzubewahren. Noch ein Menschenopfer. Ein Spatzierritt. Otu's Sorgsamkeit uns mit Mundvorrath zu versehen, und Diebstähle zu verhüten. Geschenke von Thieren für ihn. Etary und die Abgeordneten eines Oberhauptes haben Audienz. Spiegelgefecht zweyer Kriegs-Canots. Seemacht dieser Inseln. Ihre Art Krieg zu führen.

Nach dem Beschluß des vorigen, so genau beschriebenen, Auftritts, hatten wir in Attahuru nichts mehr zu thun; wir schiften uns also um Mittag wieder ein, um nach Matavai zurückzukehren. Unterweges besuchten wir den Towhah, der auf dem kleinen Eiland, wo wir ihn Tages zuvor gefunden hatten, zurückgeblieben war. Otu sprach mit ihm von der Lage der öffentlichen Angelegenheiten; Er aber erneuerte sein Ansuchen, daß ich an dem Kriege gegen Eimeo Theil nehmen möchte. Ich schlug es ihm diesesmal rund ab, und verlor dadurch seine Gnade gänzlich.

Vor unserer Trennung fragte er uns, ob die Feyerlichkeit, der wir beygewohnt, unseren Erwartungen entsprochen hätte, was wir uns von ihrer Wirksamkeit versprächen, und ob auch wir dergleichen Gottesdienst in unserm Vaterlande hätten? Wir hatten während der ganzen Ceremonie das tiefste Stillschweigen beobachtet; nach der Hand aber hatte ich dem König und seinem Gefolge ganz unverhohlen gesagt, was ich davon hielte, und auch jezt äußerte ich meinen Abscheu dagegen. Ich bemühete mich dem Tohah zu beweisen, wie grausam und wie unzweckmäßig dieser blutige Gebrauch sey, und versicherte ihn, es sey thöricht zu glauben, der Eatua werde mit Wohlgefallen auf ein solches Opfer blicken, und ihnen dafür günstig werden; im Gegentheil sey es das Mittel sich seiner Rache auszusetzen, und schon aus diesem Umstande müsse ich schließen, daß das Unternehmen gegen Maheine unglücklich ablaufen würde. Ich baute hier allerdings sehr viel auf bloße Vermuthung, allein sie hatte gleichwohl viel Wahrscheinlichkeit; denn es waren bekanntlich drey Partheyen auf der Insel; die eine heftig für den Krieg, die andere völlig gleichgültig dabey, und die dritte offenbare Freunde des Maheine und seiner Sache. Da nun solche Uneinigkeit in ihren Berathschlagungen herrschte, war es leicht zu vermuthen, daß der Operationsplan eben nicht der beste seyn, und viel versprechen würde. Omai war unser Dollmetscher bey dieser Gelegenheit, und hatte unsere Argumente gegen das Menschenopfer so gut aufgefaßt und so treffend vorgetragen, daß Tohah in hohen Zorn gerieth, zumal, da wir ihm sagen ließen, wenn er in England einen Mann getödtet hätte, so würde sein

Rang ihn nicht geschützt haben, und er hätte dafür hängen müssen. Hier schrie er maino, maino! (schändlich, schändlich!) und wollte weiter kein Wort hören. Es waren eine Menge Einwohner bey dieser Verhandlung zugegen, hauptsächlich Tohah's eignes Gefolge und Bedienten, die mit großer Aufmerksamkeit auf Omai's Worte horchten, wie er dem Chef bedeutete, was für eine Strafe den vornehmsten Mann in England treffen würde, wenn er den geringsten Dienstboten umgebracht hätte. Vermuthlich waren sie, was diesen Punkt betraf, nicht einerley Meynung mit ihrem Herrn.

Wir schieden hiermit von Tohah, und schifften weiter nach Oparre, wo wir, auf Otu's Einladung, übernachten wollten. Es war schon Abend als wir anlandeten. Als wir den König nach seiner Wohnung begleiteten, hatten wir unterweges Gelegenheit zu sehen, wie man sich hier mit Privat-Hivas oder Schauspielen unterhält *). Es saßen ungefähr einhundert Personen in einem Hause; in ihrer Mitte waren zwey Frauenzimmer, und hinter diesen ein alter Mann, der ganz leise die Trommel schlug. Die Weiber sangen mitunter, und weit angenehmer, als sonst bey ihren andern Lustbarkeiten. Die Versammlung hörte in der tiefsten Stille zu, und überließ sich gänzlich dem Eindruck des Vergnügens, das ihnen die Musik machte; die wenigsten schienen auf uns Acht zu geben, und die Aktrizen ließen sich durch unser Hinzukom-

*) Im Gegensatz der großen öffentlichen Schauspiele wo getanzt und Pantomime gespielt wird. G. F.

men nicht unterbrechen. Es ward beynahe finster, ehe wir Otu's Wohnung erreichten. Hier wurden wir mit einem öffentlichen Hiwah, oder Schauspiel, unterhalten, worin Otu's drey Schwestern die Hauptrollen spielten. Das Schauspiel war von der Art, welche hier zu Lande Hiwa-raá heißt, und wobey niemand auf den Hof oder innerhalb des Hauses treten darf, wo gespielt wird; welches allemal der Fall ist, so oft die Königlichen Schwestern mitspielen. Ihr Anzug bey dieser Gelegenheit war wirklich malerisch und elegant; ihr Spiel (Tanz) sogar vorzüglich schön, wiewohl die komischen Intermezzi, welche von vier Männern gespielt wurden, die zahlreichen Zuschauer mehr zu belustigen schienen.

Am folgenden Morgen begaben wir uns endlich nach Matavai. Otu blieb noch in Oparre zurück; seine Mutter aber, nebst seinen Schwestern, und verschiedenen andern Damen, begleiteten mich an Bord meines Schiffs, wohin uns Otu bald nachher folgte. Während daß ich mit dem Könige abwesend geblieben war, hatten die Schiffe nur wenigen Vorrath von Lebensmitteln erhalten, und wenig Besuch gehabt. Kaum waren wir aber wieder da, so hatten wir beydes reichlich.

Am vierten speisten wir in Gesellschaft des Königs und einiger andern, am Lande bey dem Omai, der uns mit Fischen, Hühnern, Schweinefleisch und Puddings vortreflich bewirthete. Nach dem Essen begleitete ich den König nach seiner Behausung, wo seine sämmtlichen Diener sehr geschäftig waren, ein Geschenk von Lebensmitteln für mich zu bereiten. Unter

andern war ein großes Schwein dabey, welches sie in meiner Gegenwart schlachteten. Die Eingeweide theilten sie in eilf Portionen, und zwar so, daß in jeder Portion von allem Etwas befindlich war. Diese Portionen theilte man unter die Bedienten aus, wovon einige ihren Theil in demselben Ofen mit dem Schweine schmorten, andere hingegen den ihrigen sogleich wegtrugen. Ferner sah ich einen großen Pudding unter diesen Geschenken, und war bey der ganzen Zubereitung desselben gegenwärtig. Er bestand aus Brodfrucht, reifem Pisang, Tarro- (oder Aronswurzeln) und Palm- oder Pandangsnüssen, wovon ein jedes für sich geraspelt, oder auch zerrieben, und besonders gebacken wurde. Hierauf that man eine große Menge Saft aus dem Kern der Kokosnüsse, in eine große hölzerne Mulde, und so wie die vorhinerwähnten Sachen heiß aus dem Ofen kamen, wurden sie zu diesem Safte gemischt, und einige erhitzte Steine hineingelegt, damit die ganze Masse etwas kochen möchte. Indessen rührten drey oder vier Kerle die Bestandtheile mit Stäbchen unter einander, bis sie mit einander vereinigt waren, und der Saft sich zu Oel verändert hatte, wodurch das Ganze ungefähr wie ein Brey zusammenhing. Diese Puddings sind mehrentheils vortreflich, und wenige von denen die wir in England machen, kommen ihnen gleich; Ich speiste daher selten zu Mittag ohne einen solchen Pudding, wenn ich nehmlich einen habhaft werden konnte, welches nicht immer möglich war. Nachdem das Schwein gebraten (oder eigentlich geschmohrt) und der eben beschriebene Pudding gebacken war, wurde beydes, nebst zwey lebendigen Schweinen, einer Menge Brodfrucht

und Kokosnüssen, auf ein Kanot geladen, und an Bord meines Schiffes geschickt, wohin ich mit der ganzen Königlichen Familie nachfolgte.

Am folgenden Abend zerriß ein Hund einen jungen Schafbock vom Vorgebirge der guten Hofnung, der an Bord zur Welt gekommen, und mit der größten Sorgfalt gefüttert und groß gezogen war. Ich erwähne dieses Umstandes, weil er in unserer Lage wichtig war; denn mein Wunsch, diese Inseln mit so brauchbaren Thieren zu besetzen, ward durch diesen Zufall vereitelt, da ich hiemit meinen einzigen Widder von jener Race verlor, und jezt nur noch einen Englischen übrig hatte.

Am siebenten, Abends, ließ ich in Gegenwart einer großen Menge Zuschauer, ein Feuerwerk abbrennen. Dieses Schauspiel ergötzte sie zum Theil; allein bey weitem die größte Anzahl ward dadurch so sehr in Furcht und Schrecken gesetzt, daß wir sie kaum bereden konnten bis zum Ende dabey zu bleiben. Wir beschlossen es mit einem Schwärmer, der mitten unter den Haufen fuhr, und ihn in einem Augenblick auseinander sprengte. Sogar die verwegensten und entschlossensten ergriffen aufs schleunigste die Flucht.

Tages darauf speiste wieder eine Gesellschaft der Unsrigen am Lande; und zwar bey unserm ehemaligen Reisegefährten Ohididi, der uns mit Fischen und Schweinefleisch bewirthete. Das Schwein wog etwa dreyßig Pfund, und war, zu unserm Erstaunen, innerhalb einer Stunde, lebendig, geschlachtet, zubereitet und aufgetischt. Als wir eben abgegessen hatten,

kam Otu und fragte mich, ob ich satt sey *). Da ich dies bejahete, verlangte er, ich möchte mit ihm gehen. Er führte mich zu seinem Vater, wo sich einige Leute damit beschäftigten, zwey Mädchen seltsam aufzuputzen. Diese mußten sich nehmlich mit einer ungeheuren Menge Taheitischen Zeuges behängen lassen. Das eine Ende eines jeden Stückes, und deren gab es eine große Anzahl, hielt man dem Mädchen über den Kopf, indeß ihr die andern das übrige unter den Achseln um den Leib wickelten. Dann ließ man den aufgehobenen Zipfel fallen, welcher über das Gewinde in Falten bis zur Erde hing, und diesem das Ansehen eines Reifrocks gab. Zuletzt wickelte man noch, von aussen, um alles herum mehrere Stücken Zeug von allerley Farbe, wodurch der Umfang beträchtlich vergrößert ward, so daß jedes Mädchen einen Kreis von fünf bis sechs Ellen (*yards*) einnahm, und die Last wirklich kaum tragen konnte. Ausserdem hing man jeder noch zwey Taomi (Ta-Umi) oder Brustschilder an, um das Ganze reicher und schöner zu machen. In diesem Aufzuge schiffte man sie ein, und schickte sie, nebst etlichen Schweinen und einer Menge Früchte, an Bord, wo mir sowohl die Lebensmittel als das Zeug, als ein Geschenk von Otu's Vater, überreicht wurden. Man nennt hier Personen von beyden Geschlechtern in diesem Aufputz, Atih; indeß scheint es nicht gebräuchlich dergleichen abzuschicken, wenn nicht ein sehr

*) Im Original steht: „ob ich meinen Bauch gefüllt habe" welches vermuthlich wörtlich aus dem Otaheitischen übersetzt ist. G. F.

sehr ansehnliches Geschenk von Zeug gemacht werden soll. Bisher hatte ich so etwas noch nie gesehen; allein in der Folge erhielt sowohl Capitain Clerke als ich noch mehrere Geschenke auf diese Art. Am folgenden Tage schickte mir Otu fünf Schweine und eine Portion Früchte; und jede seiner Schwestern fügte zu diesem Geschenk ein Schwein und eine Anzahl Früchte hinzu. Auch sonst fehlte es nicht an Lebensmitteln. Unter andern hatten die Einwohner, die letztern drey Tage her, innerhalb des Riefs, mit Netzen eine große Menge Makrelen gefangen, wovon sie einen Theil an den Schiffen und Gezelten verkauften.

Otu gab sich alle Mühe, unsre Bedürfnisse durch eine ununterbrochene Reihe von Geschenken zu befriedigen; und ließ es sich auch angelegen seyn, uns mit allerley Lustbarkeiten zu unterhalten. Wir hatten am zehnten eine Gesellschaft gemacht, um ihn in Oparre zu besuchen, wo er eine Art von Comödie für uns aufführen ließ, worin seine drey Schwestern spielten. Sie erschienen in ganz neuen und geschmackvollen Kleidungen, die alles, was wir von dieser Art sonst hier gesehen hatten, übertrafen und abgebildet hier beygefügt sind.

Meine Hauptabsicht bey dieser Lustfahrt war indeß, einen einbalsamirten Leichnam in Augenschein zu nehmen, den einige unserer Herren unweit Otu's Residenz gefunden hatten. Ich erkundigte mich darnach und fand, daß es der Leichnam des Ti, eines Befehlshabers war, den ich bey meiner vorigen Reise kennen gelernt hatte. Er lag auf einem Gerüste (Tupapau) welches zierlicher als gewöhnlich, und jenem völlig ähnlich war, auf welchem wir kürzlich den verstor-

benen Waheiadua zu O-Aitepiha gesehen hatten. Wir fanden den Körper unter einem Obdach, und innerhalb des Gestelles oder Tupapau's in Zeug verhüllt; aber auf meine Bitte brachte ihn der Mann, der sein wartete, hervor, und legte ihn auf eine Art von Bahre, so daß wir ihn vollkommen gut betrachten konnten; nur durften wir nicht innerhalb der Stäbe gehen, welche den Tupapau ringsum verzäunten. Nachdem er auf die Art den Leichnam zur Schau gestellt hatte, behing er den Ort mit Matten und Zeug, welches eine artige Wirkung that. Die hier beygefügte Abbildung giebt einen anschauenden Begriff davon. Der Einbalsamirte war nicht nur völlig unversehrt, sondern wir sahen, zu unserm Erstaunen, daß die Fäulniß kaum noch angegangen war. Man verspürte auch nicht das allergeringste von einem widrigen Geruch, obwohl das hiesige Klima zu den heissesten gehört, und Ti bereits vor vier Monaten verstorben war. Es war sonst keine wesentliche Veränderung mit ihm vorgegangen, als daß die Augen und Muskeln eingetrocknet und eingeschrumpft waren. Hingegen saßen die Haare und Nägel unverändert und fest; die Glieder waren biegsam und gleichsam erschlafft, wie bey Personen, welche plötzlich in Ohnmacht fallen. Dies bemerkte Herr Anderson, der Schiffswundarzt, der mir auch berichtete, daß er etwas von dem Verfahren bey der hiezu gehörigen Zubereitung des Leichnams in Erfahrung gebracht habe. Bald nach dem Tode werden nehmlich die Eingeweide nebst allem Innwendigen durch den After herausgezogen, und die ganze Höhlung durch eben diesen Kanal mit Zeug ausgefüllt, oder ausgestopft. Sobald irgend etwas Feuchtes bemerkt

gesehen hatten.
bdach, und in
s in Zeug ver
ihn der Mann,
hn auf eine Art
nen gut betrach
erhalb der Stäbe
zäunten. Nach
e Schau gestellt
und Zeug, wel
e hier beygefügte
griff davon. Der
unversehrt, son
, daß die Fäul
an verspürte auch
igen Geruch, ob
sten gehört, und
n war. Es war
it ihm vorgegan
feln eingetrocknet
n saßen die Haare
die Glieder waren
e bey Personen,
Dies bemerkte
zt, der mir auch
Verfahren bey der
hnams in Erfah
em Tode werden
m Innwendigen
ie ganze Höhlung
ausgefüllt, oder
Feuchtes bemerkt

wird, trocknet man es sorgfältig ab, und reibt sogleich den ganzen Leichnam mit wohlriechendem Kokosöl. Durch die öftere Wiederholung dieses Einreibens erhält sich der Körper viele Monate lang; allein zuletzt zerfällt er doch. Ich meines Theils konnte mehr nicht erlernen, als was mir Omai davon erzählte, nehmlich, daß sie sich des Safts einer Pflanze die im Gebirge wächst, nebst Kokosöl, dazu bedienen, und den Leichnam öfters mit Seewasser abwaschen. Er sagte mir auch: die Leichname aller Vornehmen, die eines natürlichen Todes sterben, würden auf diese Art aufbewahrt, und hernach eine geraume Zeit hindurch öffentlich ausgestellt, anfänglich, wofern es nicht regnet, Tag für Tag, hernach seltner, und zuletzt fast gar nicht mehr.

Abends kamen wir von Oparre zurück, wo Otu mit der ganzen Königlichen Familie blieb, von der ich mich bis zum zwölften niemanden zu Gesicht bekam. An diesem Tage aber fanden sich alle bey mir ein, den König ausgenommen, der nach Attahuru gereiset war, um bey einem zweyten Menschenopfer gegenwärtig zu seyn, welches der Befehlshaber von Tiarrabu an den großen Opferplatz geschickt hatte. Zwey Beyspiele dieser Art in so wenigen Tagen, beweisen nur gar zu deutlich, wie zahlreich diese Schlachtopfer des blutigen Aberglaubens bey diesem so sanftmüthigen Volke seyn müssen! Hätte ich bey Zeiten etwas von diesem Opfer erfahren, so wäre ich auch diesesmal hingereiset, um es zu sehen. Nichts anders, als ähnlicher Mangel an gehöriger Nachricht konnte mich abhalten, am gestrigen Tage einer Feyerlichkeit beyzuwohnen, wobey

Otu, mit allen in solchen Fällen üblichen Ceremonien, den Freunden und Anhängern des verstorbenen Königs Tutahah die Länder und Besitzungen wiederschenkte, die man ihnen seit seinem Tode noch immer vorenthalten hatte. Wahrscheinlicherweise war auch das neue Opfer eine Ceremonie welche diesen Pardon, oder diese Amnestie besiegelte. Am folgenden Abend kam Otu von jener Opferstätte zurück, wo er die unangenehmste von allen seinen Königspflichten erfüllt hatte.

Tages darauf stiegen wir, Capitain Clerke und ich, in seiner Gesellschaft, zu Pferde, und machten einen Spatzierritt auf der Ebene von Matavai, zum größten Erstaunen der begleitenden Menge, die uns angafte, als ob wir Centauren gewesen wären. Omai hatte zwar schon ein paarmal versucht, eines von den Pferden zu besteigen, allein ehe er sich festsetzen konnte, hatte es ihn jedesmal abgeworfen. Dies war also das erstemal, daß man in Otaheiti reiten sahe. Wa wir angefangen hatten, setzten hernach Tag für Tag einige von unsern Leuten fort, ohne daß die Neugie der Einwohner befriedigt worden wäre oder sich ver ringert hätte. Sie hatten unaussprechliche Freude a diesen Thieren, sobald sie wusten, wozu man sie g brauchen könne; und soviel ich merkte, machten s sich darnach einen richtigern Begriff von der Grö und Macht anderer Völker, als sonst alle andere Se tenheiten zusammengenommen, die man ihnen aus Eu ropa zugeführt, bey ihnen hätten erwecken könne Sowohl der Hengst als die Stute waren wohl be Leibe, und machten Figur.

Am 15ten ging Etary oder Olla, eben derselbe der den Namen eines Gottes von Bolabola trug, von Matavai, wo er sich seit einigen Tagen aufhielt, in Begleitung verschiedener Segelkanots, nach Oparre. Man hinterbrachte uns, daß Otu ihn nicht so nahe bey unserer Station leiden wollte, weil er befürchtete, seine Leute möchten die unsrigen bestehlen. In der That muß man dem Otu zum Ruhme nachsagen, daß er mit aller erstmlichen Vorsicht und Klugheit zu Werke gegangen war, um Diebstahl und Räubereyen zu verhindern, und wir hatten es weit mehr seinen Verfügungen, als unserer Wachsamkeit zu verdanken, daß sich so wenig Fälle dieser Art ereigneten. Hinter unserm Posten, jenseits des Flusses, hatte er ein Paar kleine Hütten errichten lassen, und zwey andere standen am Ufer, zwischen der See und dem Flusse dicht an unsern Gezelten. In diesen Häusern hielten seine Leute beständig Wacht, und sein Vater residirte gemeiniglich auf der Spitze Matavai; sie umgaben uns also auf allen Seiten, bewachten und beschützten uns bey Nacht gegen Diebe, beobachteten bey Tage alles was vorging, und sammelten mehrentheils jeden Morgen von den Mädchen, die mit unsern Leuten zu thun gehabt hatten, eine Contribution ein. Dieselben Maasregeln, die uns zur Sicherheit gereichten, zweckten also zu gleicher Zeit sehr weislich auf eine Vermehrung seiner Revenüen ab.

Otu gab mir Nachricht, daß er nach Oparre gehen müsse, um dem vornehmen Bolabolaner Audienz zu geben, und verlangte, daß ich mitgehen sollte. Ich ließ mich hiezu, in Erwartung daß etwas merkwürdi-

ges vorkommen würde, bereitwillig finden, und nahm Herrn Anderson am 16ten des Morgens, mit mir. Allein diesmal sahen wir nichts Wichtiges, oder Ungewöhnliches. Etary und sein Gefolge überreichten dem König etwas grobes Zeug und einige Schweine, und zwar jedes besonders, mit einiger Feyerlichkeit, und einer gleichsam auswendig gelernten Rede. Hierauf berathschlagten sie sich mit einigen andern Oberhäuptern wegen des Feldzuges gegen Eimeo, den Etary anfänglich zu misbilligen, hernach aber zuzugeben schien. Am folgenden Tage erfuhr man, daß es schon zu spät sey, über diesen Schritt zu berathschlagen, indem Tohah und Potatau und noch ein Oberhaupt, mit der Flotte von Attahuru bereits in See gestochen wären. Abend brachte ein Bote die Nachricht von ihrer Landung in Eimeo, und von einigen Scharmützeln zwischen beyden Partheyen, die aber weder Verlust noch Vortheil entschieden hatten.

Am 18ten frühe fuhr ich mit Herrn Anderson und Omai nach Oparre, um dem Otu ein Paar Englische Schafe, (Bock und Mutterschaf) und drey vom Vorgebirge der guten Hofnung zu schenken. Ich ließ auch die drey Kühe, die alle den Stier zugelassen hatten, vorführen, um sie zu trennen, und einige nach (o-Raietea) Ulietea zu bringen. Dem Etary, als Eigenthümer des Spanischen Stieres, that ich den Vorschlag, daß er diesen dem Otu überlassen, dafür aber den meinigen und eine Kuh dazu bekommen sollte, die ich ihm an Bord meines Schiffs nach Ulietea (o-Raietea) transportiren würde. Ich that dieß aus Besorgniß, daß das schöne kecke spanische Thier

unterweges etwa zu Schaden kommen möchte. Etary schien anfänglich nicht Lust zu haben, meinen Vorschlag anzunehmen, ließ sich aber doch durch Omai dazu bereden; allein, als man die Kühe schon ins Boot schiffte, trat einer von Etarys Gefolge hervor, und widersetzte sich hartnäckig dem Tausch. Ich konnte nunmehr leicht vermuthen, daß Etary nur zum Schein in meinen Vorschlag gewilligt habe, um mir nichts abzuschlagen; daß er aber wahrscheinlicherweise nach meiner Abfahrt seinen Stier doch wegnehmen, und also dem Könige gar keinen zurücklassen würde. Ich ließ daher mein Tauschprojekt fahren, da beyde Partheyen nicht zugleich drein willigten, und entschloß mich auf der Stelle, alles mein Vieh, sowohl meine drey Kühe als meinen Stier, dem Könige zu überlassen. Zugleich ließ ich ihm aber ernstlich anrathen, nimmermehr zuzugeben, daß man diese Thiere von Oparre wegführe, auch selbst den Spanischen Stier oder eins von den Schafen nicht eher wegzulassen, bis er eine Zucht von beyderley Art habe; diese könne er alsdann unter seine Freunde austheilen, und auf die benachbarten Inseln schicken.

Wir verließen hierauf den Etary und seine Leute, die nun ihre Thorheit bereuen mochten, und folgten dem Könige an einen andern Ort in der Nähe, wo die Bedienten eines Vornehmen, dessen Namen ich zu erfragen vergaß, mit einem Schweine, einem Ferken und einem Hunde, als Geschenken ihres Herrn, auf den König warteten. Sie überreichten dieselben mit den gewöhnlichen Ceremonien, und mit einer ordentlichen Rede, worin sich ihr Herr nach dem Wohlbefin-

den des Otu und der vornehmsten Herren seines Hofes erkundigte. Von Seiten Otu's muste einer von seinen Ministern das Compliment erwiedern. Hierauf ward die Angelegenheit wegen Eimeo vorgebracht, und mit mancherley Gründen dafür und dawider gesprochen. Die Deputirten waren für den Krieg und verlangten, daß Otu ein Menschenopfer bringen sollte. Dagegen schien uns ein Vornehmer, der stets die Person des Königs begleitete, sehr bündige Einwendungen zu machen, welches mich in der Meynung bestätigte, daß Otu selbst sich niemals recht auf diese Sache eingelassen hätte. Indessen kam jezt ein Bote nach dem andern von Tohah, um den schleunigsten Succurs zu fordern. Man sagte uns, seine Flotte sey von der Flotte des Maheine gleichsam umringt, wiewohl keiner es wage, den andern anzugreifen. Wir speisten hierauf mit Otu, und kehrten nach Matavai zurück; er aber blieb in Oparre.

Sowohl diesen Tag über, als am folgenden, kamen nur wenig Lebensmittel zu Markte. Als Otu hiervon Nachricht erhielt, kam er noch denselben Abend, zwischen neun und zehn Uhr, mit seinem Bruder, der dem Capitain Clerke besonders gewogen war, und brachte beyden Schiffen einen großen Vorrath mit; eine Aufmerksamkeit, die warlich mehr als alles Bisherige seine freundschaftlichen und gütigen Gesinnungen gegen uns zu erkennen gab. Tages darauf kam die ganze Königliche Familie mit Geschenken an, so daß unserer Noth nicht nur abgeholfen war, sondern wir sogar mehr Lebensmittel hatten, als wir verzehren konnten.

Unser Vorrath von frischem Wasser war nunmehr an Bord, die Schiffe kalfatert, das Tauwerk genau durchgesehen und ausgebessert, kurz, alles war in Ordnung. Ich machte folglich Anstalt, Otaheiti zu verlassen, um noch zu einem kurzen Besuch auf den nahgelegenen Inseln Zeit zu behalten, ließ die Sternwarten und Instrumente vom Lande an Bord bringen, und die Segel an die Raaen befestigen.

Früh am folgenden Morgen kam Otu, um mich zu benachrichtigen, daß alle Kriegskanots von Matavai und drey andern Bezirken nach Oparre gehen, und zu der dortigen Flotte stoßen würden, wo auch Revüe gehalten werden sollte. Bald drauf setzte sich die Eskadre von Matavai in Bewegung, paradirte eine Zeitlang im Hafen umher, und versammelte sich dann, ungefähr in der Mitte der Bay, am Strande. Ich stieg in mein Boot, um sie in Augenschein zu nehmen. Es waren gegen sechzig Kriegskanots mit Gerüsten für die Streiter, und ungefähr eben so viele kleinere Kähne. Ich hatte mir vorgenommen sie nach Oparre zu begleiten; allein die Oberhäupter verabredeten sich bald nachher, daß sie erst am künftigen Morgen weiter gehen wollten. Diesen Aufschub benutzte ich, um mit ihrer Art zu fechten bekannter zu werden, und bat den Otu, er möchte doch befehlen, daß einige von seinen Kriegsschiffen manoeuvrirten. Sogleich stiessen ihrer zwey vom Lande ab in die Bay; Otu bestieg mit mir und Herrn King das eine, und Omai das andre. Sobald wir Raum genug hatten, wendeten wir uns, gingen auf einander los, und zogen uns zurück, so schnell die Ruderer es bewerkstelli-

gen konnten. Indessen schwenkten die Krieger ihre Waffen in der Luft, und machten unzählige närrische Posituren, wodurch sie vermuthlich ihr Blut in Wallung zu bringen suchten, um desto wüthiger den Angriff thun zu können. Otu stand an der Seite unserer Platteforme *) und ertheilte Befehl zum Avanciren und Retiriren, welches viel Beurtheilungskraft, und einen durchdringenden Blick zu erfordern schien, wenn jeder Vortheil schnell benutzt, und dem Feinde keine Blöße gegeben werden sollte. Endlich, nachdem wir wenigstens ein Dutzend Mal auf einander losgerudert waren, und uns immer wieder zurückgezogen hatten, kamen beyde Kanots mit den Vordertheilen an einander, so daß die beyden Plattformen wo die Krieger standen, sich berührten. Nach einem kurzen Handgemenge ward angenommen, daß alle Krieger unserer Seits erschlagen wären, und Omai stieg mit seinen Gehülfen in unser Kanot. In demselben Augenblick sprang Otu mit allen Ruderern über Bord, um anzuzeigen, daß sie in diesem Falle ihr Leben durch Schwimmen retten müßten.

Omai behauptete, ihre Gefechte würden nicht immer auf diese Art eingerichtet, sondern man fange auch wohl damit an, daß man beyde Kanots Vordertheil an Vordertheil zusammenbinde, und fechte dann so lange, bis auf einer Seite alle Krieger auf dem Platz geblieben wären. Diese Art zu fechten

*) Eine ausführliche Nachricht von der Bauart und dem Gebrauch dieser Kriegskanots befindet sich in meiner Reisebeschreibung. G. F.

scheint aber nur in solchen Fällen Statt zu finden, wo sie entschlossen sind, zu siegen oder zu sterben. Ein dritter Fall bleibt unter solchen Umständen auch nicht übrig; denn alle Nachrichten kommen darin überein, daß sie nie Quartier geben, und ihre Gefangene allenfalls nur zu einer grausamern Todesart auf den folgenden Tag aufbewahren.

Die ganze Macht dieser Inseln besteht in ihren Flotten. Von einer großen Schlacht zu Lande habe ich nie etwas gehört, sondern alle entscheidende Treffen werden zur See geliefert. Zuweilen bestimmen die streitenden Partheyen Zeit und Ort voraus, und in diesem Falle bringen sie den vorhergehenden Tag und die Nacht mit Lustbarkeiten und Schmausen zu. Gegen Morgen machen sie ihre Kähne flott, setzen alles in Ordnung, und fangen mit Tagesanbruch die Schlacht an, welche mit einemmal die ganze Fehde entscheidet. Die Ueberwundenen retten sich durch schnelle Flucht, und eilen, wenn sie das Ufer erreichen, mit ihren Freunden ins Gebirge. Die Sieger verschonen, so lange ihre Wuth anhält, weder den Greis, noch die Mutter, mit ihrem Säugling. Tages darauf versammeln sie sich am Marai, um dem Eatua für den Sieg zu danken, und sowohl die Erschlagenen als die etwa noch am Leben erhaltenen Gefangenen zu opfern. Nach dieser Feyerlichkeit lassen sie sich zu einem Vergleich geneigt finden, der mehrentheils auf die Bedingungen eingegangen wird, die sie selbst angeben, so daß ganze Bezirke, und bisweilen sogar ganze Inseln, in andre Hände kommen. Omai erzählte uns, die Männer von Bolabola hätten ihn

einst gefangen genommen, und mit sich in ihre Insel geführt, wo er, nebst einigen andern, am folgenden Tage würde erschlagen worden seyn, wenn sich nicht zum Glück eine Gelegenheit gefunden hätte, bey Nacht aus den Händen ihrer Feinde zu entkommen.

Gleich nach Endigung dieses verstellten Gefechts, legte Omai seine Europäische Rüstung an, stieg auf die Platteforme des einen Kanots, und ließ sich längs dem ganzen Strande des Hafens zur Schau rudern. Sein Panzerhemd zog aber die Bewunderung der Einwohner nicht so sehr auf sich, als wir vermuthet hatten. Ein Theil derselben hatte es zuvor schon gesehen, und mancher andre hatte gegen den unvorsichtigen Omai so viel Unwillen im Herzen, daß er von allem, was dieser vorzuzeigen hatte, wäre es auch noch so unerhört gewesen, kaum etwas ansehen mochte.

Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Der Tag unserer Abreise wird festgesetzt. Friedensschluß mit Eimeo. Streitigkeiten deshalb, wobey Otu getadelt wird. Eine Feyerlichkeit am Marai, nach Herrn Kings Beschreibung, nebst einigen Anmerkungen. Ein Beyspiel von Otu's Schlauheit. Omai's Kriegscanot; Betrachtungen über sein Betragen. Otu's Geschenk und Bothschaft an den König von Großbritannien. Ueber unsern Tauschhandel mit den Einwohnern von Otaheiti, und ihr gutes Betragen gegen uns. Nachricht von der Spanischen Reise, und den Erfindungen der Spanier um die Engländer zu verkleinern. Wunsch, daß hier keine Niederlassung von Europäern gemacht werden möge. Omai's Eifersucht wegen eines andern Reisenden.

Nunmehr war ich segelfertig und wollte von hier nach Huaheine, unterweges aber bey der Insel Eimeo vor Anker gehen, woselbst, wie ich hier gehört hatte, ein vorzüglich guter Hafen vorhanden seyn sollte. Die hiesigen Einwohner die im Begriff standen, dem auf Eimeo gelandeten General Tohah mit einer Flotte zu Hülfe zu kommen, hielten es für sehr vortheilhaft wenn sie in meiner Gesellschaft diesen Succurs dorthin

führen könnten. O-Tu kam deshalb am 21sten früh mit seinem Vater zu mir an Bord, bat um Erlaubniß, daß die otaheitische Flotte mich nach Eimeo begleiten dürfe, und erkundigte sich zugleich wenn ich unter Segel zu gehen gedächte. Ich überließ es ihnen, den Tag der Abreise zu bestimmen, und sie wählten den folgenden Mittwoch. Otu, sein Vater, seine Mutter, und seine ganze Familie versprachen, sich an diesem Tage mit mir einzuschiffen. Sobald hierüber alles verabredet war, machte ich mich fertig, sogleich nach Oparre abzugehen, wo sich heute die ganze nach Eimeo bestimmte Flotte versammeln, und Revüe darüber gehalten werden sollte. Indem ich aber in mein Boot stieg, kam Nachricht, daß Tohah mit Maheinen Frieden geschlossen, und seine Flotte nach Attahuru zurückgeführt habe. Dieses unerwartete Ereigniß machte alle weitere kriegerische Vorkehrungen unnöthig, so daß die Kriegscanots anstatt in Oparre zusammenzustoßen, Befehl erhielten, nach ihren Distrikten zurückzukehren. Ich ließ mich indeß nicht abhalten, mit Herrn King, dem Otu nach Oparre zu folgen, wo, bald nach unserer Ankunft, und während der Zubereitung des Mittagsmals, ein Bote aus Eimeo ankam, und von den Bedingungen des Friedens Nachricht brachte. Eigentlich war dieser Friede nur ein Waffenstillestand; denn man hatte ihn auf eine bestimmte Zeit eingeschränkt. Die Bedingungen waren für Otaheiti nicht vortheilhaft, und man schob die Schuld auf Otu, weil er, durch Verzögerung seines Beystandes, den Tohah genöthigt habe, einen entehrenden Vergleich einzugehen. Es ging sogar das allgemeine Gerücht, daß Tohah sich geäussert habe, er werde sich an Otu schon rächen, und nur

meine Abreise abwarten, um ihn, mit Beyhülfe der Macht von Tiarrabu, entweder zu Matavai oder zu Oparre anzugreifen. Ich that hierauf öffentlich die Erklärung, daß ich mich mit allem Ernst meines Freundes, gegen eine jede Verbindung dieser Art, annehmen würde, und wer sich unterstände ihn anzugreifen, würde es bey meiner Rückkehr nach der Insel schon entgelten müssen, daß er meinen Zorn auf sich geladen habe. Vermuthlich hatte diese Aeusserung die gewünschte Wirkung, und wenn auch anfänglich Tohah dergleichen feindliche Absichten gehabt haben mochte, so hörten wir doch weiter nichts mehr davon. Whappai (o-Happai) der Vater des O-Tu, misbilligte den Vergleich, und tadelte den Tohah, daß er ihn eingegangen, denn er urtheilte weislich, daß es ihrer Parthey überaus vortheilhaft gewesen seyn würde, in meiner Begleitung nach Eimeo zu segeln, wenn ich gleich an den Feindseligkeiten keinen Antheil genommen hätte. Auf diesen Umstand berief er sich auch in seiner ganzen Rede, und behauptete steif und fest, daß Otu wohl daran gethan hätte auf mich zu warten, wenn er gleich deshalb dem Tohah nicht so bald, als dieser es gehofft, zu Hülfe geeilt wäre.

Kaum hatte man endlich die Berathschlagungen über diesen Punkt beendigt, so kam ein Bote von Tohah an Otu, um ihn zu bitten, am folgenden Tage dem Dankfeste am Marai in Attahuru beyzuwohnen, das er wegen des geschlossenen Friedens dem Eatua feyern wolle; wenigstens legte mir Omai die Absicht dieser Feyerlichkeit so aus. Man bat mich mitzugehen, allein ich mußte es abschlagen, weil ich mich nicht wohl

befand; damit wir indessen erfahren möchten, was für Ceremonien bey einer so feyerlichen Gelegenheit üblich wären, schickte ich Herrn King mit Omai dorthin. Ich selbst kehrte, mit Otu's Mutter, seinen drey Schwestern und acht anderen Frauenzimmern an Bord meines Schiffes zurück. Anfänglich glaubte ich, daß diese zahlreiche Damengesellschaft bloß in der Absicht, sich nach Matavai hinüberschiffen zu lassen, in mein Boot gekommen wäre; allein sobald wir an Bord angelangt waren, gaben sie mir zu verstehen, sie würden im Schiffe übernachten, um mich von meiner Unpäßlichkeit zu heilen, welche von rheumatischer Art war, und mir von der Hüfte bis zum Fuß hinab Schmerzen verursachte. Ich nahm ihr freundschaftliches Anerbieten an, ließ ihnen ein Bett auf dem Fußboden meiner Kajüte bereiten, und gehorchte nun ihren Vorschriften. Ich mußte mich mitten unter ihnen niederlegen, und nunmehr drängten sich so viele als nur immer Raum hatten herzu, und fingen an mich mit beyden Händen von Haupt zu Fuß, besonders aber am schmerzhaften Bein zu drücken, bis alle meine Gelenke knackten, und mein Fleisch gleichsam zu Brey geknetet war. Ich hielt diese Disciplin eine Viertelstunde lang aus, und war froh aus ihren Händen entlassen zu werden; weil aber unmittelbar Erleichterung darauf erfolgte, so ließ ich mir, ehe ich mich schlafen legte, eine zweyte gefallen, die denn auch die erwünschte Wirkung that, mir eine ziemlich ruhige Nacht zu verschaffen. Am Morgen wiederhohlten meine weiblichen Aerzte, ehe sie an Land gingen, ihre Kur, und Abends kamen sie wieder zurück, um sich nochmals diese Mühe mit mir zu geben; am folgenden Morgen war ich von allen Schmerzen gänzlich befreyt, mit einem

Wort

Worte kurirt, und hierauf beurlaubten sie sich. Sie nennen diese Uebung Rommi, und nach meiner Meynung übertrift sie bey weitem alles Bürsten, Frottiren oder andere äusserliche Mittel, die wir in solchen Fällen anzuwenden pflegen. Diese Operation ist hier allgemein im Gebrauch, und sie wird zuweilen auch von Männern, mehrentheils aber von Weibern, verrichtet. Wenn jemand nur matt und müde aussieht und sich bey ihnen niederläßt, fangen sie sogleich an, dieses Rommi mit seinen Beinen vorzunehmen, welches allemal eine heilsame Wirkung hat. *)

Otu kehrte am 25sten des Morgens mit Herrn King von Attahuru zurück, und mein Officier gab mir von dem was er gesehen hatte folgenden Bericht:

„Bald nachdem Sie mich verlassen hatten, kam ein zweyter Bote von Tohah, und brachte dem Otu einen Pisangstamm. Die Sonne wollte untergehen, als wir uns in einen Kahn setzten und Ovarre verließen. Gegen neun Uhr stiegen wir an der Gränze von Tittahah, da wo es an den District Attahuru stößt, an Land, nachdem man uns zuvor vom Strande ab, zugerufen hatte, vermuthlich um zu erkennen zu geben, daß Tohah sich dort befinde. Er schlief jezt, allein seine Leute weckten ihn, und hatten kaum Otu's Namen genannt, als auch schon ein Pisangstamm nebst einem

*) Man findet in Capitain Wallis Reisebeschreibung eine Nachricht von einer ähnlichen Operation, die man mit ihm und seinem ersten Lieutenant vornahm. S. die Hawkesworthsche Sammlung der Seereisen, imgleichen meine Reisebeschreibung. G. F.

Hunde zu des Königs Füßen niedergelegt ward. Nunmehr kamen viele von Toha's Leuten, und sprachen mit Otu, und zwar, so viel ich merkte, von dem Unternehmen gegen Eimeo. Ich blieb eine Zeitlang neben Otu sitzen, indeß Tohah in seinem Canot sich nicht rührte, und sich auch in keine Unterredung mit uns einließ. Als ich hierauf selbst zu ihm hin ging, fragte er mich sogleich, ob Tuti (Cook) böse auf ihn wäre? Ich erwiederte: Nein! und ich sey beordert, nach Attahuru zu gehen, um ihm dieses zu sagen. Dann hielt Omai eine lange Unterredung mit ihm, wovon ich nichts erfahren konnte. Otu, zu dem ich hierauf zurückkehrte, wünschte daß ich zu Abend essen und mich schlafen legen möchte; um ihm zu willfahren verließ ich ihn, und nahm den Omai mit mir. Ich fragte diesen, warum Toho sich nicht aus seinem Kahne rühre? Er sagte: er habe einen Schaden am Fuß und könne nicht gehen; Otu würde sich aber sogleich mit ihm allein unterreden. Dieses schien auch zuzutreffen, denn bald hernach kamen die Leute zu uns, die wir bey Otu zurückgelassen hatten, und etwa zehn Minuten später traf Otu selbst bey uns ein, und ging mit uns allen in seinem Canot schlafen.

Am folgenden Morgen ward der Awa-Trank reichlich genossen, so daß einer von der übermäßigen Quantität, die er zu sich nahm, völlig von Sinnen kam, und sich in Konvulsionen umher wälzte. Ihrer zwey hielten ihn, und rupften ihm die Haare mit den Wurzeln aus. Von diesem Anblicke wändte ich mich zu einer rührendern Scene, der Zusammenkunft des Tohah mit seiner Frau und einem jungen Mädchen, die, wie ich erfuhr, seine Tochter war. Sie ritzten sich den Kopf

(mit einem scharfen Stein, oder Hayfischzahn) vergossen eine ziemliche Menge Blut und Thränen, wuschen sich dann, umarmten den Erih, und schienen nunmehr ganz ruhig. Das Mädchen hatte gleichwohl noch eine zweyte Operation dieser Art vorzunehmen; denn Terridiri (t. Erih. Tarea,) der Oberea Sohn, kam herzu, und sie ging ihm ganz heroisch entgegen, um dieselbe Ceremonie zu wiederhohlen, womit sie eben ihren Vater bewillkommt hatte. *) Tohah hatte von Eimeo ein großes Kriegskanot mitgebracht, das er nicht erobert, sondern ledig gefunden und weggenommen hatte.

Zwischen zehn und eilf Uhr verließen wir Tittahah, und landeten bald nach Mittag am Marai in Attahuru. Gegen demselben über lagen drey Canots auf dem Strande, und in jedem waren drey Schweine, unter den Sonnendächern der Canots aber noch etwas anderes zur Schau ausgelegt, was aber dieses eigentlich war, konnte ich nicht erkennen. Wir glaubten, die Feyerlichkeit würde Nachmittags vor sich gehen; allein weder Tohah noch Potatau hatten sich eingefunden, mithin konnte nichts vorgenommen werden. Es kam auch ein Oberhaupt von der Insel Eimeo, und legte dem Otu ein kleines Ferken und einen Pisangstamm zu Füssen. Beyde besprachen sich eine Zeitlang, wobey der von Eimeo verschiedentlich Warry, Warry! (falsch, falsch) ausrief. Vermuthlich erzählte ihm Otu, was er von andern gehört, und dieser läugnete es ab.

*) Man findet Nachrichten von der königlichen Familie von Otaheiti in Hawkesworths Sammlung und in meiner Reisebeschreibung. G. F.

Tages darauf (Mittwochs) kamen Tohah und Potatau in acht großen Canots, und landeten unweit des Marai. Verschiedne Oberhäupter schickten dem Otu viele Pisangstämme zu; aber Tohah rührte sich nicht aus seinem Kahn. Hierauf ging die Feyerlichkeit an. Die Priester brachten zwey Bündel zum Vorschein, eines, worin der Maro oder königliche Gürtel gewickelt war, das andere in Gestalt eines großen Zuckerhutes. Man legte sie zu den Füßen eines Grabes, (wenigstens vermuthete ich aus den Aeusserungen der Insulaner daß es ein Grab wäre) und drey Priester setzten sich gegenüber, am andern Ende des Grabes, und hielten einige Pisangstämme, einen Zweig von einem andern Baume, und die Blumenscheide einer Kokospalme in den Händen, wobey jeder für sich Sprüche wiederholte. Von Zeit zu Zeit sangen zwey, bisweilen auch alle drey, ein trauriges Lied, worauf aber das Volk wenig Acht gab. Als das Beten und Singen eine Stunde gedauert hatte, hielt der oberste Priester noch ein kurzes Gebet, und nahm den Maro heraus. Otu stand auf, legte ihn an, und hielt einen Hut oder eine Mütze in der Hand, die mit rothen Federn von dem Tropikvogel, und mit andern von dunklerer Farbe, besetzt war. *) Die drey Priester standen ihm gegenüber, und beteten noch etwa zehn Minuten, worauf ein Mann aus dem versammelten Haufen hervorsprang und das Wort Hiwa! ausrief, welches die Menge mit dem dreymaligen Ausruf Erih! beantwortete. Dies war, wie man mir vorausgesagt hatte, die Hauptsache bey dieser Feyerlichkeit.

*) Also eine Art von Diadem, oder Krone. G. F.

Hierauf ging die ganze Versammlung auf die andere Seite des großen Steinhaufens, wo des Königs Marai befindlich ist, der einem Grabe nicht unähnlich sieht. Hier ward die vorige Ceremonie wiederhohlt, und ebenfalls mit einem dreymaligen Ausruf beschlossen. Dann ward der Maro zusammengewickelt, nachdem vorher seine Pracht durch ein kleines Federnstück vergrößert worden war, welches ein Priester dem Otu, während daß er den Maro trug, überreicht, und Otu selbst daran befestigt hatte.

Nunmehr ging alles Volk nach einer sehr geräumigen Wohnung, dicht bey dem Marai, und setzte sich da mit mehr Ordnung nieder, als wir in ähnlichen Fällen bemerkt hatten. Hier hielt ein Mann aus Tiarrabu eine Rede, welche zehn Minuten lang dauerte; auf ihn folgte ein Redner aus Attahuru, und dann Potatau, der mit mehr Geläufigkeit und Anstand sprach, als alle übrigen; denn mehrentheils können sie nur kurze, abgerissene Sentenzen vorbringen, wobey sie eine etwas ungeschickte Bewegung mit der Hand machen. Nach ihm kam die Reihe an Tuteo, Otu's Redner, und dann an einen Mann aus Eimeo. Auf diesen folgten noch zwey oder drey Reden, auf die man aber weniger achtete. Omai sagte, der Inhalt aller Reden sey: daß sie nicht streiten, sondern Freunde seyn wollten. Verschiedene unter den Rednern drückten sich übrigens mit vieler Wärme aus, so daß es vielleicht nicht ohne einige Vorwürfe, und Protestationen von guter Absicht abging. Als man im besten Sprechen war, kam ein Mann aus Attahuru, der eine Schleuder um den Leib gebunden, und einen großen Stein auf der Schulter

hatte. Er paradirte damit eine Viertelstunde lang in dem offenen Raum, sagte dabey etwas in einem singenden Tone her, und warf hernach den Stein zur Erde. Eben diesen Stein, und einen Pisangstamm, der zu Otu's Füßen lag, trug man, als die Reden geendigt waren, nach dem Marai, wobey einer von den Priestern, und Otu noch etwas hersagten.

Hierauf machten wir uns auf den Weg um nach Oparre zurückzukehren; allein der Seewind, welcher eben herrschte, zwang uns anzulanden, und gab uns also Gelegenheit zu einem angenehmen Spaziergang durch ganz Tittahah bis nach Oparre. Ein Baum, woran ein Büschel trockner Blätter aufgehangen war, bezeichnete die Gränze beyder Bezirke. Der Mann der die Ceremonie mit dem Steine und der Schleuder vorgenommen hatte, begleitete uns, sprach lange mit Otu's Vater, und schien sehr aufgebracht über den Toha und dessen Verfahren zu seyn."

Aus dieser Nachricht sollte man fast vermuthen, daß die Feyerlichkeit nicht eine bloße Danksagung, wie Omai uns gesagt hatte, sondern auch eine Bestätigung des Friedens seyn sollte. Was Herr King ein Grab nennt, war vermuthlich die Stätte, wo, bey Gelegenheit des Menschenopfers, die Ceremonien angingen, und wohin man den Leichnam legte, nachdem man ihn vom Strande gehohlt hatte. In dieser Gegend des Marai bekleiden sie auch ihre Könige zum erstenmal mit dem Maro. Omai war bey der Einsetzung der Könige Otu zugegen gewesen, und beschrieb mir das ganze Ceremoniel, als ich mich in Attahuru befand; und, verschieden die Veranlassung diesmal war, so kam gleich

wohl, nach seiner Beschreibung, jene Feyerlichkeit mit der diesmaligen, wie sie Herr King beschrieben hat, beynahe in allen Stücken überein. Der Pisangstamm, dessen wir so oft erwähnen, ist nicht nur bey gottesdienstlichen Ceremonien, sondern auch bey allen öffentlichen und Privatstreitigkeiten das erste, was herbeygeschaft wird. Er wird auch noch bey andern Gelegenheiten gebraucht; vielleicht bey vielen, wovon wir nichts wissen. So lange Tohah in Eimeo lag, schickte er täglich einen oder mehrere Boten an Otu, von denen jeder allemal einen jungen Pisangstamm in den Händen hielt, und ihn, ehe er noch eine Sylbe sprach, vor Otu's Füßen hinlegte. Erst nach dieser Feyerlichkeit setzte er sich, und bestellte seinen Auftrag. Ich sah einmal zwey Männer so heftig in Worten an einander gerathen, daß ich erwarten mußte es würde zum Raufen kommen; allein als der eine einen Pisangstamm vor den andern hinlegte, wurden beyde gelassener, und setzten ihre Unterredung ohne Hitze fort. Der Pisang ist folglich, mit einem Worte, in jedem Fall der Oelzweig dieses Volks.

Am 26sten kamen alle unsere Freunde an Bord, und brachten uns, weil wir segelfertig waren, mehr Schweine als wir ihnen abnehmen konnten. Unser Salzvorrath war nehmlich verbraucht, wir konnten folglich kein Fleisch mehr einsalzen, und nahmen also nur so viele Schweine mit, als wir frisch verzehren konnten. Am folgenden Morgen begleitete ich den Otu nochmals nach Oparre, und nahm bey dieser Gelegenheit sowohl das Federvieh als die größern Thiere, die ich meinem Freunde übergeben hatte, zum letz-

tenmale in Augenschein. Alle waren in dem hofnungsvollesten Zustande und wurden aufs sorgfältigste gewartet. Zwey Gänse und zwey Enten brüteten schon; die Truthüner und die Pfauhenne aber hatten noch nicht gelegt. Otu gab mir vier Ziegen, und ich nahm mir vor, ein Paar nach Ulietea zu bringen, das andere aber für den Fall, daß ich gegen Norden einige Inseln anträfe, aufzuheben.

Ich muß bey dieser Gelegenheit einen Zug von Otu erzählen, welcher zum Beweise dienen kann, daß es diesen Insulanern nicht an Schlauigkeit und Witz fehlt, sobald es darauf ankommt, eine Absicht zu erreichen. Unter andern Geschenken, hatte ich ihm auch ein Seherohr gegeben. Er behielt es zwey oder drey Tage, ward aber dessen bald überdrüßig, weil er im Grunde auch wohl nicht viel Nutzen davon haben konnte. Um es mit guter Manier an Mann zu bringen, ging er heimlich zum Capitain Clerke, und sagte ihm: weil er immer sein sehr guter Freund gewesen sey, wolle er ihm jezt ein Geschenk bringen, welches ihm gewiß willkommen seyn würde. Aber, setzte er hinzu; Du mußt dich gegen Tuti (Cook) nichts merken lassen, denn er hätte es selber gern, und ich will es ihm nicht geben. Hierauf zieht er das Seherohr, und giebt es dem Capitain, wobey er ihm zugleich versichert, er habe es auf eine rechtmäßige Art bekommen. Capitain Clerke wollte sich weigern es anzunehmen, allein Otu bestand darauf, daß er es behalten sollte. Nach einigen Tagen erinnert er ihn wieder an das Seherohr; der Capitain brauchte es zwar nicht, wollte aber doch dem Otu einen Gefallen erzeigen, und bot ihm vier

Beile zum Gegengeschenk, weil er überzeugt war, daß sie auf der Insel ihren Werth hätten. Otu hatte sie kaum gesehen, so rief er: Tuti hatte mir schon fünf dafür geboten. Wohlan, erwiederte der Capitain, damit dich deine Freundschaft für mich nicht in Verlust setzt, will ich dir sechs Beile geben. Die nahm Otu denn an, doch mit der erneuerten Bedingung, daß man mir von dem ganzen Handel nichts erzählen möchte.

Omai, der hier so viele Kostbarkeiten weggeschenkt hatte, erhielt doch wenigstens Ein Gegengeschenk, welches von einigem Belange war, nehmlich ein schönes doppeltes Segelcanot, vollkommen ausgerüstet, und fertig in See zu stechen. Ich hatte ihm schon vorher eine Sammlung von Englischen Flaggen geschenkt; allein die waren ihm zu kostbar, um sie jezt aufzustecken. Statt dessen pflanzte er an allen Ecken seines Schiffes andere Flaggen und Wimpel auf, deren er sich zehen oder zwölf selbst zusammengeflickt hatte. Seine Wimpel waren ein Gemisch, von Englischen, Französischen, Holländischen und Spanischen Flaggen, denn von diesen vier Nationen hatte er Schiffe gesehen. In diesem Staat zog sein Canot so viel Zuschauer auf sich, als bey uns etwa ein Kriegsschiff, wenn es, an einem Festtage, mit allen Fahnen und Flaggen bekleidet ist. Während meines vorigen Aufenthalts in Otaheiti hatte ich dem Otu einen Englischen Jack *) und Wimpel, und dem Tohah eben-

*) Jack ist die Flagge welche am Bugspriet aufgesteckt wird. G. F.

falls einen Wimpel geschenkt, und beyde wurden noch anjezt mit der größten Sorgfalt aufgehoben.

Omai hatte ferner einen großen Vorrath von Kokosöl und Taheitischem Zeuge eingelegt, weil man hier beydes weit reichlicher und vorzüglicher antrift, so daß es ein Handelsartikel ist. Ohne Zweifel würde er in mehreren Stücken vorsichtiger gehandelt haben, wenn nicht seine Schwester und sein Schwager, nebst einigen ihrer Bekannten, ihn immer umringt hätten, um ihn gänzlich auszuplündern, welches ihnen auch gelungen wäre, wenn ich nicht bey Zeiten ihrer unersättlichen Habsucht Einhalt gethan, und die brauchbarsten Sachen die ihm noch übrig geblieben waren, unter meine Verwahrung genommen hätte. Hiemit wäre indeß wenig ausgerichtet gewesen, wofern ich ihnen erlaubt hätte, mit uns nach Huaheine zu gehen, oder wenigstens uns dorthin zu folgen, wie ihre Absicht war. Statt dessen verbot ich ihnen sich in jener Insel sehen zu lassen, so lange ich in der Nachbarschaft bliebe; und sie kannten mich zu gut, um nicht zu gehorchen.

Am 28sten kam Otu an Bord, und sagte mir, er hätte ein Canot, welches ich doch, als ein Geschenk an den König von Britannien (Erih-rahai-no-Pretane,) mit mir nach England nehmen möchte; es sey dieses das einzige, was er Sr. Majestät schicken könne. Dieser Beweis von Otu's Dankbarkeit rührte mich sehr, denn der Gedanke war völlig sein eigen; niemand von uns hatte ihm den geringsten Wink dazu gegeben, und man sah daraus, daß er sehr gut wisse, wem er die wichtigsten Geschenke zu verdanken habe. Ich glaubte anfänglich, dieses Canot würde ein Mo-

hell eines großen Kriegscanots seyn, allein es war ein kleines gewöhnliches Eiwahah (e-Waá) oder doppeltes Canot, welches ungefähr sechzehn Schuh in der Länge hatte, und für diese Gelegenheit gebaut zu seyn schien. Ueberall waren geschnitzte Verzierungen angebracht, wie an allen ihren Fahrzeugen. Ich mußte ihm für seine gute Absicht danken, ohne das Canot, weil es zu viel Raum erfordert hätte, an Bord nehmen zu können, womit ihm freylich mehr gedient gewesen wäre.

Einige schwache Westwinde, die mit Windstillen abwechselten, hielten uns einige Tage länger, als ich wollte, in der Bay zurück. Die ganze Zeit über drängten sich unsere Freunde von allen Seiten herzu, so daß es auf unsern Verdecken von Menschen wimmelte, und rund umher lag eine große Menge Canots; denn keiner wollte die Nachbarschaft von Matavai verlassen, bis wir abgesegelt wären. Endlich am 29sten, um drey Uhr Nachmittags, fand sich der Ostwind ein, und wir lichteten sogleich unsere Anker. Sobald die Schiffe unter Segel waren, ließ ich, auf Otu's Verlangen, und um die Neugier des Volks zu befriedigen, sieben scharfgeladene Kanonen abfeuern. Hierauf verließen uns alle unsere Freunde, ausgenommen Otu und noch ein Paar andere, unter den lebhaftesten Ausdrücken von herzlicher Zuneigung und Betrübniß über unsere Trennung. Otu wollte sehen, wie unsere Schiffe segelten; ihm zu gefallen stach ich also in See, und lief dann wieder in die Bay, worauf auch er von uns Abschied nahm, und in seinem Canot an Land ging.

Nach so vielen wiederhohlten Besuchen, die wir innerhalb wenigen Jahren hier abgelegt hatten, war es kein Wunder, daß die Einwohner fest überzeugt schienen, wir würden den Umgang mit ihnen auch noch künftig fortsetzen. Otu schärfte mir besonders ein: den Erih-rahai-no Pretane, (den König von England) in seinem Namen zu bitten, er möchte ihm, mit den nächsten Schiffen, rothe Federn und die Vögel welche dergleichen haben, ferner Beile, und ein halbes Dutzend Flinten, nebst Pulver und Bley schicken; vor allen Dingen aber ja nicht Pferde vergessen.

Im Vorhergehenden habe ich gelegentlich verschiedene ansehnliche Geschenke erwähnt, die mir Otu machte, ohne zugleich meine Gegengeschenke anzugeben; es ist aber unter den hiesigen Einwohnern üblich, daß sie, so oft sie ein Geschenk machen, dabey sagen, was sie dagegen erwarten, so, daß dieser Handel uns oftmals theurer zu stehen kam, als der gewöhnliche Tauschhandel. Wenn wir hingegen Mangel an frischen Lebensmitteln hatten, und dergleichen auf keine andre Art erhalten konnten, so wandten wir uns nur an unsre Freunde, und erhielten einen frischen Vorrath, unter der Benennung eines Geschenks. Ich pflegte für jedes Geschenk dieser Art mehrentheils auf der Stelle zu bezahlen; doch muste ich den Otu hiervon ausnehmen, dessen Geschenke gewöhnlich so schnell auf einander folgten, daß wir beyderseits keine Rechnung hielten. Ich gab ihm alles was er verlangte, wenn ich es entbehren konnte; und seine Forderungen waren jederzeit billig.

Ich würde viel länger in Otaheiti geblieben seyn, wenn es mir gelungen wäre, den Omai daselbst zu etabliren; denn besser und wohlfeiler konnten wir nirgends Erfrischungen erhalten, als wir sie hier bis zu unserer Abreise eintauschten; und der Grad von Herzlichkeit und von wechselseitigem Vertrauen, der zwischen uns und den Einwohnern herrschte, ließ sich anderwärts auch nicht erwarten. Es verdient angemerkt zu werden, daß diesesmal nicht ein einziger ungünstiger Zufall irgend einer Art, den freundschaftlichen Umgang mit den Einwohnern unterbrochen hatte, und nie ein Diebstahl von einigem Belang vorgefallen war. Indeß will ich damit eben nicht behaupten, daß sie in der Sittlichkeit weiter gekommen wären, als ehedem; vielmehr glaube ich, daß die Furcht den Handel unterbrochen zu sehen, das meist zu ihrem guten Verhalten hat. Der größte Vortheil dieses Handels ward jederzeit den Vornehmen zu Theil; also war diesen selbst am meisten daran gelegen, gute Ordnung aufrecht zu halten, und alles Stehlen und Plündern zu verhüten. Dazu kam noch, daß ich gleich bey meiner ersten Unterredung mit den Oberhäuptern diesen Punkt in Erwähnung gebracht und abgethan hatte. Ich wußte schon, daß ein außerordentlicher Ueberfluß auf der Insel herrschte, und hatte auch bemerkt, wie äußerst begierig die Einwohner auf allerley Sachen waren, die wir mitgebracht hatten; folglich machte ich mir beydes zu Nutze, und gab sehr deutlich zu verstehen, ich würde mich diesesmal nicht, wie ehedem, bestehlen lassen. Omai kam bey dieser Gelegenheit sehr zu Statten, denn er mußte ihnen die guten Wirkungen ihrer Ehr-

lichkeit, und den Nachtheil eines entgegengesetzten Betragens, vorstellen.

Die Oberhäupter können freylich nicht jedem Diebstahl vorbeugen, denn oft werden sie selbst bestohlen, worüber sie öfters klagten. Otu ließ die kostbarsten Sachen, die ich ihm gegeben hatte, bis zum Tage meiner Abreise in meiner Verwahrung, weil sie, wie er sagte, nirgends so sicher wären. In der That muß die Neigung zum Stehlen, seit der Einfuhr so vieler Reichthümer, ehe zu- als abgenommen haben; deswegen verlangten auch die Oberhäupter jezt fleißig nach Kisten, und hielten einige, die sie von den Spaniern erhalten hatten, in sehr hohem Werthe. Ich ließ dem Otu eine machen, deren Maße er selbst angab; sie sollte nehmlich acht Schuh lang, fünf breit, und drey tief seyn, weil Schlösser und Riegel zur Sicherheit nicht hinreichend sind, sondern überdies noch ein Paar Kerle des Nachts darauf schlafen müssen, um sie desto besser zu hüten.

Unter die Merkwürdigkeiten, die Beziehung auf den Charakter dieses Volks haben, gehört auch der Umstand, daß wir, bey aller unserer Kenntniß von der Taheitischen Sprache, und mit einem Dollmetscher wie Omai, gleichwohl von der Ankunft und Abreise der Spanier und von der Dauer ihres Aufenthalts nichts Bestimmtes erfahren konnten. Je mehr wir diese Sache nachforschten, desto gewisser wurden wir überzeugt, daß die Schwierigkeit in der Unfähigkeit des Volks selbst liege, sich den Zeitpunkt einer Begebenheit zu erinnern, die vor mehr als zwanzig Monaten

vorgefallen ist. So viel erhellte indeß aus der Aufschrift an dem von den Spaniern errichteten Kreuze, daß, bald nach meiner Abreise von Matavai im May 1774, zwey von ihren Schiffen zu O-Aitepiha angekommen sind. Mit diesen kam sowohl das vorhinerwähnte Haus, als auch das lebendige Vieh nach Otaheiti. Einige behaupteten, daß sie beydes ans Land gesetzt, einige Leute dabey zurückgelassen, und dann zehn Tage lang Jagd auf mich gemacht hätten; allein diesen Umstand muß ich in Zweifel ziehen, da sie weder nach Huaheine noch nach Ulietea (o-Raietea) gekommen sind *). Das Spanische Vieh bestand in einem Stier, etlichen Ziegen, Schweinen und Hunden, und dem Männchen einer andern Thierart, welches, wie wir hernach erst erfuhren, ein Schafbock war, den man nach Bolabola geführt hatte, wohin auch der Stier bestimmt war.

Die spanischen Schweine sind von großer Art, und haben, wie man deutlich sieht, die auf der Insel einheimische Race schon sehr merklich verbessert. Die

*) Gleichwohl hatte sich schon damals, nehmlich während der Zeit daß wir im Hafen Hamaneno auf o-Raietea vor Anker lagen, das Gerücht verbreitet, es wären Schiffe in Huaheine angelangt. Wahrscheinlich hatte diese Nachricht wenigstens so viel Grund, daß man auf den Societäts-Inseln bereits erfahren haben konnte, es wären Spanische Schiffe in O-Taheiti angekommen.

G. F.

Ziegen sind in Otaheiti gegenwärtig schon so zahlreich, daß es beynahe keinen Befehlshaber von einiger Wichtigkeit giebt, der nicht einige unter seine Reichthümer zählte. Was die spanischen Hunde betrift, so hätten die guten Herren meines Erachtens der Insel einen viel wesentlichern Dienst geleistet, wenn sie sie lieber alle aufgeknüpft oder ersäuft, als hiergelassen hätten; denn einer von diesen Hunden zerriß meinen jungen Capschen Schafbock.

Diese Schisse ließen bey ihrer Abreise vier Mann zurück, nämlich zwey Priester, einen Bedienten, und einen vierten, den die Taheitier Matima nannten, und der sich bey ihnen sehr beliebt zu machen gewußt hatte. Er mußte ihre Sprache vollkommen erlernt, oder wenigstens verständlich gesprochen, zugleich aber sich alle ersinnliche Mühe gegeben haben, den Einheimischen die erhabensten Begriffe von der Größe der spanischen Nation beyzubringen, und diejenigen, die sie von den Engländern hegten, herunter zu stimmen. Er hatte ihnen sogar weiß gemacht, die Engländer existirten nicht mehr als ein unabhängiges Volk; Britannien (Pretane) sey nur ein kleines Eiland, welches die Spanier gänzlich vernichtet hätten; mich hatten sie unterweges angetroffen, und mein Schiff mit aller Mannschaft an Bord, durch etliche Kanonenschüsse in Grund gebohrt, so daß meine diesmalige Ankunft den Otaheitiern desto unerwarteter war. Außerdem hatte er ihnen noch manches andre Mährchen von gleicher Glaubwürdigkeit aufgebunden. Allein, wenn Herabwürdigung der Englischen Nation die ganze Absicht der Spa-

nier

nier bey dieser Ausrüstung gewesen ist, so haben sie ihren Endzweck sehr verfehlt; denn meine Wiederkehr nach Otaheiti, sahen die Einwohner für die vollständigste Wiederlegung alles dessen an, was Matima erzählt hatte.

In welcher Absicht die Priester hier blieben, läßt sich freylich nur errathen; allein wenn sie wirklich jemanden haben bekehren wollen, so ist ihnen dieses gänzlich fehlgeschlagen. Doch scheint dies nicht ihr Geschäft gewesen zu seyn; denn die Einwohner versicherten uns, sie hätten sich nie, weder über Religionssachen, noch über sonst etwas, mit ihnen in Unterredung eingelassen, sondern wären stets in dem Hause zu O-Aitepiha geblieben, indeß Matima überall auf der Insel umhergeschwärmt wäre. Nachdem sie sich zehn Monat auf der Insel aufgehalten hatten, kamen zwey Schiffe wieder nach O-Aitepiha, nahmen die Leute an Bord, und gingen nach fünf Tagen nochmals unter Segel. Die Spanier haben also, was auch ihre Absicht auf der Insel gewesen seyn möge, für diesmal wenigstens, alles aufgegeben. Gleichwohl erzählte mir Otu und viele andere, daß sie den Einwohnern vor ihrer Abreise gesagt hätten: sie würden wieder kommen, Häuser bauen, Thiere aller Art, nebst Männern und Weibern mitbringen, die sich hier niederlassen, und Zeitlebens bey ihnen wohnen sollten. Otu fügte noch hinzu, daß er auf diesen Fall entschlossen wäre, sie nicht nach Matavai-Fort kommen zu lassen, weil dieses uns gehöre; allein im Ganzen sahe man leicht, daß ihm der Vorschlag nur zu sehr gefiel, indem er es sich

nicht träumen ließ, daß eben dies, wenn es einst in Erfüllung ginge, ihn um seine Oberherrschaft und sein Volk um ihre Freyheit bringen würde. Schon aus diesem Zuge läßt sich abnehmen, wie leicht eine Niederlassung auf Otaheiti gemacht wäre, die indessen wie ich hoffe, niemals Statt finden wird. Unsere Besuche können den Einwohnern in mancher Rücksicht nützlich geworden seyn; aber eine bleibende Niederlassung, auf den Fuß wie die meisten Europäischen Niederlassungen unglücklicherweise eingerichtet werden, würde wahrscheinlich genug die traurige Folge nach sich ziehen, daß die Insulaner bald den Tag verwünschen müßten, da ein Europäisches Schiff sie zuerst entdeckte. Zum Glück ist es sehr unwahrscheinlich, daß je im Ernst ein solcher Schritt gethan werden sollte, da weder der Ehrgeiz einer Nation, noch die Habsucht eines Privatmannes dabey interessirt seyn kann.

Ich habe bereits oben erwähnt daß mich einer von den beyden Taheitiern, die in Lima gewesen, besucht hätte; zu meinem Erstaunen sah ich ihn seitdem nie wieder, ob ich ihn gleich mit ungewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen empfangen hatte. Vielleicht hat ihn indeß Omai, durch üble Begegnung, zurückgescheucht, damit nicht ein anderer Reisender mit ihm in Vergleich kommen möchte. Es kam ihm nunmehr zu statten, daß wir zu Teneriffa gewesen waren, und er wußte sich nicht wenig damit, daß er eben so gut als jener, einen Spanischen Ort besucht habe. Den zweyten Insulaner, der in Lima gewesen ist, habe ich nicht angetroffen; Herr Capitain Clerke aber hatte ihn ge-

ehen, und beschrieb ihn mir als einen gemeinen Kerl, er nicht recht bey Sinnen wäre, welches seine eigne andsleute bestätigten. Im Grunde hielt man auf eyde Abentheurer nicht viel, denn sie waren nicht so eichlich mit Kostbarkeiten ausgestattet, als Omai, ach Hause gekommen, dessen eigene Schuld es seyn ird, wenn er, nach allen Vortheilen die ihm seine eise nach England eingebracht hat, je wieder seine nze Wichtigkeit verlieren sollte.

Vier und zwanzigstes Hauptstück.

Ankunft zu Eimeo. Beschreibung zweyer daselbst befindlichen Häfen. Besuch von Maheine, dem Oberhaupt dieser Insel. Schilderung seiner Person. Es wird eine Ziege gestohlen aber wieder zurückgegeben und auch der Dieb ausgeliefert. Man stiehlt eine Zweyte, und verbirgt sie. Maßregeln, welche bey dieser Gelegenheit ergriffen werden. Expedition queer durch die Insel. Häuser und Canots in Brand gesteckt. Auslieferung der Ziege und Friedensschluß. Einige Nachrichten von der Insel.

Ich blieb bey meinem Entschluß nach Eimeo zu gehen, und steuerte am 30sten Morgens, nach der Nordspitze dieser Insel, wo der Hafen liegt, den ich untersuchen wollte. Omai war in seinem Canot lange voraus angekommen, und hatte einige Veranstaltungen getroffen, um uns den Eingang zu zeigen. Es fehlte uns überdies nicht an Lootsen, denn wir hatten einige Männer und eine ziemliche Anzahl Frauenzimmer von O-Taheiti mitgenommen. Allein ich fand es nicht rathsam, mich gänzlich auf solche Führer zu verlassen, und schickte daher zwey Boote voraus, die den Hafen untersuchen mußten. Erst nachdem ich Signal mich benachrichtigt hatte, daß der Ankerplatz gut sey, lief ich ein, und ankerte in zehn Faden Tie-

auf weichem Schlammgrunde, ganz am Ende des Hafens, so daß ich das Schiff mit einem kleinen Tau am Lande befestigen ließ.

Dieser Hafen heißt Talu, liegt auf der Nordseite der Insel, im Bezirk O-Bunohu, oder Punohu, und erstreckt sich südwärts, zwischen Bergen, ungefähr zwey Englische Meilen (*miles*) in die Länge. Ich kenne in allen Inseln dieses Oceans fast keinen sicherern und bequemeren Hafen; denn er hat einen Vorzug, welcher den meisten andern fehlt, diesen nemlich, daß man mit dem herrschenden Passatwinde gleich bequem hinein und heraus segeln kann. Es fallen verschiedne Bäche in denselben, wovon einer im innersten Theil des Hafens so beträchtlich ist, daß die Boote eine Viertelmeile weit hinauf ruderten um daselbst frisches Wasser einzufüllen. An den Ufern dieses Baches wächst überall der Purubaum, (*Hibiscus tiliaceus*, der Linden-Eibisch,) den die Einwohner nicht achten, ob er gleich gutes Brennholz liefert; folglich hat man hier Gelegenheit, sich leicht mit Holz und Wasser zu versehen.

Etwa zwey Meilen ostwärts, auf eben dieser Seite der Insel, liegt ein noch größerer Hafen, Namens Parau-roa, dessen Einfahrt aber oder die Oeffnung im Rief, (welches letztere, beyläufig gesagt, die ganze Insel umgiebt) weit enger ist, und dem Hafen unter dem Winde liegt. Diese beyden Unbequemlichkeiten sind so auffallend, daß Talu stets einen entschiedenen Vorzug behaupten muß. Sonderbar ist es, daß ich dreymal in Otaheiti gewesen war, und einmal sogar ein Boot nach Eimeo geschickt hatte, ohne bis

jezt zu erfahren, daß es einen Hafen hätte; ja, ich hatte sogar das Gegentheil geglaubt. Gleichwohl giebt es, außer jenen beyden, auf der Südseite dieser Insel, noch ein paar andere, die aber weniger bedeuten.

Kaum hatten wir die Anker geworfen, so wimmelte es schon auf unsern Schiffen von Einwohnern. Allein diesmal hatte sie bloß die Neugier zu uns geführt, denn keiner brachte das mindeste zum Tauschhandel mit. Am folgenden Morgen aber kamen, aus entlegenern Bezirken, mehrere Canots mit einer Menge Brodfrucht und Kokosnüssen, und einigen Schweinen, welche sie gegen Beile, Nägel und Glaskorallen vertauschten, indem die rothen Federn hier weniger gesucht wurden als in Otaheiti. Ich hatte irgendwo gehört, daß man die Ratten aus dem Schiffe los werden könnte, wenn man es so dicht als möglich an den Strand brächte und ihnen, vermittelst ans Ufer befestigter Stricke, einen Fußsteig bis ans Land machte. Ich versuchte dieses Mittel hier, weil die Ratten uns nur zu sehr plagten; allein ich glaube schwerlich, daß wir auf diese Art einige los geworden sind.

Tages darauf besuchte mich Maheine, das Oberhaupt dieser Insel. Er näherte sich dem Schiff mit großer Behutsamkeit, und wir mußten ihm erst zureden, ehe er an Bord kommen wollte. Vielleicht hatte er einige Furcht vor uns, als offenbaren Freunden der Otaheitier; denn hier zu Lande begreift man nicht, wie man jemandes Freund seyn, und dennoch nicht gemeinschaftliche Sache mit ihm gegen seine Feinde machen kann. Mit dem Maheine zugleich besuchte uns auch seine Gemahlin, eine Schwester des O-Amo in

Otaheiti, der daselbst seit meiner letzten Abwesenheit verstorben war. Ich schenkte beyden, was ihnen das kostbarste zu seyn schien. Nach einer halben Stunde gingen sie wieder an Land, brachten mir aber bald darauf ein großes Schwein zum Gegengeschenke, wofür ich ihnen in einem neuen Geschenk den vollen Werth gab. Dann besuchten sie auch Herrn Capitain Clerke.

Maheine, der sich mit wenigen Anhängern gleichsam unabhängig von Otaheiti erhält, ist zwischen vierzig und funfzig Jahr alt, und kahlköpfig, welches hier, in einem solchen Alter, etwas ungewöhnliches ist. Er trug deshalb einen Turban, und schämte sich den Kopf zu entblößen, wiewohl ich nicht entscheiden kann, ob sie selbst die Glatze für unehrbar halten, oder nur befürchteten, daß sie uns so vorkommen möchte. Zu der letzteren Meynung hatten wir vielleicht selbst Anlaß gegeben; denn ich hatte einem ihrer Landsleute, der bey einem Diebstahl ertappt wurde, den Kopf scheeren lassen; sie mochten folglich schließen, dies sey bey uns die gewöhnliche Strafe des Diebstahls, und schöpften aus eben dem Grunde großen Verdacht gegen die Ehrlichkeit von einigen unserer Herren, die eben nicht allzu viele Haare auf dem Kopfe hatten.

Abends machte ich mit dem Omai einen Spatzierritt längs dem Strande nach Osten hin. Unser Gefolge war nicht sehr zahlreich, weil Omai den Einwohnern befohlen hatte, sie sollten zurück bleiben, und die meisten, aus Furcht mich zu beleidigen, ihm gehorchten und ihrer Neugier Gewalt anthaten. In eben diesem Hafen hatte neulich Tohah mit seiner Flotte gelegen, als er mit Maheine Krieg führen wollte.

So wenige Tage auch die Feindseligkeiten gedauert hatten, so merklich waren gleichwohl die Spuren davon; überall sahe man die Bäume ihrer Früchte beraubt, und alle Häuser in der Nachbarschaft niedergerissen oder gar in Asche gelegt.

Die folgenden drey Tage beschäftigten uns unsre Branntweinfässer, deren Boden wir mit Theer beschmieren mußten, um dem Schaden Einhalt zu thun, den ein kleines Insekt an ihnen verursachte. Sobald diese Arbeit geendigt war, ließ ich das Schiff vom Ufer abziehen, in der Absicht am folgenden Tage unter Segel zu gehen; allein es kam ein Vorfall dazwischen, der mir viele Mühe machte. Wir hatten bisher unsere Ziegen den Tag über jederzeit unter der Aufsicht zweyer Matrosen am Land grasen lassen; allein dieser Vorsicht ungeachtet, hatten die Einwohner diesen Abend eine davon gestohlen. Der Verlust einer Ziege war an sich von keinem Belang, aber er hätte diesmal meine Absicht vereitelt, die andern Inseln mit dergleichen Thieren zu besetzen, und ich mußte sie folglich wieder zu bekommen suchen. Man brachte uns am folgenden Morgen Nachricht, die Ziege sey an den Befehlshaber der Insel, Maheine, der sich jezt in Parau-roa aufhielt, abgeliefert worden. Ein paar alte Männer waren erbötig, meinen Leuten, die ich deshalb ausschickte, als Wegweiser zu dienen, und setzten sich mit ihnen in das Boot. Ich ließ dem Maheine, unter Bedrohung, ansagen, er möchte die Ziege sowohl als den Dieb sogleich ausliefern.

Nur noch Tages zuvor hatte er mich um ein paar Ziegen gebeten; allein ich willigte um so weniger in die-

ses Verlangen, weil ich sie nicht anders als auf Kosten anderer mehr entlegener Inseln hätte hier lassen können, woselbst, wie ich wußte, bereits Ein Paar vorhanden waren. Um ihm indeß meinen guten Willen zu zeigen, gab ich in seiner Gegenwart dem Teidua, einem otaheitischen Vornehmen, den Auftrag, den König Otu in meinem Namen zu bitten, er möchte dem Maheine ein paar Ziegen schicken, und damit diese Bitte nicht fehlschlüge, schickte ich dem Otu, durch denselben Mann ein Federnstück, welches ein paar Ziegen werth war. Auf die Art glaubte ich nunmehr den Maheine befriedigt zu haben; allein der Erfolg bewies das Gegentheil.

Indem ich meine Maaßregeln nahm, um mir das entwendete Thier wieder zu verschaffen, ließ ich die übrigen Ziegen nochmals ans Land setzen, in der völligen Ueberzeugung, daß es sich niemand unterstehen würde, noch eine zu stehlen; allein als man sie am Abend in das Boot setzte, um sie wieder an Bord zu bringen, zeigte es sich, daß die Einwohner dennoch Mittel gefunden hatten, eine davon unbemerkt wegzutreiben. Ob sie gleich auf der Stelle vermißt wurde, und zehn oder zwölf der Eingebohrnen nach allen Gegenden ausgingen, um sie aufzusuchen, so war und blieb sie doch verloren. Die Einwohner behaupteten zwar alle steif und fest, daß niemand sie gestohlen hätte, und daß sie sich blos verlaufen haben müsse; auch ich selbst war dieser Meinung, bis ich endlich merkte, daß von allen Einwohnern, die ich ausgeschickt hatte, nicht ein einziger wieder kam, sondern daß sie mich durch diese List blos hingehalten hätten, um ihre Beute desto sich-

rer entführen zu lassen. Die Nacht verhinderte übrigens für jezt alles weitere Nachforschen. Zu eben dieser Zeit kam mein anderes Boot von Maheinen zurück, und brachte nicht nur die erste Ziege mit, sondern auch, was in diesen Inseln ohne Beyspiel war, einen von den Dieben.

Am folgenden Morgen sah ich, daß sich alle Einwohner aus der Nachbarschaft weggemacht, und sogar einen Leichnam der den Schiffen gegenüber auf einem Gerüst oder Tupapau lag, mit sich fort geschleppt hatten. Maheine hatte sich in die entlegenste Gegend der Insel retirirt; kurz alles zeigte, daß man bey der Entführung der Ziege planmäßig verfahren, und fest entschlossen sey, sich dieselbe diesmal nicht wieder nehmen zu lassen. Ich hatte aber meinen Kopf eben so hartnäckig darauf gesetzt, daß sie dieses Thier, welches noch dazu trächtig war, durchaus nicht behalten sollten. Zu dem Ende wendete ich mich wieder an die beyden Alten, die zur Wiedererstattung der vorigen behülflich gewesen waren. Sie sagten mir, Hamoa, das Oberhaupt des Bezirks Watia auf der Südseite der Insel, habe sie bis dorthin geführt; wenn ich aber jemanden zu ihm schickte, um sie abfordern zu lassen, würde man sie mir ausliefern. Auch waren sie erbötig meine Leute zu Lande dorthin zu führen; weil ich aber zu gleicher Zeit von ihnen erfuhr, daß ein Boot in einem Tage bequem hin und zurückreisen könnte, zog ich diesen Weg vor, und schickte Herrn Roberts und Herrn Schuttleworth, zwey Unteroffiziere, dorthin ab, und befahl ihnen: falls das Boot nicht dicht anlanden könnte, sollte einer darin bleiben, indeß der

andere mit ein paar von unsern Leuten den Wegweisern folgte.

Spät am Abend kam das Boot unverrichteter Sachen wieder. Herr Schuttleworth berichtete mir: er sey, nachdem das Boot so nahe gekommen als es die Felsen und Untiefen erlaubt hätten, nebst zwey Seesoldaten und einem Wegweiser ausgestiegen, und nach der Wohnung des Hamoa, in Watia gegangen. Hier hätte man vorgegeben, es sey schon nach der Ziege geschickt worden, und man werde sie bald bringen. Mit dergleichen Nachrichten hätte man ihn bis zum Abend hingehalten, und er habe sich endlich genöthigt gesehen, nach dem Boot zurückzukehren.

Jezt war es mir freylich leid, daß ich mich so weit in die Sache eingelassen hatte; allein nunmehr durfte ich sie nicht stecken lassen, wenn ich nicht den Einwohnern anderer Inseln dadurch gleichsam einen Freybrief ertheilen wollte, uns ohne Furcht vor Strafe zu plündern. Ich befragte den Omai und die beyden Alten, was nun zu thun wäre, und sie riethen mir, ohne allen Anstand, mit einer starken Mannschaft an Land zu gehen, und jeden der uns vorkäme, über den Haufen zu schießen. Das Unmenschliche dieses Vorschlags verwarf ich, ohne jedoch die Expedition ins Land aufzugeben. Ich ging daher am neunten (October) bey Tages Anbruch, mit fünf und dreyßig von meinen Leuten, einem von den alten Männern, und Omai, nebst drey oder vieren seiner Leute, ans Land, um die Insel zu durchziehen, indeß Herr Lieutenant Williamson mit drey bewafneten Booten, uns entgegen, um die westliche Gegend der Insel lief.

Die wenigen Einwohner, die sich noch hier in der Nachbarschaft aufhielten, ergriffen bey unserer Landung die Flucht. Der erste der uns aufstieß, lief Gefahr sein Leben zu verlieren, indem Omai, in der völligen Ueberzeugung ich würde seinen Rath in allen Stücken befolgen, ihn kaum gewahr ward, als er mich schon fragte, ob er losdrücken dürfe? Aber ich befahl ihm und unserm Wegweiser, sie sollten bekannt machen, daß ich keinem Einwohner Leid zufügen, viel weniger einen ums Leben bringen wollte. Diese frohe Nachricht flog schnell wie ein Blitz vor uns her, und hatte die erwünschte Wirkung, daß weiter keiner sein Haus oder seine Arbeit verließ.

Indem wir über den Rücken des Berges stiegen, zogen wir Nachricht ein, daß man die Ziege vor uns her dorthin getrieben habe, wohin unser Weg läge, und noch nicht über den Berg seyn könne. Allein bey den obersten Pflanzungen erfuhren wir, sie wäre freylich die erste Nacht über dort gehütet worden, aber Hamoa habe sie bereits am folgenden Morgen nach Watia geführt. Wir stiegen also ohne weitere Erkundigung hinab, kamen nach Watia, ließen uns Hamoa's Wohnung zeigen, und hatten in Gedanken die Beute schon wieder erjagt; allein bey unserer Ankunft wollte kein Mensch die Ziege gesehen haben, und Hamoa selbst kam hervor und betheuerte uns eben dasselbe.

Indem wir hier anlangten, hatte ich in den Gebüschen einige Kerle mit Keulen und Spießen in der Hand hin und her laufen sehen. Omai war ihnen gefolgt, allein sie hatten mit Steinen nach ihm geworfen; vielleicht waren sie also anfänglich Willens, sich

mit Gewalt uns zu widersetzen, und legten dieses Vorhaben erst dann bey Seite, als sie die Stärke unseres Haufens inne geworden waren. Was mich in dieser Muthmaßung bestätigte, war der Umstand, daß ihre Häuser alle leer standen. Ich ließ einige Leute zusammensuchen, denen Omai das Unschickliche ihres Betragens vorhalten mußte, da ich doch sehr wohl wisse, das Thier sey noch in ihren Händen. Er mußte es ihnen zugleich nochmals abfordern, und im Verweigerungsfall sie versichern, daß ich ihre Wohnungen und Canots verbrennen würde. Omai mochte aber sagen was er wollte, so blieben sie hartnäckig dabey, daß sie nicht das mindeste von unserer Ziege wüßten. Hierauf ließ ich also gleich sechs bis acht Häuser und zwey oder drey dabey befindliche große Kriegscanots in Brand stecken. Sobald sie verbrannt waren, marschirten wir auf unsere Boote zu, welche ungefähr sieben oder acht (kleine Englische) Meilen entfernt lagen, und verbrannten unterweges noch sechs andere Kriegscanots. Bey dem allen regte sich niemand wider uns; im Gegentheil leisteten uns viele, wenn nicht gutwillig, doch aus Furcht noch hülfliche Hand. An einem Orte war Omai eine Strecke vorausgegangen, und brachte die Nachricht zurück, daß sich ein Haufe zusammenrotte, um uns anzugreifen. Wir machten uns augenblicklich gefaßt, sie zu empfangen; allein anstatt Feinde zu Gesicht zu bekommen, waren es Supplikanten, die mir ihre Pisangstämme zu Füßen legten, und dabey baten, daß ich ein Canot in der Nähe verschonen möchte, welches ich denn auch ohne Bedenken that.

Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir endlich unsere Boote, im Bezirk Wharra-radi, der dem Tiarratabunui (t' Erih-tabu-nui) gehörte. Dieser Erih, war mit den vornehmsten Personen aus dieser Gegend ins Gebirge geflohen; allein ich berührte nicht das geringste von ihrem Eigenthum, weil sie Otu's Freunde waren. Nach einer Stunde Rast, schifften wir uns ein, und kamen gegen acht Uhr Abends bey den Schiffen an, wo man eben so wenig erfreuliches, als wir, von der fehlenden Ziege erzählen konnte.

Am folgenden Morgen schickte ich in der Frühe einen von Omai's Leuten an den Maheine, und ließ ihm sagen: wenn er dabey bliebe, die Auslieferung zu verweigern, so würde ich ihm auf der ganzen Insel kein Canot übrig lassen, und die Feindseligkeiten so lange fortsetzen, bis er das gestohlene Thier zurückgebe; und damit der Bote sähe, wie ernstlich ich es meynte, schickte ich den Schiffszimmermann ans Land, um drey bis vier Canots, die in der Bay am Strande lagen, in Stücken zu zerschlagen. Die dazu gehörigen Planken ließ ich an Bord bringen, um dem Omai an dem Orte, wo er sich künftig niederzulassen gedachte, ein Haus zu bauen. Nachher besuchte ich, unter hinreichender Bedeckung, den andern nahgelegenen Hafen, und ließ daselbst noch drey bis vier Kähne zerschlagen, und eben so viele verbrennen. Als ich um sieben Uhr Abends an Bord zurückkehrte, fand ich, daß man die Ziege bereits vor einer halben Stunde wiedergebracht hatte. Ich erkundigte mich genau nach dem Orte woher sie gekommen wäre, und fand, daß es eben der-

elbe war, wo die Einwohner Tags zuvor nichts da- von hatten wissen wollen *).

*) Den Besitz einer Ziege hatte der wackere Cook mit der Vernichtung von ein Dutzend Häusern und Canots nun freylich etwas theuer erkauft. Allein so viel ich urtheilen kann, fällt dasjenige, was in seinem Verfahren tadelhaft scheinen möchte, nicht sowohl auf ihn, als auf die Europäer überhaupt zurück, die irgend eine Triebfeder, es sey nun Habsucht, oder Politik, oder edle Wißbegierde, zu Entdeckungsreisen antreibt. Vorfälle von dieser Art sind, wenn man die Sache kaltblütig beurtheilt, von solchen Reisen unzertrennlich; und Cooks Absichten im gegenwärtigen Falle waren gewiß so redlich gemeynt, daß man ihn selbst bedauern muß, indem er Ernst und Strenge nothwendig fand. Die übrigen Societäts-Inseln, wohin die Reise ging, sollten mit diesem Vieh besetzt werden; und überdem war es allerdings von der größten Wichtigkeit, daß unsere Reisenden sich nicht ungestraft bestehlen ließen, damit nicht, durch allzugroße Nachsicht, einst ein wichtigerer Vorfall dieser Art veranlaßt würde, und hernach weit strengere Maasregeln nöthig machte. Ohnehin war man auf den Inseln Huaheine und o-Rajetea (oder Ulietea, wie man irrig schreibt) von der Macht der Europäer nicht so deutlich überzeugt worden, als in Otaheiti, und es waren dem zufolge zu verschiedenenmalen verdrüßliche Auftritte daselbst vorgefallen, wobey nur wenig an offenbaren Feindseligkeiten fehlte. Folglich war ein Beyspiel, welches bewies, daß sich die Fremden Recht zu schaffen wüßten, in Eimeo nicht so ganz am unrechten Orte angebracht, weil die Einwohner, wegen der Nähe von Otaheiti, besser als die Bewohner anderer Inseln wußten, wie mächtig die Europäer wären, und also keinen Widerstand wagten. Wie kann man es einem Menschen, oder

Dieses mühvolle und gewissermaßen unglückliche Geschäft konnte in der That den Einwohnern selbst kein leb

einer Gesellschaft verdenken, daß sie, unter was für Umständen es auch sey, ihr Eigenthum behauptet, so lange sie kann? Zumal, wenn sie im Vernachläßigungsfall Gefahr läuft, alles einzubüßen? Eine andere Frage ist es allerdings, ob der Vorwitz der Europäer, außer Landes zu reisen, und unberufen fremde Völker zu besuchen, sich rechtfertigen lasse oder nicht. Kann es dargethan werden, daß der Vortheil der Entdeckungsreisen alle Bedenklichkeit in Ansehung ihrer Befugniß überwiegt; oder auch nur, daß man die Thätigkeit des Menschen, die auch in diesem Falle so bewundernswürdiger Entwicklung fähig ist, nicht einschränken dürfe: so muß man sie zugleich über die kleinen Unannehmlichkeiten hinweg setzen, welche von dergleichen Unternehmungen unzertrennlich sind; und gewärtig seyn, daß das Schicksal hier keine Ausnahmen im Lauf der Dinge machen, sondern, wie allenthalben, Gewinn und Verlust, Nutzen und Schaden, Wachsthum und Zerstöhrung an einander geknüpft haben werde. — — Uebrigens ist die obige Erzählung des Vorfalls in Eimeo, eine von den Stellen, welche jene Dunkelheit aufhellen, worüber man bey der vorläufigen Nachricht eines Ungenannten von der letzten Forsterischen Reise so oft zu klagen hat. Kann man den ehrlichen Capitain nicht von aller Uebereilung, und anderweitigen Fehlern in Beurtheilung seiner zu ergreifenden Maasregeln lossprechen, so sieht man gleichwohl, daß was hiebey menschliches mit unterlaufen mochte, seine Rechtschaffenheit, seiner Geistesgröße, seinem, in eine rauhe Außenseite verkleideten, aber unverdorbenen, durch Selbstdenken geleiteten, und von unzähligen Vorurtheilen freyen Gefühle, keinen Abbruch thut. G. F.

lebhafteres Leidwesen verursachen, als mir selber. Vor allen Dingen schmerzte mich die Betrachtung, daß ich dort in Otaheiti die dringendsten Bitten meiner Freunde um Beystand gegen Eimeo zurückgewiesen hatte, und bald hernach selbst genöthigt werden mußte, den Einwohnern dieser Insel mehr Schaden zuzufügen, als sie vielleicht im Ganzen genommen, von Tohah's Angriff erlitten haben möchten. Demungeachtet erneuerten am folgenden Morgen die Einwohner das Verkehr mit uns, und brachten in mehreren Kähnen Brodfrucht und Kokosnüsse zu Markte. Sie setzten also meine Strenge auf Rechnung ihrer eigenen Thorheit, und befürchteten nunmehr, da die Ursach meines Mißvergnügens gehoben war, weiter nichts böses. Gegen neun Uhr lichteten wir die Anker; allein das Lüftchen ging so leise, daß wir erst um Mittag die offene See erreichten, und dann in Begleitung Omai's, der sein Canot führte, auf Huaheine zusteuerten. Um sich nicht gänzlich auf seine eigne Kunst zu verlassen, hatte er noch einen erfahrnen Lootsen mit sich genommen, und richtete nunmehr seinen Lauf, in eben so gerader Linie als ich nur immer thun konnte, nach gedachter Insel.

Wir legten zu Eimeo auf beyden Schiffen eine reichliche Ladung von Brennholz ein, denn wir hatten unsern Vorrath in Otaheiti nicht ergänzen können, weil die Gegend von Matavai keine andere, als den Einwohnern brauchbare Bäume hervorbringt. Ueberdies wurden wir in Eimeo ebenfalls mit Schweinen und Vegetabilien, nehmlich Brodfrucht und Kokosnüssen, versorgt, denn andre Früchte waren in dieser

Jahreszeit nicht vorhanden. Die Produkte der Insel unterscheiden sich keinesweges von den Otaheitischen; allein an den dortigen Weibern bemerkten wir einen auffallenden, und mir unerklärbaren Unterschied. Sie waren nehmlich von kleiner Statur und dunkler Farbe, auch hatten sie größtentheils widrige Gesichtszüge. So oft wir in Eimeo ein hübsches Frauenzimmer antrafen, fand es sich jederzeit, daß sie auf einer andern Insel zu Hause gehörte.

Im äußeren Ansehen ist Eimeo sehr von Taheiti verschieden. Letzteres steigt schnell zu einer grossen Gebirgsmasse empor, woran, außer einigen engen Thälern, und der längs dem Strande sich erstreckenden Ebene, wenig flaches Land anstößt. In Eimeo hingegen laufen die felsichten und steilen Berge nach allen Richtungen, sind aber durch geräumige Thäler getrennt, und mit sanften Anhöhen begränzt. Ihres felsichten Bodens ungeachtet, sind sie, beynahe bis an den Gipfel, mit Waldung bewachsen, ob wohl am Fuße der Berge ganze Stellen nur Farrnkräuter hervorbringen. In der Vertiefung des Hafens wo wir vor Anker lagen, steigt die Anhöhe sanft bis an den Fuß der Berge hinan, die ungefähr die Mitte der Insel durchstreichen; die flache Einfassung hingegen an beyden Seiten, gränzt, unweit der See, an eine steile Felsenwand, wodurch die Landschaft ein romantisches Ansehen gewinnt, und weit malerischer wird als in Otaheiti. In der Niederung ist der Boden gelblicher, ziemlich steifer Letten; auf den Anhöhen aber ist die Erde lockerer und schwärzlich. Das Gestein woraus die Berge bestehen ist auf dem Bruch

bläulich, aber nicht von sehr festem Gewebe, und hat eingestreuete Glimmertheilchen *) Unweit des Ortes, wo unsere Schiffe lagen, sah man zwey große Steine, oder eigentlicher, Felsen, von denen die Einwohner einige abergläubische Meynungen hegten. Sie hielten sie für Eatuas oder Götter; nannten sie Bruder und Schwester, und behaupteten, sie wären auf eine übernatürliche Art von Ulietea (o-Raietea) dorthin gekommen.

*) Aus dieser Beschreibung läßt sich nichts gewisses errathen. G. F.

Fünf und zwanzigstes Hauptstück.

Ankunft zu Huaheine. Rathsversammlung der Oberhäupter. Omai's Geschenke und Rede an die versammelten Oberhäupter. Er erhält Erlaubniß sich anzusiedeln. Wir bauen ihm ein Haus, und pflanzen seinen Garten. Seltsamkeit seiner Lage. Maaßregeln ihm Sicherheit zu verschaffen. Schaden den die Schaben (*blattae*) auf den Schiffen angerichtet hatten. Es wird ein Dieb ertappt und bestraft. Feuerwerke. Verzeichniß der bey Omai zurückgelassenen Thiere. Sein Hausgesinde. Seine Waffen. Aufschrift an seinem Hause. Sein Betragen bey der Abfahrt der Schiffe. Uebersicht seines Betragens und Charakters. Nachricht von den beyden jungen Neuseeländern.

Wir verließen Eimeo bey schönem Wetter, und erblickten am folgenden Morgen, bey Tagesanbruch, die Insel Huaheine. Bereits um Mittag kamen wir in der nördlichen Einfahrt des Hafens O Wharre, an der Westseite dieser Insel, vor Anker; brachten aber den ganzen Nachmittag damit zu, das Schiff in seine bequemste Lage zu bogsiren, und festzumachen. Omai war kurz vor uns in seinem Canot eingelaufen, jedoch ohne anzulanden, oder sich viel um

die Menge seiner gaffenden Landsleute zu bekümmern, die in solchen Haufen an Bord beyder Schiffe kamen, daß wir uns vor der Menge dieser Gäste kaum regen und drehen konnten. Unsere Passagiere aus Otaheiti erzählten ihnen unverzüglich den Auftritt in Eimeo, und verzehnfältigten dabey die Anzahl der zerstörten Häuser und Canots. Diese Uebertreibung mißfiel mir indeß nicht, weil sie jeden Zuschauer in Erstaunen setzte, und folglich einige Hofnung gab, daß man sich diesmal besser gegen uns betragen würde, als wohl ehemals geschehen war.

Ich hatte bereits in Otaheiti gehört, daß mein alter Freund Ori nicht länger Huaheine regiere, sondern nach o-Raietea (Ulietea) gezogen sey. Er war eigentlich nie mehr gewesen, als Regent, während der Minderjährigkeit des Erih-rahai, oder jetzigen Königs, t'-Erih-Taria, hatte aber seine Vormundschaft nicht eher aufgegeben, als bis man ihn dazu gezwungen hatte. Seine beyden Söhne, Opuni und Tohah, besuchten mich schon, ehe noch das Schiff recht im Hafen war, und brachten mir einige Geschenke.

Am folgenden Morgen kamen alle Vornehmen von der ganzen Insel zu mir an Bord, und ihr Besuch war mir sehr erwünscht, weil es die höchste Zeit war, zu Omai's Niederlassung Anstalt zu machen. Er wünschte jezt lieber in Ulietea (o-Raietea) zu wohnen, wogegen ich auch nichts einzuwenden hatte; nur konnten wir über die Art und Weise nicht einig werden. Die Einwohner von Bolabola hatten nehmlich bey der Eroberung von Ulietea, dem Vater unsers Omai ei-

nige Ländereyen weggenommen. Nun war meine Absicht, sie dem Sohne durch freundschaftliche Unterhandlung wieder zu verschaffen, und es bedurfte zu dem Ende weiter nichts, als daß er mit den Eroberern auf einen guten Fuß lebte; allein von diesem Vorschlage wollte sein Patriotismus nichts hören; er meynte in seiner Einfalt vielmehr, ich sollte ihn mit Gewalt in seine ehemaligen Besitzthümer einsetzen. Bey dieser Verschiedenheit der Gesinnungen konnte ich ihn folglich nicht nach O-Raietea führen, und Huaheine blieb also der einzige schickliche Aufenthalt für ihn. Um dieserhalb mit den vornehmsten Personen auf der Insel das erforderliche abzureden, schickten wir uns unverzüglich zu einem feyerlichen Besuche bey dem Könige t'-Erih-Taria an; Omai kleidete sich sehr artig an, und nahm ein kostbares Geschenk für den König selbst, nebst einem zweyten für seinen Eatua mit. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß er nunmehr, nachdem er einmal seine Otaheitische Gesellschaft losgeworden war, in allen Stücken vorsichtig zu Werke ging, und sich Ansehen zu erwerben wußte. Der größte Theil von denen Insulanern die uns an Bord besucht hatten, verließen, als sie sahen, daß wir an Land gingen, die Schiffe, und verfügten sich mit denen, die noch am Strande geblieben waren, in ein großes Haus. Die Menge des versammelten Volks war ungewöhnlich groß, und verhältnißmäßig war eine weit größere Anzahl wohlgebildeter Personen beyderley Geschlechts zugegen, als wir jemals bey ähnlichen Vorfällen auf irgend einer dieser Inseln gesehen hatten. Im Durchschnitt schien hier das Volk von stärkerem Bau und weisserer Haut zu seyn, als in Otaheiti, und gegen den Um-

fang der Insel gerechnet, zählten wir weit mehr Vornehme unter ihnen, die mehrentheils so wohlbeleibt waren, wie die Oberhäupter der Insel Watiu. Wir mußten eine Weile auf t'=Erih=Taria warten, weil ich ohne ihn, als den Erih=rahai, oder das höchste Oberhaupt der Insel, nichts anfangen wollte. Als wir ihn endlich erblickten, fand es sich, daß wir seiner Gegenwart sehr wohl hätten entbehren können, denn es war ein Kind zwischen acht und zehn Jahren.

Omai hatte sich in einiger Entfernung von dem Kreise der Vornehmen hingestellt, und fing jezt an den Göttern seine Geschenke darzubringen, die in rothen Federn, Tuch und dergleichen bestanden. Hierauf folgte noch ein Geschenk, welches der König den Göttern überreichen sollte, und nach diesem wurden noch verschiedene kleine Stücke von Zeug mit rothen Federn besetzt, und einige Büschel von eben diesen Federn, dargebracht. Stück für Stück brachte man sie einem von den Anwesenden, der ein Priester war, und bey jedem sagte einer von Omai's Freunden eine Rede oder ein Gebet her, welches Omai diesem größtentheils vorsagte. Er erwähnte in diesen Gebeten seiner Freunde in England, und derer die ihn zurückgeführt hatten. In einem jeden vernahmen wir deutlich, daß er den Erih=rahai=no Pretane (höchste Oberhaupt von England) den Lord Sandwich, nebst Tute und Tale (Cook und Clerke) nannte. Als er sein Opfer geendigt hatte, nahm sie der Priester Stück für Stück, in derselben Ordnung wie man sie vor ihn hingelegt hatte, sprach ein Gebet über jedes, und schickte es nach dem Marai, der, wie mir Omai sagte, zu weit ent-

legen war, als daß er selbst sein Opfer dort hätte darbringen können.

Sobald diese gottesdienstlichen Gebräuche vorüber waren, setzte sich Omai neben mich hin, und wir fingen mit der Hauptsache an, das ist, ich beschenkte den jungen König und erhielt sein Gegengeschenk, welches, so wie das meinige, ansehnlich genug war. Hierauf stellte ich ihnen vor, was für üble Folgen daraus entstehen würden, falls ihre Landsleute uns wie ehedem bestehlen sollten, und es wurden einige vorläufige Bedingungen wegen unsres Verkehrs mit den Eingebohrnen festgesetzt. Dann kam die Reihe an den Vorschlag wegen Omai's Niederlassung.

Er erzählte den versammelten Oberhäuptern, wie wir ihn in unser Vaterland geführt, wie ihn der große König daselbst und seine Erihs gut aufgenommen, und während seines Aufenthalts mit aller ersinnlichen Freundschaft und Achtung behandelt hätten. Man habe ihn, zur Heimreise, mit einer Menge von allerhand brauchbaren Sachen beschenkt. Außer ein Paar Pferden, die in seinem Besitz bleiben würden, hätten wir verschiedene neue überaus nützliche Thiere in Otaheiti zurückgelassen, welche sich bald vermehren würden, so daß alle benachbarte Inseln ihr Theil bekommen könnten. Er seines Theils bitte jezt angelegentlich, daß man, zur Dankbarkeit für so viele ihm von mir erwiesene Güte, ihm ein Stück Landes geben möchte, wo er ein Haus bauen, und Lebensmittel für sich und seine Bediente ziehen könne; im Fall er aber in Huaheine kein Land geschenkt oder zu Kauf bekommen könne, sey ich entschlossen, ihn nach Ulietea (o-Raietea) zu bringen.

Vermuthlich habe ich hier für Freund Omai eine bessere Rede aufgesetzt, als er selbst gehalten haben mag; allein dies waren wenigstens die Hauptsachen, die ich ihm vorgesagt hatte. Die Erwähnung des Projekts, ihn nach Ulietea zu führen, gefiel den Oberhäuptern durchgehends; aber ich merkte sogleich, woher dieser Beyfall kam. Omai nehmlich, der sich thörichterweise schmeichelte, ich würde ihn mit gewafneter Hand in sein Erbtheil einsetzen, redete wider meine Absicht in diesem Tone, und schon träumte die ganze Versammlung nichts geringeres, als daß ich Ulietea mit ihnen angreifen, und die Bolabolaner gänzlich daraus vertreiben wolle. Es war mir äußerst daran gelegen, ihnen aus dem Traume zu helfen, und deshalb erklärte ich mich ausdrücklich, daß ich zu einem solchen Unternehmen weder die Hände bieten, noch erlauben würde, daß es während meiner Anwesenheit Statt fände. Wenn es aber ja nöthig seyn sollte, unsern Omai in Ulietea (o-Raietea) zu etabliren, so müsse er als Freund dorthin kommen, und keinesweges den Männern von Bolabola als Eroberer aufgedrungen werden.

Sogleich nahm die Sache eine andere Wendung, und Einer von den Befehlshabern erklärte, die ganze Insel Huaheine und alles was darin sey, gehöre mir; also könne ich meinem Freunde welchen Antheil ich wolle, bestimmen. Omai, der so wie seine Landsleute nicht über den gegenwärtigen Augenblick hinaussah, schwamm in Freuden, als er dieses hörte; unstreitig glaubte er, ich würde freygebig seyn, und ihm genug geben. Allein ein Anerbieten, welches ich nicht schick-

lich annehmen konnte, war so gut wie gar keines; daher wiederhohlte ich meine Bitte, daß man nicht nur den Ort, sondern auch den Umfang des Landes für Omai's Niederlassung genau bestimmen möchte. Man schickte sogleich nach einigen Oberhäuptern, die bereits die Versammlung verlassen hatten; und nach einer kurzen Berathschlagung willigten alle einmüthig in meinen Vorschlag, und wählten sogleich ein Stück Land, nahe an dem Hause, wo die Rathsversammlung gehalten ward. Die Länge dieses Grundstücks längs dem Strande, mochte zweyhundert Schritte, und die Breite bis an den Fuß der Berge etwas mehr betragen; doch gehörte auch noch ein verhältnißmäßiger Theil der Anhöhe dazu.

Sobald dieses Geschäft zu allerseitiger Zufriedenheit abgethan war, ließ ich ein Zelt am Lande aufschlagen, stellte daselbst einen Posten von meinen Leuten an, und errichtete die Sternwarten. Zu gleicher Zeit mußten die Zimmerleute von beyden Schiffen für Omai ein kleines Haus erbauen, worin er seine Europäischen Habseligkeiten sicher aufbewahren konnte; einige andere Leute machten ihm indessen einen Garten, und pflanzten darin Pompelmusen (*Citrus decumana*) Weinstöcke, Ananas, Melonen und verschiedenes anderes Europäisches Gesäme, welches zu meinem größten Vergnügen noch vor meiner Abreise vortreflich anschlug.

Omai fing nunmehr an sich seiner eignen Angelegenheiten ernstlich anzunehmen, und bereute seine unüberlegte Freygebigkeit in Otaheiti. Hier in Huaheine fand er einen Bruder, eine Schwester und ihren Mann; allein diese plünderten ihn nicht, wie sei-

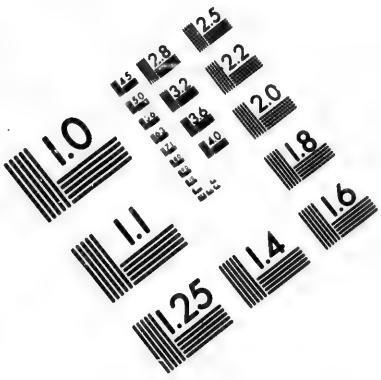
ne andern Verwandten, nur hatten sie auch nicht Ansehen genug auf der Insel, um ihm wesentlich nützen zu können. Ohne Autorität und ohne Einfluß ihn zu beschützen, oder ihm sein Eigenthum zu sichern, konnten sie seine hülflose Lage, so ehrlich sie es auch sonst mit ihm meynten, um nichts erleichtern, und er lief noch immer Gefahr, rein ausgeplündert zu werden, sobald wir nicht mehr da wären, und die Begierden seiner Landsleute im Zaum hielten.

Wer reicher als seine Nachbaren ist, wird unfehlbar von vielen beneidet, die ihm gleich zu kommen, oder ihn zu sich herab zu bringen wünschen. Nur da wo Cultur, Gesetzgebung und Religion den Menschen in Schranken halten, hat der Reiche hinlängliche Sicherheit. Ueberdies pflegt in einem solchen Lande das Eigenthum so vertheilt zu seyn, daß kein Einzelner befürchten darf, die Menge der Armen werde ihre Kräfte gegen ihn allein vereinigen, da es neben ihm so viele andere giebt, die eben so beneidenswerth sind. Mit dem Omai war aber der Fall ganz anders. Er sollte nunmehr unter Menschen wohnen, die größtentheils keinen andern Antrieb zu handeln kennen, als ihre natürlichen Gefühle; und seine größte Gefahr bestand darin, daß er in die seltsame Lage kam, unter dem Volke, dem er einverleibt wurde, der einzige Reiche zu seyn. Der Reichthum, den er von uns erhalten hatte, und der in Dingen bestand, die keiner seiner Landsleute sich durch irgend eine Anstrengung von Kunst oder Industrie erwerben konnte, mußte nicht nur die Begierden aller rege machen, sondern auch die Gefahr, daß aller sich zu einem Zweck vereinigen würden, um diesen Einzigen zu plündern, ansehnlich vergrößern.

Damit indeß dieses wo möglich verhütet würde, rieth ich ihm, einen Theil seiner Sachen zweyen oder dreyen der obersten Befehlshaber zu schenken, damit sich diese seiner annehmen, und ihn gegen andere beschützen möchten. Er versprach mir auch Folge zu leisten, und ehe ich abreisete, erfuhr ich, daß er wirklich diese kluge Maaßregel ergriffen hätte. Ich verließ mich aber nicht ganz auf die Wirkung der Dankbarkeit, sondern machte die Gründe, welche die Einwohner bewegen sollten, den Omai unangefochten zu lassen, noch dadurch kräftiger, daß ich die Einwohner in Furcht setzte, und ihnen gelegentlich sagte: ich würde nach Verlauf der gewöhnlichen Zeit wieder zurückkehren; und fände ich dann, daß Omai im mindesten beunruhigt worden wäre, so sollten seine Feinde es entgelten. Diese Drohung wird vermuthlich keine geringe Wirkung thun; denn aus unsern wiederholten Besuchen schließen diese Insulaner, daß unsere Schiffe zu bestimmten Zeiten wieder kommen müssen.

Während unseres hiesigen Aufenthaltes brachten wir den Vorrath von Zwieback aus der Brodkammer an Land, um ihn vom Ungeziefer zu säubern. Die Menge von Schaben oder Kakerlaken, (*blattae*) von welchen es jezt im ganzen Schiffe überall wimmelte, war unglaublich, und der Schade, den sie uns verursachten, sehr beträchtlich, ohne daß wir ein wirksames Mittel ausfindig machen konnten, sie zu vertilgen. Anfänglich waren sie, wie alle Insekten, nur überlästige Gäste gewesen, jezt wurden sie aber eine wahre Plage, und verschonten fast nichts auf dem ganzen Schiffe. Lebensmittel, die einige Minuten lang an

Orten standen, wo sie Zugang hatten, waren im nächsten Augenblick mit diesem Ungeziefer bedeckt, und wie ein Honigwaben durchlöchert. Ausgestopfte Vögel und ähnliche Seltenheiten waren Leckerbissen für sie, und was vielleicht das schlimmste war, sie fanden seltsamerweise einen vorzüglichen Geschmack an Dinte. Die Schrift auf den Zetteln, die man den verschiedenen Seltenheiten angehängt hatte, fraßen sie ganz weg, und wenn nicht die Festigkeit des Einbands sie gehindert hätte, so würden sie vermuthlich auch unsere Bücher nicht verschont haben. Sie waren, wie Herr Anderson bemerkte, von zweyerley Art, nämlich die orientalische und die deutsche Schabe (*blatta orientalis et germanica*). Die erste Gattung hatten wir von der vorigen Reise um die Welt nach England mitgebracht, wo sie den harten Winter 1776 ausdauerte, ungeachtet das Schiff die ganze Zeit über in der Docke lag. Die zweyte war erst, seitdem wir Neuseeland verlassen hatten, zum Vorschein gekommen; allein sie hatte sich bereits so stark vermehrt, daß sie nicht nur allen obbenannten Schaden anrichtete, sondern auch schon in das Takelwerk gerieth. So oft man ein Segel loswickelte, fielen tausende von diesen gefräßigen Insekten auf das Verdeck. Die orientalischen Schaben, so unermeßlich ihre Menge auch war, kamen mehrentheils nur des Nachts hervor; alsdenn schien aber alles in der Kajüte zu leben, weil sie beym Umherkriechen ein eigenes Geräusch machen. Ihr garstiger Anblick war an sich schon widerlich genug; allein sie verwüsteten auch unsern Zwieback, und befleckten ihn dergestalt mit ihrem Auswurf, daß ein etwas



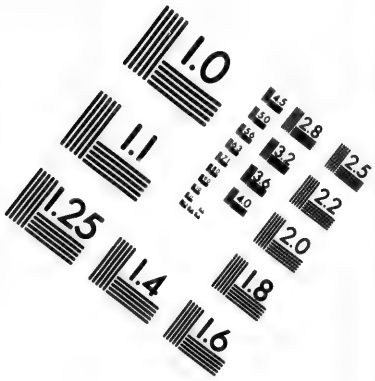
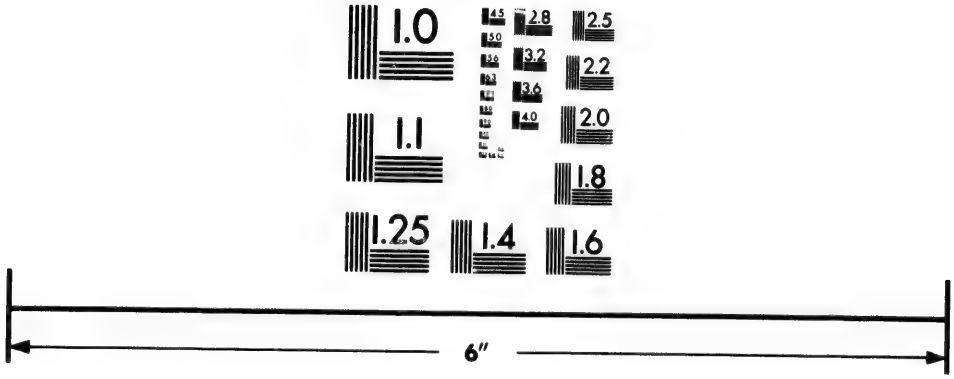
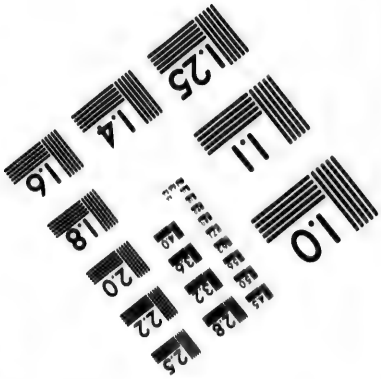


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

ekler Magen sich ungern zu dieser Kost bequemt haben würde.

Unser freundschaftliches Verkehr und der Tauschhandel mit den Eingebohrnen ging ununterbrochen bis zum 22sten Abends fort, da sich ein Kerl in Herrn Baylys Sternwarte schlich, und unvermerkt einen Sextanten entwendete. Sobald ich den Diebstahl erfuhr, ging ich ans Land, und ließ die Oberhäupter durch den Omai um Wiedererstattung bitten. Man ergrif aber deshalb nicht die geringste Maaßregel; vielmehr sah alles aufmerksam dem Hiwa zu, der eben gespielt wurde, bis ich den Schauspielern aufzuhören befahl. Jezt sahen sie, daß ich es ernstlich meynte, und hielten Nachfrage nach dem Diebe, der ganz unbefangen mitten unter ihnen saß, und den ich folglich selbst anfänglich nicht für den rechten hielt, zumal da er es läugnete. Weil Omai indeß darauf bestand, daß dieser es sey, schickte ich ihn an Bord, und ließ ihn festsezen. Dies brachte die Menge der Anwesenden in Bewegung, und der ganze Haufe ergrif die Flucht, ungeachtet ich that was ich konnte, um sie zu beruhigen. Omai mußte den Gefangenen examiniren, und hatte Mühe von ihm herauszubekommen, wo er den Sextanten versteckt hätte. Am folgenden Morgen suchten wir an dem angezeigten Orte und fanden unser Instrument unversehrt. Die Eingebohrnen hatten sich indessen von ihrem Schrecken erholt, und drängten sich nunmehr wie gewöhnlich um uns herum. Den Dieb ließ ich viel härter, als je einen zuvor bestrafen, weil er ein hartnäckiger Sünder zu seyn schien. Ich

ließ ihm nemlich Kopf und Bart abscheren, und beyde Ohren abschneiden, und gab ihm dann seine Freyheit wieder. *).

*) Es kommt einem Engländer nicht hart oder unbillig vor, wenn ein Dieb, der etwas mehr als einen halben Gulden an Werth gestohlen hat, gehenkt wird; und wir finden es billig, daß ein Schelm die Ohren einbüßt, gebrandmarkt wird, und Jahre lang oder Zeitlebens karrt. Allein sobald ein anderer als sein eigner Landsmann ihn verurtheilt, finden wir die Sache empörend, grausam, unmenschlich. Unstreitig ist die Mißbilligung eines solchen Verfahrens in dem Begriffe eines wohlgeordneten, polizirten Staates gegründet. Dort, wo es Gesetze giebt, und wo man sie unpartheyisch handhabt, wo das gemeine Wesen für die Sicherheit eines jeden sorgt, die Rechte und das Eigenthum eines jeden sorgfältig vertheidigt und beschützt, dort ist es ein beleidigender Eingrif in die Rechte der Gesellschaft, wenn der Fremde, der Ausländer, nicht nur sich selbst das Seinige mit Gewalt wieder ertrotzt, sondern auch den, der sich an ihm, und an der bürgerlichen Gesellschaft, vergangen hat, verhältnißmäßig bestraft. Dies ist indeß auf jenen Inseln eben nicht so ganz der Fall; denn augenscheinlich ist man dort beynahe noch völlig auf der niedern Stufe der Kultur, wo jedes Mitglied der Gesellschaft sein Eigenthum nach eignem Gutdünken vertheidigen muß; wo weder positive Gesetze existiren, noch irgend eine Obrigkeit ihnen Nachdruck giebt; wo man auch kein Bedenken trägt, hauptsächlich den Fremdling zu plündern, sobald es ungeahndet geschehen kann; wo endlich diejenigen, die noch Macht in Händen haben, und Gerechtigkeit pflegen könnten, mit dem Diebe unter einer Decke stecken, oder gar selbst stehlen helfen. Hier ist es natürlich, daß der Ausländer sich Recht ver-

Er ließ sich dadurch nicht abhalten, uns fernerhin Verdruß zu machen, denn in der Nacht vom 24sten auf den 25sten entstand ein allgemeines Geschrey, daß eben dieser Kerl eine Ziege gestohlen habe. Wir hielten Nachsuchung, fanden aber alles dort sicher, vermuthlich, weil unser Vieh so gut bewacht wurde, daß er

---

schaft, sein Eigenthum behauptet, und sich den Verbrechern furchtbar macht, um sie von ähnlichen Unternehmungen abzuhalten. Cook, mit seinen zwey Schiffen, konnte überdies mit diesen Insulanern, de nation à nation, verfahren, denn seine Macht war der ihrigen gewachsen, oder gar überlegen; und dies ist hierzu wohl das wesentliche Erforderniß. Wo das Gefühl von Billigkeit, wo festbestimmte Grundsätze fehlen, welche grössere und kleinere Gesellschaften oder einzelne Menschen zur Gerechtigkeitspflege antreiben, da tritt das Recht des Stärkeren ein. Und ist der Stärkere zugleich ein weiser und gerechter Mann, so stiftet er unter einem Volke von Kindern vielleicht Gutes, wenn er ihre Vergehungen zweckmäßig bestraft, und ihnen zeigt, was eigentlich zur Aufrechthaltung der guten Ordnung, und zur Einrichtung eines durch Sicherheit des Eigenthums blühenden Staates gehöre. Es kommt also sehr vieles auf den Gesichtspunkt an, den wir uns wählen, wenn entschieden werden soll, ob Cook's Betragen gegen den im Texte angeführten Dieb, erlaubt oder tadelhaft gewesen sey; und in diesem Falle möchte wohl, wie dort bey Eimeo, der ganze Streit wieder auf die Frage hinauslaufen: ob Europäer befugt sind, Entdeckungsreisen zu machen, oder nicht? Die Einwohner, und selbst die Beherrscher jener Inseln, finden es im geringsten nicht seltsam, daß Cook da bestraft, wo er beleidigt wor-

er demselben nicht hatte beykommen können. Desto besser war ihm ein anderer Anschlag gelungen; er hatte nemlich in Omai's Grundstück einige Weinstöcke und Kohlpflanzen theils vernichtet, theils fortgeschleppt, und drohte nunmehr öffentlich, er wolle ihn umbringen und seine Wohnung verbrennen, sobald ich die Insel verlassen haben würde. Damit er uns weiter kei-

worden ist; sie billigen vielmehr ein Verfahren, welches ganz im Geiste ihrer Verfassung, den Schuldigen durch einen Streich des allgewaltigen Faustrechts niederwirft, und ihn für sein Verbrechen büßen läßt. Dies, und nicht bloß ihr sanfter Charakter, ist der Grund, weshalb sie sich gleich nach einer solchen Execution wieder einfinden, und im vollen Vertrauen, daß nun alles abgethan sey, das Verkehr mit den Fremden fortsetzen. Warum empfinden wir aber so herzliches Mitleid bey jener Stelle? warum geht unser Gefühl im ersten Augenblick so leicht in Verabscheuung der verübten Strafgerechtigkeit über? Mich dünkt, auch dieses lasse sich leicht und bündig erklären. Unser Interesse an der Sicherheit des Eigenthums liegt uns überhaupt nicht so nahe, als die Empörung gegen körperliches Leiden, welche wirkliche Naturstimme, reiner Instinkt ist. In allen Fällen also, wo unser Eigenthum nicht geschmälert wird, wo wir gleichgültig sind, spricht der Instinkt zuerst, und dann erst die Vernunft. Sobald die Reihe an uns ist, selbst handeln zu müssen, schweigt der Instinkt, in so fern er durch Sympathie erweckt wird, und gehorcht dem mächtigern Ruf des Selbstgefühls so lange, bis dieses befriedigt ist. Nur große Menschen hören, auch im ersten Aufwallen der Leidenschaft, jene leisere Mitleidsstimme, und wägen mit unbestechlicher Vernunft ab, wie viel sie jedesmal gelten darf. G. F.

nen Schaden thäte, ließ ich ihn ergreifen, und nochmals an Bord gefangen setzen, um ihn von dieser Insel wegzuführen, womit zugleich den hiesigen Oberhäuptern sehr gedient war. Er gehörte zwar nach Bolabola zu Hause; allein auch hier gab es manchen Taugenichts, der sich willig genug finden ließ, ihm bey seinen Spitzbübereyen Hülfe zu leisten; denn ich hatte von jeher in Huaheine mehr überlästige Leute als auf den benachbarten Inseln angetroffen, und es fehlte ihnen gegenwärtig nur an Muth oder an Gelegenheit, um sich so zügellos wie ehemals zu betragen. Die Ursach von dieser Unordnung lag ziemlich klar am Tage. Der König nemlich war ein Kind, und regierte nur dem Namen nach; es war kein anderer, oder keine Gesellschaft von Männern, da, die in seinem Namen administrirt hätte, sondern überall herrschte Anarchie; daher war es unmöglich, bey vorgefallenen Mißhelligkeiten sich bestimmt an jemanden zu wenden, der das Misverständniß ausgeglichen oder den Klägern Recht verschafft hätte. Die Mutter des jungen Oberhaupts gab sich zuweilen Mühe; allein es fehlte ihr, so wie den andern, an Autorität.

Am 26sten war Omai's neues Haus beynahe fertig, und es konnten bereits verschiedene von seinen Sachen an Land gesetzt werden. Unter allerley überflüßigen und unbrauchbaren Geschenken, hatte er auch eine Schachtel voll Spielzeug erhalten. Diese zog die Augen des großen Haufens auf sich; hingegen wollte kaum einer die Menge seines Hausraths von Töpfen, Kesseln, Schüsseln, Tellern, Pokalen, Gläsern u. d. gl. ansehen, und Omai selbst fing an, sie für über-

fässig zu halten. Er fand, daß ein geschmortes Schwein delikater schmecke, als ein gekochtes; daß ein Pisangblatt so gut einen Teller abgebe, als Zinn; daß eine Kokosnußschale ein eben so bequemes Trinkgeschirr sey als ein blecherner lackirter Becher. Weislich fing er daher an, so viele dieser Englischen Küchengeräthschaften als er konnte, an unsere Leute auf beyden Schiffen zu verkaufen, und sich dafür Beile und andere eiserne Werkzeuge geben zu lassen, welche hier mehr galten, und ihm eine auszeichnendere Superiorität über seine Landsleute verschafften.

Unter den vielen Geschenken, womit ihn seine Freunde in England überhäuft hatten, waren auch Feuerwerke. Von diesen brannten wir einen Theil spät am 28sten ab, wobey eine große Menge Zuschauer mit gemischter Freude und Furcht zugaften. Was noch übrig blieb, behielt Omai, der ursprünglichen Absicht des Gebers gemäß. Vielleicht dürfen wir es eben nicht im Ernst als ein Unglück bedauren, daß wir den größten Theil dieser Spielerey bereits auf andern Inseln verbraucht, und etwas, das vom langen Aufbewahren unbrauchbar geworden war, weggeworfen hatten.

Am 30sten zwischen Mitternacht und vier Uhr Morgens entkam der Bolabolaner aus den Fesseln und aus dem Schiffe. Er hatte eine Schelle am Fuße mit sich genommen, die ein Oberhaupt ihm, sobald er anlandete, abnahm, um sie dem Omai zuzustellen. Omai machte sich folglich in aller Frühe auf, und berichtete mir, daß sein geschworner Feind wieder gegen ihn los sey. Ich hielt Nachfrage und entdeckte, daß

nicht nur die Schildwacht, die bey dem Gefangenen stand, sondern auch die ganze Wache auf demselben Verdecke geschlafen hatte. Der Dieb nahm dieser Gelegenheit wahr, um den Schlüssel seiner Fesseln, aus einer Lade zu nehmen, in die er vor seinen Augen hineingelegt worden war, und sich selbst in Freyheit zu setzen. Durch diesen Vorfall erfuhr ich die Nachlässigkeit meiner Leute; und zu Verhütung ähnlicher Vergehungen mußte ich sowohl die Schuldigen bestrafen, als neue Verhaltungsbefehle ertheilen. Es freute mich nicht wenig, als ich in der Folge erfuhr, daß der Entronnene nach Ulietea hinübergeschift sey, weil ich bey seiner Gefangensetzung keine andere Absicht gehabt hatte, als ihn von Huaheine wegzuschaffen.

Da nunmehr Omai am Lande völlig eingerichtet war, machte ich Anstalt die Insel zu verlassen, und schafte am Abend alle unsere Sachen an Bord, bis auf den Hengst und die Stute, und eine trächtige Ziege, welche unseres Freundes Eigenthum blieben. Diesen fügte ich noch ein paar Englische Schweine bey, wovon er bereits einige besaß. Der Hengst hatte während unseres Aufenthalts in Otaheiti die Stute belegt, folglich ist es nicht unwahrscheinlich, daß die hiesigen Inseln künftighin Pferdezucht haben werden. *)

*) Unter den Thieren, die von Seiten Englands den Inseln der Südsee geschenkt worden sind, hätten Pferde immerhin wegbleiben können. Es ist höchst wahrscheinlich, daß man sie dort nie zu schweren Arbeiten brauchen wird, also nicht zur Erleichterung der arbeitenden Menschenklasse, sondern lediglich als einen Artikel des

Alles was den Omai betrifft, hat für die meisten Leser allgemeines Interesse, und verdient daher seinen Platz in einer Reisebeschreibung, die sonst nicht so allgemein unterhaltend seyn kann. Dahin gehört also noch ein Blick auf seine häusliche Einrichtung. In Otaheiti hatte er vier oder fünf Tautaus, (gemeine Leibeigene) erhalten; ferner blieben die beyden neuseeländischen Jungen bey ihm, und in Huaheine hatte sich sein Bruder nebst einigen andern zu ihm begeben; also bestand seine Familie bereits aus zehn Personen, wenn man anders das eine Familie nennen kann, wozu noch kein einziges Frauenzimmer gehört. Es war auch wenig Anschein dazu, daß fürs erste ein weibliches Geschöpf in diese Wirthschaft kommen würde; denn unser flüchtige Omai schien noch nicht die mindeste Neigung zum Heyrathen zu haben.

Sein Haus war 24 Fuß lang, 18 Fuß breit und 10 Fuß hoch. Wir hatten es aus den in Eimeo erbeuteten Bretern erbaut, und dabey so wenige Nägel als möglich gebraucht, damit diese nicht Veranlassung geben möchten, es dereinst niederzureissen. Ueberdies verabredeten wir mit ihm, daß er gleich nach unserer

Luxus der Vornehmen, Was aber diesen vermehre, ohne verhältnißmäßig den niedrigen Ständen Vortheil zu bringen, macht den Abstand zwischen ihnen und den Vornehmen immer größer, und hat keinen andern Zweck als den, dem Despotismus die Hände zu stärken. Die Vornehmen, deren Füße nicht mehr die Erde berühren werden, müssen sich mit der Zeit ganz andere Geschöpfe dünken, als die Fußgänger. G. F.

Abreise, ein großes Haus nach der Landesbauart errichten sollte, dessen eines Ende über das von uns gezimmerte hinausgehen, und es, um mehrerer Sicherheit willen, ganz in sich schließen sollte. Einige der vornehmsten Oberhäupter versprachen ihm bey dieser Arbeit zu helfen. Nach einem dazu gemachten Anschlag, wird dieses Haus eines der größten auf der ganzen Insel werden.

Omai's europäische Waffen bestanden in einer Muskete nebst Bayonet und Patrontasche, einer Vogelflinte, zwey paar Pistolen, und zwey oder drey Seitengewehren. Im Besitz derselben schätzt er sich über alle Maaße glücklich, und bloß um dieses Glaubens willen ließ ich sie ihm, denn ich war fest überzeugt, daß es ihm viel besser gewesen wäre, alle Europäische Waffen zu entbehren. Anstatt zu seiner Sicherheit das mindeste beyzutragen, kann vielmehr ein übereilter Gebrauch derselben seine Gefahr vergrößern.

Nachdem Omai's sämmtliche Habseligkeiten ans Land gebracht wurden, lud er die Officiere beyder Schiffe zu wiederhohlten Malen zum Mittagsessen ein, und seine Tafel war jedesmal mit den auserlesensten Speisen, die das Land vermochte, besetzt. Vor meiner Abreise ließ ich auf die Fronte seines Hauses noch folgende Innschrift einhauen:

GEORGIVS TERTIVS REX, 2 NOVEMBRIS 1777.
NAVES { RESOLVTION, IAC. COOK, PR.
DISCOVERY, CAR. CLERKE, PR.

Mit einem Ostwind, der am zweyten November um vier Uhr Nachmittags aufstieg, verließen wir

endlich den Hafen. Unsere Bekannten blieben fast alle bey uns, bis die Schiffe unter Segel waren, worauf ich, um ihre Neugier zu befriedigen, fünf Kanonen abfeuern ließ. Omai blieb zuletzt allein bey uns, bis wir bereits die offene See erreicht hatten, und ward dann in meinem Boot ans Land gesetzt. Er nahm von allen Officieren zärtlichen Abschied, ohne zu wanken. Als er aber an mich kam, konnte er sich nicht länger halten; seine Thränen stürzten hervor, und auf der ganzen Fahrt bis zur Anlandung sah ihn Herr King, der ihn begleitete, beständig weinen.

Es gereichte uns allerdings zur Beruhigung, daß dieser Insulaner nunmehr an denselben Ort zurückgebracht war, wo er sich vor einigen Jahren mit Capitain Furneaux eingeschifft hatte. Und dennoch — so wunderlich ist der Gang menschlicher Angelegenheiten! — dennoch befand er sich jezt wahrscheinlich in einer ungleich mißlicheren Lage, als vor seiner Bekanntschaft mit uns. Ich will damit nicht sagen, daß es ihn unglücklich machen werde, die Annehmlichkeiten des gesitteten Lebens, die er unter uns zu schätzen gelernt hatte, auf ewig entbehren zu müssen; ich schränke mich auf die Betrachtung seiner Lage ein, insofern die Vortheile, die wir ihm verschaften, seiner persönlichen Sicherheit nachtheilig werden können. Omai war durch die gute Aufnahme in England, und durch die Achtung die man ihm bezeigte, verwöhnt worden; er erinnerte sich seiner Herkunft nicht mehr, und überlegte nicht, in welchem Lichte seine Landsleute seinen Schatz von Kenntnissen, und Besitzthümern ansehen würden. Er schien sogar ihre Denkungsart und

und Gewohnheiten, was diesen Punkt betrift, vergessen zu haben, oder ganz zu verkennen; denn sonst mußte er ja wissen, welche Mühe es ihm kosten würde einen gewissen Rang zu behaupten, da es auf jenen Inseln vermuthlich kein Beyspiel giebt, daß selbst die größten Verdienste einen Mann in einen höhern Stand versetzt hätten! Alle Vorrechte und alle damit verknüpfte Macht und Gewalt, gründen sich hier zu Lande auf die bestimmte Rangordnung, woran man so hartnäckig und so blindlings hängt, daß denjenigen Haß und Verachtung unausbleiblich treffen, der, ohne einen gewissen Rang zu haben, sich ein Ansehen geben will. Letzteres war aber der Fall, worin Omai sich befand, wiewohl seine Landsleute sich hüteten, uns hiervon etwas merken zu lassen. Hätte er indeß nur vorsichtigern, zweckmäßigern Gebrauch von seinen Geschenken und Kenntnissen gemacht, so würde er sich die erforderliche Unterstützung von angesehenen und mächtigen Personen gewiß haben verschaffen können; allein man sieht aus mehreren Stellen dieses Tagebuchs, wie kindisch unbedachtsam und leichtsinnig er sein eignes Interesse vergaß. Er hatte freylich weit aussehende, obgleich höchst lächerliche Plane im Kopf, die ihm weiter nicht viel Ehre machen, weil sie blos Rache und Herrschsucht zur Absicht hatten, wenn sie gleich, von einer andern Seite, als Nationalfehler, sich einigermaßen entschuldigen lassen. Mit diesen Projekten und dem Anlaß zu denselben hatte es folgende Bewandniß. Sein Vater hatte in O-Raietea (Ulietea) ansehnliche Besitzungen gehabt, diese aber, bey der Eroberung der Insel, durch die Bolabolaner eingebüßt, und war hierauf nebst vielen seiner Landsleute nach Huaheine

geflüchtet, wo er als ein Privatmann starb. Sein Sohn, Omai, nebst einigen Geschwistern, war durch diesen Unglücksfall in eine äusserst abhängige Lage gerathen, und in dieser fand ihn Capitain Furneaux, und brachte ihn mit sich nach England. Entweder verleitete ihn die gute Aufnahme, welche man ihm in London wiederfahren ließ, sich zu schmeicheln, daß man ihm gegen die Feinde seines Vaters und seines Vaterlandes Beystand leisten würde, oder er verließ sich auf seinen persönlichen Muth und auf die Kenntnisse die er vor den Eroberern voraus hatte; genug er sprach von Anbeginn der Reise beständig davon, daß er sein väterliches Erbgut mit gewafneter Hand wieder erobern wollte, mochte unsere Einwendungen dagegen gar nicht hören, und brach in Wuth aus, wenn man ihm Mäßigung und Vernunft predigen wollte. Er bildete sich mannichmal ein, seine Feinde würden das eroberte Eiland verlassen, sobald sie nur etwas von seiner Ankunft zu Otaheiti hörten. Auf unsre vielfältigen Gegenvorstellungen fing er zwar, im Verfolg der Reise, an, seinen Irrthum einzusehen; und als wir die Freundschafts-Inseln besuchten, zweifelte er an einem günstigen Empfang in seinem Vaterlande gar so sehr, daß er große Lust bezeigte, in Tongatabu, unter Finau's Schutz, zu bleiben. Er verschwendete daselbst einen großen Theil seiner Europäischen Kostbarkeiten, so wie in der Folge zu Tiarrabu, wo er nicht einmal die Absicht haben konnte, sich Freunde zu machen. Zu Matavai fuhr er eben so leichtsinnig fort, alles wegzuschenken, bis Ich ihm Einhalt that. Seine Bekanntschaften daselbst waren von solcher Art, daß Otu, der Anfangs sehr geneigt schien ihn begün-

stigen zu wollen, in der Folge sein Mißfallen über ihn öffentlich zu erkennen gab. Gleichwohl wäre es nicht zu spät gewesen, bey ihm wieder in Gnaden zu kommen, und mit dem größten Vortheil in Otaheiti bleiben zu können. Denn, abgerechnet, daß er sich ehemals bereits mehrere Jahre lang daselbst aufgehalten hatte, fand er dort auch einen großen Gönner an dem Tohah, der ihn mit einem großen Doppelkanot beschenkte. In Otaheiti hätte er überdies weit leichter als in seinem Vaterlande einigen Rang erhalten; denn ein Fremder wird jederzeit mehr geschätzt, und mit ihm nimmt man es nicht so genau. Allein der gute Oma blieb unentschlossen bis auf den letzten Augenblick; je er würde kaum in Huaheine geblieben seyn, wenn ich es ihm nicht rund abgeschlagen hätte, ihn nach O-Raitea zu führen, und ihn dort, seinem Wunsch gemäß mit Gewalt in sein Erbtheil einzusetzen. Künftige Seefahrer müssen uns benachrichtigen, in wiefern er seinen noch übrigen, aller Verschwendung unerachtet beträchtlichen Europäischen Reichthum besser aufzuspahren gelernt haben wird, und ob meine Vorkehrungen hinreichend gewesen sind, ihm Schutz zu verschaffen. Seine größte Gefahr scheint mir augenscheinlich in seiner Antipathie gegen die Bolabolaner zu liegen, die er sehr deutlich zu erkennen gab. Unfehlbar werden diese, aus Eifersucht, ihn bey den Einwohnern von Huaheine, mit denen sie in Frieden leben, ja auf deren Insel sie zum Theil wohnen, gehässig zu machen suchen. Diese Gefahr hätte er aber sehr leicht vermeiden können. Die Bolabolaner waren ihm nicht abgeneigt, und der Mann, den wir, entweder als Priester, oder Bothschafter oder Gott, zu Tiar

rabu fanden, versprach ihm sogar, ihn in seines Vaters ehemalige Besitzungen wieder einzusetzen; allein er schlug dieses gütige Anerbieten aus, und blieb bis auf den letzten Augenblick entschlossen, sich bey der ersten günstigen Gelegenheit mit den Waffen in der Hand zu rächen. An diesem Entschlusse scheint sein Panzerhemde keinen geringen Antheil zu haben, denn in dieser Rüstung und mit Schießgewehr bewafnet, hält er sich für unüberwindlich.

Doch, die Fehler in Omai's Charakter verschwinden wieder neben seinen guten Eigenschaften, seiner Gutmüthigkeit und Gelehrigkeit. Ich hatte während der ganzen Reise selten Ursach im Ernste ungehalten auf ihn zu werden. Sein Herz war des höchsten Gefühls von Dankbarkeit fähig; und wird nimmermehr diejenigen vergessen, die ihn in England mit ihrer Freundschaft oder ihrem Schutze beglückten. Es fehlte ihm nicht sowohl an Verstande, als an Geduld und Beharrlichkeit ihn zu gebrauchen; daher blieb seine Kenntniß von Dingen beym Allgemeinen stehen, und mußte in mancher Rücksicht äusserst unvollkommen seyn. Hierzu kam noch Mangel an Beobachtungsgeist. Es gab in den Freundschafts-Inseln so manchen artigen Zeitvertreib, so manche nützliche Künste, die insgesammt in seinem Vaterlande anwendbar, und den dortigen Sitten angemessen gewesen wären; allein er gab sich nie die geringste Mühe, auch nur eine davon zu erlernen. Seine Gleichgültigkeit in diesem Stück ist eine Schwachheit, die seine ganze Nation charakterisirt. Innerhalb zehn Jahren haben die Europäer verschiedene Besuche bey ihnen abgelegt, und

gleichwohl fand ich nirgends eine Spur, daß man bemüht gewesen wäre, durch das Verkehr mit uns sich wesentliche Vortheile zu verschaffen, oder daß man auch nur in einer einzigen Sache uns nachgeahmt hätte. Es steht auch nicht zu erwarten, daß Omai entweder unsere Künste bey ihnen einführen, oder die ihrigen besonders vervollkommnen werde. Mit weit mehr Zuversicht erwarte ich von ihm, daß er die mancherley Früchte und Gewächse, welche wir in seinen Garten gepflanzt haben, zur Reife und Vollkommenheit zu bringen suchen wird. Schon dieses wird für seine Heimath kein kleiner Gewinn seyn; der größte aber bleibt immer die Fortpflanzung und Vermehrung der Thiere, die, allem Vermuthen nach, ohne Omai's Reise nach England, seinen Inseln nie zugeführt worden wären. Wenn die Zucht derselben geräth, wie ich fast nicht mehr zweifele, so werden Otaheiti und die Societätsinseln in der Folge den besten Erfrischungsörtern in der ganzen Welt gleichkommen, wo nicht gar sie übertreffen.

Omai's Rückkehr, und die Menge von ansehnlichen Geschenken die er aus England mitgebracht hatte, lockten manchen, daß er sich freywillig anbot, uns nach Britannien zu begleiten; allein ich gab bey jeder Veranlassung zu erkennen, daß ich alle dergleichen Anerbietungen nicht annehmen würde. Meine wiederhohlten Erklärungen aber leisteten dem Ehrgeiz unseres Omai über diesen Punkt noch kein Genüge; er wollte gar zu gern der einzige große Reisende bleiben, ohne einen Nebenbuhler zu haben, und erinnerte mich daher oft, daß Lord Sandwich ihm gesagt habe, es sollte keiner von seinen Landsleuten wieder nach England kommen.

Hätte ich die entfernteste Wahrscheinlichkeit gesehen, daß man wieder ein Schiff nach Neuseeland schicken würde, so hätte ich die beyden Jünglinge, welche sich dort mit uns einschifften, nach England geführt, da sie die größte Lust bezeigten, bey uns zu bleiben. Taiarua, der ältere, war ein junger Mensch von den besten Anlagen; er besaß natürlichen Scharfsinn, und wäre eines jeden Unterrichts fähig gewesen; indeß fühlte er den Vorzug dieser Inseln vor seinem Vaterlande in vollem Maaße, und ließ es sich gefallen hier seine Lebensjahre in Ruhe und Ueberfluß zu beschließen, obwohl ihn dieser Entschluß etwas gekostet haben mochte. Der andere Junge hingegen, dem sein lebhaftes Temperament und sein Witz ebenfalls viele Freunde am Bord erworben hatte, hing so an uns, daß man ihn mit Gewalt aus dem Schiffe nehmen und ans Land bringen mußte.

Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

Ankunft zu Ulietea (o-Raieteo). Astronomische Beobachtungen. Desertion eines Seesoldaten, der wieder ausgeliefert wird. Botschaft von Omai. Instruktion für Capitain Clerke. Ein Midshipman und ein Matrose desertiren. Dieses Vorfalls wegen werden drey vornehme Personen auf der Insel gefangen genommen. Die Einwohner haben das Projekt, die beyden Capitains Cook und Clerke festzunehmen, es wird aber entdeckt. Man bringt die Entlaufenen zurück, und die Gefangenen kommen los. Die Schiffe segeln ab. Erfrischungen die wir in Ulietea (o-Raietea) erhielten. Gegenwärtiger und ehemaliger Zustand dieser Insel. Nachricht von den abgesetzten Könige derselben, imgleichen von dem ehemaligen Regenten zu Huaheine.

Nunmehr kam das Boot, welches den Omai zum letztenmal ans Land gesetzt hatte, zurück; wir nahmen es an Bord, und steuerten nach Ulietea (o-Raietea) hinüber. Abends um zehn Uhr legten wir bey, bis gegen vier Uhr am folgenden Morgen. Hierauf umschifften wir die Südspitze der Insel, um uns dem Hafen o-Hamaneno zu nähern; aber Winde stillen und leichte Lüfte aus verschiednen Gegenden wech-

selten mit einander ab, so daß wir um Mittag noch eine Seemeile vom Eingange entfernt waren. Indessen besuchte mich mein alter Freund Oreo, der oberste Befehlshaber dieser Insel, nebst seinem Sohne und seinem Schwiegersohne Putoi. Die Boote mußten sämmtlich ausgesetzt werden, um uns unter Begleitung eines leisen Südwindes in den Hafen zu bogsiren; allein kaum hatten wir den Eingang desselben erreicht, so blies der Wind gerade heraus, von Osten her, so daß wir Anker werfen, und auf eine mühsame Art, von einem Anker zum andern uns hineinarbeiten mußten. Sobald wir uns innerhalb des Riefs befanden, umringte uns eine Menge Kähne, worin die Einwohner einen großen Vorrath von Schweinen und Früchten zum Tausch brachten; wir fanden also Ueberfluß wohin wir uns nur wendeten.

Am folgenden Morgen machten wir das Schiff, ganz im Innern des Hafens, am nördlichen Ufer fest, zogen alle Kabeltaue aufs Verdeck, und öfneten eines von den Löchern, durch welche der Ballast in das Schiff geworfen wird. An diese Oefnung legten wir ein leichtes zwanzig Schuh langes Gerüst, welches bis ans Ufer reichte, damit wir die Ratten loswürden, die uns noch immer plagten. In eben dieser Absicht legte sich die Discovery an das entgegengesetzte südliche Ufer. Während dieser Arbeit ging ich ans Land, um meinen Gegenbesuch bey dem Oreo abzustatten. Ich schenkte ihm ein langes Kleid von gedrucktem Leinenzeug, ein Hemde, eine Mütze mit rothen Federn aus Tongatabu, und eine Menge anderer Sachen von geringerm Werthe, und nahm ihn dann, nebst eini-

gen seiner Freunde, zum Mittagsessen mit mir an Bord.

Am sechsten errichteten wir die Sternwarten am Strande, und brachten die nöthigen Instrumente dorthin. Die zwey folgenden Tage gingen damit hin, daß wir das Azimuth der Sonne, mit allen unsern Kompassen beobachteten, um die Abweichung der Magnetnadel zu bestimmen. In der letztern Nacht beobachteten wir eine Occultation des Sterns ε im Steinbock durch den finstern Theil des Mondes. Herr Bayly und ich bestimmten die Zeit dieser Beobachtung auf 10° 6′ 54½″, Herr King aber eine halbe Minute früher. Herr Bayly observirte mit dem achromatischen Telescope der Längen-Commission, Herr King mit dem Spiegeltelescope, welches eben diese Commission uns geliehen hatte, und ich mit meinem eigenen Spiegeltelescop, welches achtzehn Zoll hielt. Etwas früher geschah auch eine Immersion des Sterns π im Steinbock, hinter den dunkeln Theil des Mondes, welche Herr Bayly allein beobachtete. Ich versuchte zwar, ob ich ein kleines achromatisches Seherohr dazu brauchen könnte; allein die Vergrösserungskraft desselben war zu gering.

Bis zum 13ten fiel nichts merkwürdiges vor; allein in der vorhergehenden Nacht war der Seesoldat Harrison, welcher an der Sternwarte Schildwache gestanden, entlaufen, und hatte seine Muskete nebst Zubehör mitgenommen. Sobald wir am Morgen diesen Vorfall erfuhren, mußte ihm eine Parthey von den Unsrigen nachsetzen; allein sie kamen am Abend nach fruchtlosem Suchen zurück. Hierauf wandte ich

mich am 14ten an den Oreo, der mir auch versprach, ihm nachzuschicken, und ihn noch vor Abends zu liefern; doch auch dieses geschah nicht, und ich hatte sogar einigen Grund zu vermuthen, daß Oreo keinen Schritt deshalb gethan habe. Am folgenden Morgen hatten wir wenig Zuspruch von den Einwohnern, da sie doch Tages zuvor in großer Menge bey uns gewesen waren. Sie hatten nehmlich mit unter einige kleine Diebstähle begangen, und fürchteten sich jezt vor der Strafe; sogar der Befehlshaber selbst entfloh mit seiner ganzen Familie. Dies schien mir eine gute Gelegenheit um meinen Soldaten wieder zu bekommen, der sich jezt im Bezirk Hamoa, auf der andern Seite der Insel, aufhalten sollte. Ich bewafnete also zwey Boote, und fuhr in Begleitung eines Eingebohrnen dorthin; unterweges fanden wir den Befehlshaber, der ebenfalls mit uns fuhr. Anderthalb Meilen (*miles*) von dem Orte, stieg ich mit weniger Mannschaft ans Land, und marschirte schnell hinzu, damit der Anblick unserer Boote keinen Aufstand verursachen, und dem Entlaufenen Zeit geben möchte, ins Gebirge zu entfliehen. Allein diese Vorsicht war überflüssig, denn die Einwohner hatten doch bereits Nachricht, daß ich im Anmarsch wäre, und hielten es für das rathsamste, den Deserteur auszuliefern.

Harrison saß zwischen zwey Weibern, und hatte seine Muskete vor sich liegen. Sobald als ich ins Haus trat, standen seine beyden Gesellschafterinnen auf, um für ihn zu sprechen; ich mußte aber dergleichen Vorfälle auch in Zukunft zu verhüten suchen, und befahl ihnen daher sich fortzupacken. Sie brachen in

Thränen aus, und gingen ihres Weges. Hierauf kam Pahah, der Befehlshaber des Bezirks, mit einem Pi- fangstamm und Spanferkel, die er mir als Friedensge- schenk darbringen wollte; ich verwarf aber auch dieses, sagte ihm, er sollte mir aus den Augen gehen, schiffte meinen Deserteur an Bord des zuerst ankommenden Boo- tes ein, und fuhr mit ihm ans Schiff zurück. Bald hernach ward das gute Vernehmen mit den Einwohnern wiederhergestellt. Der Kerl wußte nichts anders zu sei- ner Vertheidigung vorzubringen, als daß ihn die Ein- wohner dazu beredet hätten. Dies mochte auch zum Theil wahr seyn, denn Pahah und die Weiber waren den Tag vor seiner Entlaufung am Schiffe gewesen. Weil er auf seinem Posten geblieben war, bis nur noch wenige Minuten zu seiner Ablösung fehlten, so ließ ich ihn nur gelinde bestrafen.

Omai war nunmehr zwar von uns getrennt, al- lein noch immer nahe genug, um uns, wie ich es ver- langt hatte, Nachricht von sich zu geben. Demzufolge schickte er mir, vierzehn Tage nach unserer Ankunft in O-Raietea, zwey Männer in einem Kanot, welche mir die angenehme Nachricht brachten, daß er von den Eingebohrnen weiter gar nicht beunruhigt würde und al- les gut ginge, ausgenommen, daß seine Ziege, als sie habe Junge werfen wollen, gestorben sey. Zugleich lie- er mich bitten, ich möchte ihm eine andere Ziege, und zwey Beile schicken. Mit Freuden ergriff ich noch die letzte Gelegenheit ihm einen so wesentlichen Dienst zu lei- sten, gab, am 18ten, dem Boten die verlangten Beile nebst einer jungen Ziege und einem Böckchen, aus der Diskovery, und schickte sie nach Huaheine zurück.

Am folgenden Tage ertheilte ich Herrn Capitain
rke, auf den Fall, daß er, nachdem wir diese In-
verlassen hätten, von mir verschlagen werden sollte,
ende Instruktion:

„Durch den Capitain Jacob Cook, Befehlsha-
von Sr. Majestät Kriegs-Schaluppe *) Re-
ution.

„Da die Entfernung von den Societäts-Inseln bis
westlichen Küste von Nord-Amerika ziemlich groß
also die Reise dorthin lange dauern wird, und zum
il mitten im Winter, wo sich Stürme und böses
ter erwarten lassen, geschehen muß: so kann sich
der Fall ereignen, daß sich beyde Schiffe trennen,
Sie aber so viel als möglich zu verhüten suchen müs-

Sollten Sie demungeachtet von mir verschlagen
den, so müssen Sie mich zuerst an der Stelle auf-
en, wo Sie mich zuletzt gesehen haben. Komme
Ihnen innerhalb fünf Tagen nicht zu Gesicht, so se-
Sie, zufolge der Instruktion des Admiralitätskol-
, wovon Sie bereits eine Abschrift erhalten haben,
Reise nach Neu-Albion fort, und suchen wo
lich die Küste in 45° der nördlichen Breite zu errei-
In derselben müssen Sie, in mäßiger Entfer-
vom Lande, zehn Tage lang kreuzen. Sehen Sie
aber auch alsdann nicht, so gehen Sie in den ersten
emen Hafen in eben dieser Breite, oder weiter nord-

*) Sloop ist ein Kriegsschiff vom sechsten Range, welches weniger als 24 Kanonen führt, also kleiner als eine Fregatte ist. G. F.

wärts, um Brennholz und Wasser zu laden, und
Erfrischungen zu verschaffen.

Während des Aufenthaltes im Hafen, müssen
fleißig Acht geben lassen, ob ich nicht in See zu se
bin; folglich muß ihre Station so nahe an der Seek
als möglich seyn, damit Sie mich desto leichter erblic
können. Komme ich vor dem ersten April 1778
zu Ihnen zurück, so gehen sie wieder in See, und
geln nordwärts bis zum 56° der Breite, wo Sie
der in gehöriger Entfernung vom Lande, welche nie
15 Meilen (*leagues*) weit seyn darf, bis zum zehn
May kreutzen müssen. Bin ich in der Zwischenzeit
nicht bey Ihnen, so fahren Sie fort, nach Maaßg
der vorhin erwähnten Instruktion, gegen Norden zu
geln, um eine Durchfahrt ins atlantische Meer, d
Hudsons oder Baffins-Bay, zu entdecken. Sch
dieser Versuch fehl, so daß Sie weder durch einen d
Meerbusen, noch auf einem andern Wege durchkomm
und die Jahreszeit den längern Aufenthalt in höh
Breiten unsicher macht, so sollen Sie sich nach dem
fen St. Peter und St. Paul, in Kamtschatka
ben, um daselbst zu überwintern und ihre Mannsc
zu erfrischen. Sollte es Ihnen indessen in diesem H
an gehörigen Erfrischungen fehlen, so steht es Ih
frey, sich nach Willkühr einen andern Aufenthalt zu
chen; nur müssen Sie dem Gouverneur zuvor
Nachricht von ihrer vorhabenden Reise einhändigen,
ihn bitten, sie mir bey meiner Ankunft zuzustellen.
Frühling des folgenden 1779sten Jahres aber m
Sie, und zwar wo möglich um oder vor dem zeh
May, in besagten Hafen zurückkehren. Erhalten

dann keine neuen Befehle, oder sonstige Nachricht
mir, welche eine Abweichung von der mehrerwähn-
Instruktion rechtfertigen könnte, so müssen Sie sich
ner darnach richten, und dasjenige was davon noch
e erfüllt ist, in Erfüllung zu bringen suchen, in so
es gegenwärtigen Verhaltungsbefehlen nicht zuwider
st. Sollte Krankheit oder sonst ein Vorfall Sie an
sführung dieser Instruction sowohl als der des Admi-
itätscollegii verhindern, so müssen Sie dieselben dem
fficier, der im Commando zunächst auf Sie folgt, über-
en, welcher hierdurch angehalten wird, sie bestmög-
st zu erfüllen. Gegeben unter meiner Hand, an
rd der Resolution in Ulietea am 18ten Novem-
1777.

Jakob Cook.

An Herrn Capitain Carl Clerke, Commandeur der Königlichen Schaluppe Discovery.

Während unseres hiesigen Aufenthalts wurden die
hiffe auf die Seite gelegt, und von dem anhängen-
Unrath überall rein gemacht. Auch nagelten wir ei-
e Zinnplatten auf den Untertheil, die Herr Pelham,
kretair bey dem Proviant-Commissariat der Königli-
n Flotte, statt der Kupferplatten, probiren las-
wollte.

Am 24sten des Morgens erfuhr ich, daß man am
rd der Discovery einen Midschipman *) und einen

*) Midschipman ist eine Art von Seekadett, doch mit dem Unterschiede, daß er schon auf Commando gebraucht,

Matrosen vermisse, und gleich darauf gaben uns die E
gebohrnen Nachricht, daß sie bereits am vorhergehend
Abend in einem Canot davon gegangen wären, und
gegenwärtig an einem andern Ende der Insel aufhielt
Von dem Midschipmann war es bekannt, daß er
Wunsch hier zu bleiben geäussert hatte; also konnte m
jezt desto sicherer schließen, daß er mit seinem Gehül
in keiner andern Absicht entlaufen sey. Capitain Cle
bewafnete zwey Boote, nahm ein Detaschement See
daten mit, und suchte sie auf; allein am Abend kam
unverrichteter Sache zurück, ohne noch einmal bestim
zu wissen, wo die Entlaufenen hingerathen wären. M
so viel konnte er aus dem Betragen der Insulaner
nehmen, daß sie die Deserteurs diesmal vor ihm zu
bergen suchten, und ihn den ganzen Tag über mit erd
teten Nachrichten aufhielten; indem er sie niemals
fand, wo man ihn hinzuweisen bemüht gewesen w
Diese Absicht der Einwohner bestätigte sich am folgend
Morgen durch die Nachricht, daß unsere Flüchtli
sich nach O-Tahah begeben hätten. Außer diesen b
den war indeß noch mancher an Bord, der eben so g
sein Leben auf diesen beliebten Inseln zugebracht hät
folglich mußte ich darauf bedacht seyn, allen ähnlic
Vorfällen vorzubeugen, und jene wieder zurückzubeko
men. Damit aber auch die Einwohner sähen, daß
Ernst machte, entschloß ich mich, selbst nachzuseß
weil ich immer die Erfahrung gemacht hatte, daß sie
nicht getrauten, mich mit falschen Nachrichten zu h
tergehen.

---

und folglich gewissermaßen zu den Unterofficieren gez
wird. G. F.

Am 25sten bewafnete ich daher zwey Boote, und ging in einem derselben mit dem Befehlshaber nach Otahah, ohne anzuhalten bis wir ungefehr die Mitte dieser Insel, an der Ostseite, erreicht hatten. Hier landeten wir an, und Oreo schickte einen Mann voraus, um die Flüchtlinge festzunehmen und bis zu unserer Ankunft zu bewachen. Als wir mit den Booten den Ort erreichten, wo sie, unseren Nachrichten zufolge, sich aufhalten sollten, erfuhren wir, daß sie die Insel verlassen hätten, und bereits am gestrigen Tage nach Bolabola hinüber geschifft wären. Dahin wollte ich ihnen zwar nicht folgen, allein ich besann mich auf eine Maaßregel, welche vermuthlich die Eingebohrnen selbst zwingen mußte, sie zurück zu bringen, und kehrte so an Bord meines Schifes zurück.

In der Nacht beobachtete ich mit Herrn Bayly und Herrn King eine Immersion des dritten Jupitersmabanten. Sie geschahe

nach Herrn Bayly um 2° 37′ 54″
— — King — 2° 37′ 24″ } frühe.
— meiner Beob. — 2° 37′ 44″

Die Herren Bayle und King beobachteten mit Dollonds viertehalbfüßigem achromatischem Telescop, und der stärksten Vergrößerung; ich, mit einem zwey Schuh langen Gregorianischen Reflector, von Bird.

Bald nach Tagesanbruch kam der Befehlshaber Oreo, nebst seinem Sohn, seiner Tochter und seinem Schwiegersohn zu mir an Bord. Ich faßte sogleich den Entschluß die drey letztern anzuhalten, bis die Deserteurs zurückgebracht würden. Herr Capitain Clerke lud sie in dieser Absicht ein, sein Schiff zu besuchen, und so-

bald sie dort angekommen waren, sperrte er sie in seine Kajüte. Oreo war noch bey mir, als er es erfuhr, und klagte es mir sogleich, in der Vermuthung, daß es ohne mein Wissen, und folglich ohne meine Genehmigung geschehen sey. Hierüber half ich ihm aber sogleich aus dem Traume, und nunmehr schien er auch seinetwegen besorgt zu werden und in die sichtbarste Unruhe zu gerathen. Sobald ich dieses merkte, versicherte ich ihn, er könne das Schiff verlassen wenn er wolle, und Veranstaltungen treffen, meine Leute zurückzuschaffen; geschähe dies aber nicht, so würde ich die Seinigen die an Bord des andern Schiffs in Verhaft wären, bey meiner Abreise mit mir nehmen, denn, seine eigne Aufführung, und das Betragen seiner Untergebenen, berechtige mich dieses zu thun, da sie nicht nur jenen zur Flucht behülflich gewesen wären, sondern auch noch zur Stunde unabläßig einige andere zu einem ähnlichen Schritte zu verführen suchten.

Diese Erklärung, die ich dem Oreo und seinem Gefolge völlig begreiflich machte, verwischte den ersten Eindruck von Bestürzung, insofern sie für ihre eigne Sicherheit besorgt seyn mochten; allein sie fanden nunmehr an den Gefangenen einen nicht minder wichtigen Gegenstand ihrer Betrübniß. Viele begaben sich in ihren Canots, unter den Spiegel (Hintertheil) der Discovery, und beklagten die Gefangenschaft ihrer Landsleute in langen, lauten Ausrufungen. Der Name Poedua! (Poyadua) so hieß die Tochter des Oreo, erschallte von allen Seiten; und die Weiber wetteiferten mit einander in Klagen über ihr Schicksal, und es blieb nicht bloß bey Thränen und Geschrey, sondern sie zerfetzten sich auch das Gesicht.

Oreo überließ sich keiner fruchtlosen Wehklage, sondern ergriff sogleich Maasregeln, um uns unsre Flüchtlinge zur Stelle zu schaffen. Er schickte ein Kanot an den König von Bolabola, Opuni, und ließ ihm Nachricht von dem Vorfall geben und ihn bitten, die Entlaufenen zurückzuschicken. Der Botschafter war kein geringer Mann, sondern Putoi, der Vater von Oreo's Schwiegersohn, der noch vor seiner Abreise an Bord kam, um meine Befehle einzuholen. Ich schärfte es ihm ein, ja nicht ohne die Deserteurs zurückzukommen, und auf den Fall, daß sie auch Bolabola verlassen hätten, dem Könige zu sagen, daß er ihnen Canots nachschicken möchte; denn ich konnte wohl vermuthen, daß sie nicht lange an einem Orte bleiben würden.

Unsere Gefangene waren indeß von solcher Wichtigkeit, daß die Insulaner es nicht für rathsam hielten, sich auf den Ausschlag, den Opuni der Sache geben würde, zu verlassen; oder vielmehr war ihre Ungeduld so groß, daß sie auf ein Projekt verfielen, dessen wirkliche Ausführung sie in noch weit größere Noth verwickelt haben würde. Zwischen fünf und sechs Uhr Abends, als ich mich eben am Lande befand, bemerkte ich, daß alle Kähne in und um den Hafen sich plötzlich davon machten, als ob ein panisches Schrecken sie überfallen hätte. Ich erkundigte mich nach der Ursach dieser Flucht, erfuhr sie aber nicht, bis endlich unsere Leute an Bord der Discovery uns zuriefen: die Einwohner hätten Herrn Capitain Clerke und Herrn Gore auf ihrem Spaziergange gefangen genommen. Dieser kühne Streich, der mir auf meinem eignen Wege entgegenarbeitete, lehrte mich, daß keine Zeit zu verlieren sey. Ich

ertheilte unverzüglich der sämmtlichen Mannschaft Be-
fehl, sich zu bewafnen; und binnen fünf Minuten mar-
schirte ein starkes Commando unter Herrn King aus,
um die beyden Herren zu befreyen. Zu gleicher Zei
verfolgte Herr Williamson in zwey bewafneten Boo-
ten die flüchtigen Canots, um ihnen die Flucht ans Land
abzuschneiden. Doch kaum waren beyde Detaschemente
fort, so erhielten wir die Nachricht, man habe uns falsch
berichtet, und ich mußte sie also wieder zurückrufen.

Gleichwohl hatten die Insulaner, wie sie am fol-
genden Tage ohne Scheu erklärten, wirklich die Absicht
gehabt, die Unsrigen festzunehmen. Nur gehörte es
anfänglich in ihren Plan, sich meiner Person zu bemäch-
tigen. Ich hatte die Gewohnheit, alle Abend in fri-
schen Wasser zu baden, und oft ganz allein, jedesmal
aber unbewafnet hinzugehen. In der Erwartung, daß
dieses auch heute geschehen würde, hatten die Einwohner
alles darauf angelegt, mich, und nebenher auch Herrn
Clerke, gefangen zu nehmen, im Fall daß er mich be-
gleitete. Allein seitdem ich mich der Familie des Ober-
hauptes bemächtigt hatte, hielt ich es selbst nicht für
rathsam, mich der Gefahr auszusetzen, in ihre Hände
zu fallen, und rieth auch Herrn Clerke und den Officie-
ren, sich nicht zu weit von den Schiffen zu entfernen.
Oreo fragte mich denselben Nachmittag zu drey verschie-
denen malen, ob ich mich nicht baden würde; und als
er endlich fand, daß ich mich nicht dazu bereden ließ,
ging er mit allen seinen Leuten davon, trotz allem was
ich ihm sagte, um ihn zurückzuhalten. Nichtsdestowe-
niger schöpfte ich noch keinen Verdacht, sondern glaubte,
sie hätten irgend ein eingebildetes Schrecken gehabt, das,

wie gewöhnlich, bald vorüber seyn würde. Da aber ihr Anschlag auf mich mißlungen war, suchten sie ihn an denen auszuführen, die mehr in ihrer Gewalt waren; zum Glück für uns und sie, gelang aber auch dieses nicht, und noch erwünschter war es, daß kein Unglück bey dem ganzen Vorgang geschah. Ausser ein paar Flintenschüssen, welche die flüchtigen Canots anhalten sollten, ward nicht ein Schuß gethan. Vielleicht verdankten die Herren Clerke und Gore, diesem Feuer ihre Sicherheit, da eine Partey mit Keulen bewafneter Eingebohrnen auf sie losmarschirte, aber auch in eben dem Augenblick als der Schuß gehört wurde, wieder auseinander ging. *)

Die Verschwörung, wenn man sie so nennen darf, entdeckte ein Mädchen aus Huaheine, welches ein Officier von jener Insel mitgenommen hatte. Sie behorchte zufälligerweise einige Ulieteaner, die einander erzählten, daß sie den Capitain Clerke und Herrn Gore gefangen nehmen würden; und augenblicklich lief sie hin, dem ersten der ihr von den unsrigen aufstieß, diese Nachricht zu hinterbringen. Diejenigen Einwohner, welchen die Ausführung des Unternehmens anvertraut gewesen war, drohten sie zu ermorden, sobald wir die Insel verlassen haben würden;

*) Vielleicht war es der Umstand, daß Herr Clerke mit einer Pistole in der Hand spatzierte, und sie einmal abfeuerte, der diesmal die Rettung dieser Herren hauptsächlich verursachte. In Capitain Cooks und Herrn Andersons Tagebuche fehlt zwar dieser Umstand; er hat aber Herrn Capitain Kings Autorität für sich. Anmerk. der Urschrift.

daher ließen wir sie heimlich durch ihre Freunde weghohlen und an einen sichern Ort bringen, wo sie so lange versteckt bleiben sollte, bis sich eine Gelegenheit fände, sie nach Huaheine zurückzuschicken.

Am 27sten nahmen wir die Sternwarten und alles was wir an Land gebracht hatten, wieder an Bord, machten die Schiffe vom Strande los, und gingen, etwas weiter draußen im Hafen, vor Anker. Nachmittags hatten die Einwohner ihre Furcht abgelegt, und fanden sich wie gewöhnlich bey uns ein, und man schien von beyden Seiten den gestrigen Vorfall vergessen zu haben. In der Nacht kamen so heftige Windstöße zwischen Süden und Osten mit starken Regengüssen, daß einer davon unser Kabeltau zersprengte. Wir hatten indeß einen andern Anker in Bereitschaft, der das Schiff gleich wieder in Sicherheit brachte. Nachmittags hakten wir das Kabeltau auf, und brachten es wieder in Ordnung.

Oreo fing an unruhig zu werden, daß keine Nachricht von Bolabola kam, und reisete gegen Abend dahin ab, mit der Bitte, wir möchten ihm mit den Schiffen am Morgen drauf folgen. Dies war auch meine Absicht; allein der Wind ließ uns nicht aus dem Hafen. Dafür kam aber Oreo selbst mit den beyden Deserteurs von Bolabola zurück. Diese waren noch am nämlichen Abend, da sie entliefen, nach Otahah gekommen, hatten aber wegen einer Windstille die östlicher gelegenen Inseln nicht erreichen können, sondern sich bequemen müssen, nach Bolabola, und von da nach der kleinen Insel Tubai zu gehen, wo sie Putoi's Vater, der Botschafter an Opuni, festgenommen hatte. Sobald sie an Bord

waren, gab ich meine drey Gefangenen frey, und endigte ein Geschäft, welches mir viele Mühe und Verdruß verursacht hatte. Ich hätte vielleicht weniger Eifer darauf verwandt; allein ich mußte künftigen Vorfällen dieser Art vorbeugen, und den Sohn eines Officiers seinem Vaterlande erhalten. *) Der Wind

*) Ueberdies war auch Cook nicht befugt, einen Unterthanen seines Herrn, der ihm anvertraut worden war, nach Willkühr laufen zu lassen. Was den Hang der Englischen Seeleute, sich auf jenen Inseln des Südmeeres niederzulassen, betrift, so beweiset er nicht so viel für die Otaheitische Lebensart, als gegen die Beurtheilungskraft derer, die einen so thörichten Entschluß fassen konnten. Das Schlaraffen-Leben würde unfehlbar weit eher zu Ende gegangen seyn, als sie sichs einbilden mochten, und fehlte es ihnen an Fähigkeit und Kenntnissen, um sich unter ihren neuen Freunden geltend zu machen, so würden sie höchst wahrscheinlich in Verachtung gesunken, und dort um nichts glücklicher gewesen seyn, als zu Hause. Faulheit und Wollust trieben sie ans Land; aber Erschöpfung, Langeweile und Sklaverey würden bald den Wunsch zurückzukehren bey ihnen rege gemacht haben. Es war nicht genug, gegen die Vorzüge eines Britten gleichgültig zu seyn, sie mußten auch den Kindersinn der Insulaner haben; dann hätten sie sich vielleicht in ihre Lage gefunden. Allein in einem Volke, welches einmal die Stufe dieses Sinnes überstiegen hat, giebt es schwerlich eher eine Rückkehr dahin, als bis man die höchste Stufe ersteigt. Der Weise kann unter Kindern wieder ein Kind werden; aber schwerlich der schwelgende Bube, dem Nichtsthun göttlich dünkt. Wie würde er sich betrogen finden, sobald er sähe, daß auch in Otaheiti Thätigkeit und Arbeit zur Heiterkeit und zur Zufriedenheit gehören! G. F.

blieb beständig Nordwestlich, und hielt uns bis zum 7ten December im Hafen zurück. An diesem Tage, um acht Uhr Morgens, stieg ein schwacher Nordostwind auf, der beyde Schiffe, mit Hülfe aller unserer Boote, in See führte.

Die verflossene Woche hindurch besuchten uns Leute aus allen Gegenden der Insel, und brachten uns einen großen Vorrath von Schweinen und unreifen Pisangfrüchten, welche sich vierzehn Tage bis drey Wochen lang halten, und gekocht, sehr gut anstatt des Brodes genossen werden können. Ueberdies nahmen wir noch einen Vorrath von Brennholz und Wasser an Bord, so daß unser verlängerter Aufenthalt doch nicht ganz verloren war.

Auf Ulietea sind die Einwohner mehrentheils kleiner und dunkler (*blacker*) als auf den benachbarten Inseln. Sie scheinen mir auch weniger an Zucht und Ordnung gewöhnt, welches vielleicht daher rührt, daß sie von den Bolabolanern bezwungen sind, folglich ihr Oberhaupt Oreo, ohne eigene Autorität, bloß ein Statthalter des Beherrschers von Bolabola, die Anzahl der untergeordneten Erihs aber, durch jene Eroberung, allem Ansehn nach, sehr vermindert worden ist. Solchergestalt fehlt es denn hier an Personen, die eignes Interesse haben über die genaue Erfüllung ihrer Befehle zu halten. O-Raietea (*Ulietea*) war gleichwohl, ehe sie in ihren gegenwärtigen Zustand herabsank, die vorzüglichste Insel dieser Gruppe, und vielleicht auch der Hauptsitz des Regenten; denn man sagt, daß selbst die königliche Familie zu O-Taheiti von der ehedem hier regierenden abstammt.

Uru, der abgesetzte Monarch von Ulietea, lebte noch und hielt sich jezt in Huaheine auf. Er ist ein Beyspiel von der Unbeständigkeit menschlicher Hoheit und Macht. Zugleich bewunderten wir aber an ihm die Ergebenheit des Volks gegen ihren königlichen Stamm, und ihre Anhänglichkeit an die Gebräuche, womit die königliche Würde ertheilt wird. Denn Uru hatte die Freyheit, sich alle Insignien dieser Würde zuzueignen, ob er gleich sein Land verloren hatte. Etwas ähnliches bemerkten wir während unseres letzten Aufenthalts zu Ulietea. Mein alter Freund Ori, der ehemalige Regent von Huaheine, besuchte mich daselbst; und ob er gleich seiner Regentschaft beraubt war, kam er doch jederzeit mit einem zahlreichen Gefolge, und mit Geschenken, die uns sehr annehmlich waren. Er sahe jezt weit besser aus als ich ihn auf meinen vorigen beyden Reisen gesehen hatte, *) ob er gleich nun um so viel älter war. Vermuthlich rührt dies daher, daß er jezt, als Privatmann, nicht mehr so fleißig den Awatrank zu sich nehmen darf, wie wohl ehemals als Regent.

*) Capitain Cook sahe den Ori zum erstenmal 1769 in der Endeavour, und zweimal während der zweiten Reise, 1772. G. F.

Sieben

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Ankunft zu Bolabola. Ursachen die mich bewogen Herrn de Bougainvilles Anker zu kaufen. Unterredung mit Opuni. Abreise von den Societäts-Inseln. Einige Nachrichten von Bolabola. Geschichte der Eroberung von Otahah und Ulietea. Ruhm der Bolabolaner. Thiere, die daselbst und auf O-Raietea zurückblieben. Reichlicher Vorrath von Lebensmitteln. Methode das Schweinefleisch einzusalzen. Allerley Betrachtungen über Otaheiti und die Societäts-Inseln. Astronomische und nautische Beobachtungen daselbst.

Nachdem wir den Hafen von O-Raietea verlassen hatten, richteten wir unsern Lauf nach Bolabola. Meine Hauptabsicht bey dem Besuch dieser Insel war die, daß ich von dem Beherrscher derselben Opuni, einen Anker kaufen wollte, den Herr von Bougainville in Otaheiti verloren, die dortigen Einwohner aber aufgefischt, und dem Oberhaupte von Bolabola zum Geschenke gebracht hatten. Mir fehlte es zwar keinesweges an Ankern; allein ich hatte nun mehr alle Beile und andre Eisengeräthschaften, welche uns in England mitgegeben worden, gegen Lebensmittel vertauscht, und sahe mich genöthigt, aus allerley altem Eisen einen neuen Vorrath von ähnlichen Werkzeugen schmieden zu lassen. Was wir an Bord ge-

ha

habt hatten, war größtentheils auch schon zu diesem Behuf verbraucht worden; und Herrn von Bougainville's Anker konnte mir nunmehr aus der Noth helfen.

Oreo sowohl, als sechs oder acht andere Männer von Ulietea, gingen mit uns nach Bolabola, ja die meisten, den Befehlshaber ausgenommen, wären gerne bis nach England mitgereiset. Gegen Sonnenuntergang hatten wir die Südspitze von Bolabola erreicht, und kreuzten nunmehr die ganze Nacht hindurch ab und zu, bis Tagesanbruch, da wir den Hafen an der Westseite der Insel aufsuchten, aber wegen des widrigen Windes darnach hinlaviren mußten. Erst um neun Uhr kamen wir nahe genug, daß wir ein Boot in den Eingang des Hafens vorausschicken konnten, um die Tiefe daselbst zu erforschen, weil ich die Absicht hatte, mit den Schiffen hineinzusegeln und auf ein Paar Tage daselbst vor Anker zu gehen. Der Loots, den ich in dem Boot ausgeschickt hatte, berichtete mir, der Grund sey zwar im Eingange des Hafens felsicht, innwendig aber gut, und wir hätten auch hinlänglichen Raum, hinein zu laviren, indem die Einfahrt eine Drittelmeile betrage. Auf dem Ankerplatz fände man eine Tiefe von sieben und zwanzig bis fünf und zwanzig Faden. Diesem zufolge versuchten wir es, uns hinein zu arbeiten; allein Wind und Fluth waren beyde wider uns, und wir mußten uns also begnügen, unsere Boote auszusetzen, in deren einem ich, mit dem Oreo und seinen Begleitern, mich ans Land rudern ließ.

Wir landeten an einer Stelle, die uns die Einwohner anzeigten, und man führte uns zu dem Opuni, der sich mitten unter einem großen Haufen Volks befand. Um keine Zeit zu verlieren, bat ich diesen Befehlshaber, gleich nach den ersten Complimenten, um den Anker des Herrn von Bougainville, und brachte mein Geschenk zum Vorschein, welches aus einem leinwandnen Schlafrock, einem Hemde, einigen Schnupftüchern von Gaze, einem Spiegel, einigen Glaskorallen und andern Spielereyen, in der Hauptsache aber aus sechs Beilen bestand. Als diese letztern hervorgebracht wurden, schrie die ganze Versammlung laut auf, und Opuni wollte durchaus nichts annehmen, bis ich den Anker erhalten hätte. Er befahl drey Männern, hinzugehen, und mir denselben zu übergeben; was ich dann für gut finde ihm dafür zu schenken, sollten sie mitbringen. Mit diesen Leuten schifften wir uns wieder in unsere Boote ein, und ruderten nach einem kleinen Eiland an der Nordseite des Eingangs in den Hafen, wo der Anker lag. Ich fand ihn kleiner und mangelhafter, als ich vermuthet hatte. Ursprünglich hatte er, seinem Zeichen nach, siebenhundert Pfund gewogen; allein sowohl der Ring, mit einem Theil des daran befestigten Ankers, als dessen beyde Schaufeln waren davon weggebrochen. Jezt errieth ich, weswegen Opuni Bedenken getragen hatte, mein Geschenk anzunehmen; unstreitig besorgte er, daß sein Anker nicht so viel werth wäre, und daß ich etwa, wenn ich ihn sähe, über den Handel böse werden möchte. Ich nahm indeß den Anker, so wie er war, und schickte ihm mein Geschenk, ohne das mindeste davon zurück zu behalten. Da auf diese Art meine Absicht erreicht

war, kehrte ich sogleich an Bord zurück, ließ die Boote einnehmen, und segelte nordwärts.

Indessen kamen einige Eingebohrne, in etwa drey bis vier Kanots, um, wie sie sagten, die Schiffe anzusehen. Sie brachten einige Kokosnüsse und ein Ferkel mit, das einzige welches wir erhielten. Vermuthlich würden wir Lebensmittel genug bekommen haben, falls wir bis am andern Morgen hier geblieben wären; und es muß meines Erachtens die Einwohner geschmerzt haben, daß sie uns am andern Morgen nicht mehr fanden. Allein wir hatten einen ziemlichen Vorrath von allerley Lebensmitteln, hingegen fast keine Tauschwaaren mehr an Bord, so daß wir auf keinerley Weise Ursach fanden uns zu verweilen.

Der Hafen Oteawanua, auf der Insel Bolabola, liegt an der Westseite dieser Insel, und ist einer der geräumigsten, die ich je gesehen habe. Es war mir lieb, daß ich Gelegenheit hatte ihn durch meine Leute besichtigen zu lassen, ungeachtet wir unsere Schiffe nicht hineinbrachten.

Der hohe Berg mit doppeltem Pik, in der Mitte dieser Insel, scheint auf der Ostseite kahl und unfruchtbar zu seyn, an der Westseite hingegen wachsen, selbst an seinen steilsten Wänden, Bäume und Gebüsche. Die Niedrigung rund um die Insel her, längs dem Strande, ist, wie in den benachbarten Inseln, mit Kokospalmen und Brodbäumen besetzt. Ausserdem liegen eine Menge kleiner Eilande im Umkreise innerhalb des Riefs, welche Ueberfluß an vegetabilischen Produkten hervorbringen, und stark bewohnt sind. Allein in Betracht des geringen Umkreises der Insel,

der nicht über acht Seemeilen beträgt, ist es immer sehr merkwürdig, daß die dasigen Einwohner Ulietea und Otahah erobert haben, wovon die erstere allein wenigstens noch einmal so groß ist. Ueber den Krieg, welcher diese große Revolution hervorgebracht hat, hörte ich auf meinen drey Reisen vieles sprechen, und es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, von jenen Begebenheiten, so weit wir sie erfuhren, hier einige Nachrichten zu finden *).

Ulietea (o-Raietea) und das nahliegende Otahah waren lange Zeit mit einander im Frieden, oder, wie es die Einwohner ausdrücken: man hielt sie für ein Paar Brüder, deren Interesse unzertrennlich war. Huaheine gehörte mit in ihren Freundschaftsbund; doch war es nicht so innig mit ihnen verbrüdert. Allein Otahah ward an den anderen zum Verräther, und verband sich mit Bolabola zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf Ulietea. Die Einwohner dieser letztern Insel riefen ihre Freunde von Huaheine zu Hülfe. Eine Priesterin oder Prophetin munterte die Bolabolaner zu ihrer Unternehmung auf, und prophezeihte ihnen einen glücklichen Erfolg. Zum Beweise der Wahrheit ihrer Prophezeihung, verlangte sie, daß jemand an einen bestimmten Ort in See gehen sollte, wo ein Stein aus der Tiefe emporsteigen würde. Er ging in seinem Canot an die ihm angedeutete Stelle, und wollte eben untertauchen, um zu sehen, wo denn dieser Stein läge, als derselbe plötz-

*) Diese Nachrichten schreiben sich von Herrn Anderson her. G. F.

lich von selbst an die Oberfläche herauf, und in seine Hände sprang. Das Volk erstaunte über dieses Wunder, und der Stein ward im Hause des Eatua (der Gottheit) in Bolabola niedergelegt, wo man ihn noch als einen Beweis aufbewahrt, wie viel das Weib bey Gott vermochte. Nunmehr gingen die Bolabolaner, von der Hofnung des Sieges begeistert, in ihren Kähnen, gegen die vereinigte Flotte von Ulietea und Huaheine aus. Diese letzteren hatten ihre Canots mit Stricken fest an einander gebunden. Die Schlacht dauerte lange, und würde sich vielleicht, trotz Prophezeihung und Wunderwerk, mit der Niederlage der Bolabolaner geendigt haben, wenn diese nicht im entscheidenden Augenblick durch die Macht von Otaha unterstützt worden wären. Dies gab den Sieg in ihre Hände, und verursachte ein großes Blutbad unter den Feinden. Die Bolabolaner verfolgten ihren Vortheil, und gingen nach zwey Tagen auf Huaheine los, dessen Krieger größtentheils abwesend waren, und das deshalb nur schlecht vertheidigt werden konnte. Sie bemeisterten sich also auch dieser Insel. Die Flüchtlinge eilten nach Otaheiti, und erzählten dort ihr trauriges Schicksal. Ihre Landsleute und die Männer von Ulietea, welche sich dort befanden, wurden durch diese Erzählung so gerührt, daß sie ihnen Beystand versprachen. Man rüstete nur zehn Kriegscanots aus, führte sie aber mit so viel Klugheit, daß sie in Huaheine im Dunkeln der Nacht anlandeten, die Bolabolaner überfielen, viele erwürgten, und die übrigen in die Flucht schlugen. Solchergestalt setzten sie sich wieder in Besitz ihrer Insel, welche noch jezt unabhängig ist, und ihre eigne Oberhäupter hat.

Gleich nach der ersten Niederlage der vereinigten Flot-
ten von Ulietea und Huaheine, schlugen die Krieger
von Otahah ihren Alliirten, den Bolabolanern,
vor, die Eroberung in gleiche Theile zu theilen. Die
Bolabolaner wollten von diesem Vorschlag nicht
wissen; also war der Bund gebrochen, und es ent-
stand ein neuer Krieg, in welchem sowohl Otahah al
Ulietea erobert ward. Seitdem sind beyde noch den
Bolabolanern unterworfen, und die daselbst befeh-
lenden Oberhäupter, sind nur Statthalter des König
Opuni. Fünf blutige Schlachten, welche an ver-
schiedenen Orten vorfielen, entschieden das Schicksa
dieser Inseln.

Ich habe bereits an mehreren Stellen erinnert,
daß die hiesigen Insulaner den Zeitpunkt ehemalige
Begebenheiten nicht recht anzugeben wissen. Eben die
se Unvollkommenheit ihres Gedächtnisses oder ihre
Chronologie und Rechenkunst war auch Ursache, da
sie uns nicht bestimmt sagen konnten, wann dieser Krie
vorgefallen sey. So viel ließ sich aus Nebenumstän
den schließen, daß seitdem noch nicht gar viele Jahr
verflossen seyn konnten. Die Eroberung von Ulietea
womit sich der Krieg endigte, war schon vor meine
Ankunft daselbst im Jahr 1769, vorgefallen. Allei
der Friede konnte damals noch nicht lange gedauert ha
ben, denn wir sahen noch die Spuren ganz neuerli
verübter Feindseligkeiten *). Das Alter des gegen
wärtigen Oberhaupts von Huaheine, Territari

*) Die Hawkesworthische Sammlung der neuesten Engl
schen Reisen giebt davon einige Nachricht. G. F.

kann ebenfalls zu einiger Bestimmung dieser Epoche dienen. Er war, dem Ansehen nach, schwerlich über zehn bis zwölf Jahr alt, und sein Vater sollte in einer von jenen Schlachten umgekommen seyn. Was den Anfang des Kriegs betrift, so müssen wir ihn wieder nur errathen. Junge Leute von zwanzig Jahren wußten sich kaum der ersten Schlachten zu erinnern; und von einer andern Seite wußten Omai's Landsleute, die er in Watiu fand, gar nichts von diesem ganzen Kriege, der folglich erst nach ihrer Reise vorgefallen seyn muß.

Seit der Eroberungsepoche hält man die Bolabolaner für unüberwindlich; sie haben sich sogar in O-Taheiti, ohnerachtet dieses doch ziemlich weit entlegen ist, den Ruhm der Tapferkeit erworben, und werden vielleicht gar gefürchtet. Man behauptet, daß sie in der Schlacht nie den Rücken kehren, und eine gleiche Anzahl anderer Insulaner allemal aus dem Felde schlagen. Allein noch neben diesen Vorzügen haben die Bolabolaner, wie die Nachbarn glauben, das meiste von ihrer Uebermacht ihrem Gotte zu danken, der vorzüglich mächtig seyn soll. Er war es, der, wie sie behaupten, uns durch widrige Winde in Ulietea zurückhielt, damit wir die unter seinem besondern Schutz stehende Insel Bolabola nicht besuchen möchten.

Ein Beweis, daß die Bolabolaner bey den Otaheitiern in großem Rufe stehen, ist das Geschenk, welches diese ihnen mit dem Anker des Herrn von Bougainville gemacht hatten. Vermuthlich sollte auch der Spanische Stier aus keiner andern Ursache dorthin transportirt werden, so wie sie auch bereits

eine dritte Europäische Seltenheit, nehmlich das Männchen eines Thieres, welches die Spanier nach Otaheiti gebracht, in ihre Hände bekommen hatten. Wir konnten uns nach der Beschreibung, die uns die Insulaner davon gaben, keinen rechten Begriff davon machen. Endlich erfuhren wir durch die von Capitain Clerke's Schiffe Entlaufenen, die das Thier in Bolabola gesehen hatten, daß es ein Schafbock wäre. Diese Nachricht bewog mich, als ich ans Land ging, um mich mit dem Opuni zu besprechen, ein Mutterschaf vom Cap mitzunehmen, und durch dieses Geschenk den Grund zur Schafzucht in Bolabola zu legen. Dem Oreo in Ulietea ließ ich ein Paar Schweine von der Englischen Race, und ein Paar Ziegen. Innerhalb weniger Jahre wird sich also auf O[illegible] und den benachbarten Inseln nicht allein die Race von Schweinen merklich verbessern, sondern wahrscheinlich werden sich auch alle die schätzbaren Thierarten, die wir aus Europa mitgebracht haben, dort vermehren, und alsdenn wird kein Erfrischungsort in der ganzen Welt jenen Inseln gleich kommen. Schon jezt kenne ich keinen, der sie überträfe. Wiederholte Erfahrungen auf mehreren nach einander folgenden Reisen haben mich überzeugt, daß wenn nicht innerliche Kriege ihren Wohlstand stöhren, sondern sie unter einander, wie jezt seit mehreren Jahren, Friede haben, alle Produkte, und namentlich das vorzüglichste, die Schweine, daselbst im größten Ueberfluß zu haben sind. Hätten wir ein größeres Sortiment von Waaren, und einen hinlänglichen Vorrath von Salz gehabt, so wäre es leicht gewesen, dort Schweinefleisch auf zwölf Monate für unsere sämmtliche Mannschaft einzusalzen. Al-

lein unser Besuch in den Freundschafts-Inseln, und der lange Aufenthalt in Otaheiti und dessen Nachbarschaft, erschöpfte alle unsere Waaren, besonders die Beile, die doch fast das einzige waren, wogegen Schweine vertauscht wurden. Unser Salz reichte kaum hin, funfzehn kleine Tonnen Fleisch einzusalzen, nehmlich fünf in den Freundschafts-Inseln, und zehn in Otaheiti. Eine verhältnißmäßige Quantität ließ auch Capitain Clerke für sein Schiff einböckeln.

Das Verfahren dabey war das nehmliche, dessen ich mich bereits auf meiner vorigen Reise mit gutem Erfolg bedient hatte. Man schlachtete nehmlich des Abends, reinigte und zerschnitt sogleich das Fleisch, um es noch, so lange es warm blieb, einzusalzen. Hierauf legte man es so hin, daß die Flüßigkeiten davon abträufeln konnten. Am Morgen salzte man es noch einmal, packte es in Fässer, und begoß es mit der Lacke. In diesem Zustande blieb es fünf bis sieben Tage lang; dann mußte es herausgenommen und Stück für Stück besichtigt werden. Was etwa im geringsten eine Spur von Fäulniß zeigte, ward zurückgelegt, das gute hingegen in ein frisches Faß gepackt, mit guter Lacke nachgefüllt und verschlossen. In acht bis zehn Tagen besichtigten wir es zum zweytenmal, doch schien diese Besichtigung fast überflüßig zu seyn, denn wir fanden es mehrentheils durchaus gut geböckelt. Ein Gemisch von Boysalz und weissem Salz taugt dazu am besten, doch kann man auch jedes für sich gebrauchen. Die größeren Blutgefäße müssen sorgfältig ausgeschnitten werden, auch muß man sich hüten, zu viel auf einmal in eine Tonne zu packen, damit die Stücken die

in der Mitte liegen, sich nicht erhitzen, und folglich vom Salze nicht durchdrungen werden, wie es uns einmal ging, als wir eine ungewöhnlich große Anzahl Schweine eingeschlachtet hatten. Schwüles, regnichtes Wetter ist in dem heißen Erdstrich zwischen den Wendekreisen dem Einsalzen gemeiniglich schädlich.

Vielleicht können die öfteren Besuche von Europäischen Schiffen etwas dazu beygetragen haben, die Schweinezucht in Aufnahme zu bringen, indem die Einwohner nun aus Erfahrung wissen, daß sie, so oft wir kommen, gegen dieses Produkt die kostbarsten Waaren von uns eintauschen können. Sie erwarten täglich die Rückkehr der Spanier, in Otaheiti, und innerhalb zweyer Jahre wird man auch uns sowohl dort als auf den benachbarten Inseln entgegen sehen. Es ist umsonst, daß wir ihnen sagten, wir kämen nicht wieder; sie meynen, es müsse nun einmal so seyn, ungeachtet keiner die Ursach weiß, warum wir kommen, oder sich die Mühe giebt, darüber nachzudenken.

Ich gestehe es, meines Erachtens würde es diesen armen Menschen ungleich besser gewesen seyn, unsere Ueberlegenheit in Künsten und andern Bequemlichkeiten des Lebens nie kennen zu lernen, als nunmehr, da sie einmal daran gewöhnt sind, ihrer ursprünglichen Unfähigkeit, sich selbst zu vervollkommen, wiederum überlassen zu werden. Hört das Verkehr zwischen uns gänzlich auf, so ist es unmöglich, sie wieder in jene glückliche Mittelmäßigkeit zu versetzen, worin sie vor dem Zeitpunkt der Entdeckung lebten. Es ist für die Europäer gewissermaßen Pflicht geworden, sie in drey

oder vier Jahren einmal zu besuchen, um ihnen einen neuen Vorrath von denjenigen Waaren zuzuführen, womit wir sie zuerst bekannt gemacht, und für welche wir ihnen Geschmack beygebracht haben. Der Mangel einer solchen gelegentlichen Unterstützung wird sonst zu schwer gefühlt werden, da es für sie schon zu spät ist, zu ihren ältern unvollständigeren Nothbehelf zurück zu kehren. Sie verachten jezt ihre ehemaligen Werkzeuge, und haben aufgehört dergleichen zu brauchen, seitdem sie die unsrigen erhielten. Ehe sie die eisernen Geräthschaften, welche gegenwärtig in ihren Händen sind, ganz verbraucht haben, wird die Kenntniß der ihnen eigenthümlichen Werkzeuge verloren gegangen seyn. Eine steinerne Axt ist gegenwärtig eine eben so große Seltenheit bey ihnen, als eine eiserne vor acht Jahren. Knöcherne und steinerne Meißel bekommt man nicht mehr zu sehen; die großen Nägel sind an ihre Stelle getreten, und sie glauben sogar, daß ihr Vorrath von letztern unerschöpflich sey; denn während unsers letztern Aufenthalts war keine Nachfrage darnach. Kleinere Nägel tauschten sie zuweilen noch gegen Früchte ein. In Ulietea waren diesmal Messer die gangbarste Waare, aber Aexte und Beile behaupteten durch alle Inseln unabänderlich ihren ehemaligen Werth. Im Putze wechselt hier die Mode so leicht, wie bey gesittetern Nationen; daher verwerfen sie heute, was ehedem, so lange es Mode war, gefiel. Eiserne Werkzeuge werden aber unstreitig, wegen ihres auffallenden Nutzens, zu allen Zeiten gangbar seyn, und der Mangel derselben, falls man sie nicht von neuem damit versieht, muß sie unfehlbar unglücklich

machen, da sie nicht im Stande sind, dergleichen selbst zu verfertigen, und gleichwohl ohne dieselben nicht mehr zurecht kommen können *).

O-Taheiti ist zwar nicht unter den Societäts-Inseln mit einbegriffen **) allein es wird von derselben Menschenrace bewohnt, deren Charakter und Sitten in den Hauptzügen völlig übereinstimmen. Gewis-

*) Wenn man bedenkt, daß die Ausrüstung von ein Paar Schiffen zu diesem, von Cook vorgeschlagenen menschenfreundlichen Behuf, schwerlich mehr als fünftausend Pfund Sterling, und vielleicht, mit gehöriger Oekonomie, nicht halb so viel kosten würde; so sieht man wohl, daß das Herz derer, die am Ruder sitzen, bey dem Entwurf zu diesen Entdeckungsreisen geschwiegen hat. Der edle Mann, der hier so väterlich für seine Pflegekinder in den Südsee-Inseln spricht, verdiente, daß man, Ihm zu Ehren, seine rührenden Vorstellungen beherzigt, und seine Vorschläge ausgeführt hätte. Ein solches Denkmal wäre dauerhafter, als Schaumünzen und Lobschriften; allein es ist ungleich leichter zu sprechen, als zu handeln. G. F.

**) Da indeß die Natur selbst hier Grenzen zieht, und Gruppen von Inseln bildet, so ist es schicklicher, der Gruppe, wovon die eigentlichen von Cook, dem ersten Entdecker, sogenannten Societäts-Inseln, nur einen Theil ausmachen, diesen allgemeinen Namen zu geben, als die Benennungen ohne Noth zu vervielfältigen. Daher können billig O-Taheiti, Maatea, Tabuamannu, Maurua, zu den übrigen Societäts-Inseln, Huaheine, Raietea, Tahah, und Bolabola gerechnet werden.

G. F.

fermaßen können wir es als ein Glück ansehen, daß die vorzüglichste Insel dieser Gruppe zuerst entdeckt worden ist; denn die Gastfreyheit und Freundschaft, die man uns daselbst erzeigte, mußte sie in der Folge natürlicherweise zu unserm Hauptquartier in dieser Gegend machen. Dieser längere und öftere Aufenthalt hat uns Gelegenheit verschaft, hier genauer als in den benachbarten Inseln mit den Sitten der Einwohner und der Landesart überhaupt bekannt zu werden, wiewohl sich alles, was hier bemerkt worden ist, mit geringer Ausnahme, auch auf jene anwenden läßt.

Von der Lebensart in Otaheiti, welche so manchen, an Bord unserer Schiffe, über alle Maaße gefiel, und diese Insel zu ihrem Lieblingsaufenthalte machte, ist, in unserer vorigen Reisebeschreibung, in gewissen Punkten bereits zu viel gesagt worden; könnte ich daher gleich zu jenen Schilderungen noch manchen vollendenden Zug hinzufügen, so trage ich dennoch Bedenken, in meinem Tagebuche ausschweifende Sitten darzustellen, die nur Ekel erwecken würden, wo ich blos zu belehren wünsche *).

Von ihrer häuslichen Einrichtung, von ihren politischen und gottesdienstlichen Verfassungen, bleibt uns indeß, so vieler Reisen ungeachtet, manches noch immer sehr dunkel, doch haben wir bey unserer diesmali-

*) Der jetzige Präsident des Admiralitätscollegii ist also nicht der Graf Sandwich. Dies lehrt die obige vom Herausgeber in den Text eingeschaltete Stelle. G. F.

gen Anwesenheit über mancherley Punkte neue Aufschlüsse erhalten, die ich zum Theil in der Erzählung der täglichen Vorfälle mit angeführt habe, zum Theil aus Herrn Andersons Tagebuche, im folgenden Hauptstück mittheilen will.

Ueber so manche untergeordnete Beschäftigungen vergassen wir die Hauptgegenstände unserer Reise nicht, und versäumten keine Gelegenheit nautische und astronomische Beobachtungen anzustellen, deren Resultat folgende Tabelle angiebt:

	Südl. Breite.	Oestl. Länge.	Abweichung der Kompasse.	Inclination der Magnetnadel.
Spitze Matavai in Otaheiti	17° 29½′	210° 22′ 28″	5° 34′ östlich,	29° 12′
Hafen O-Wharre in Huaheine	16° 42¾′	208° 52′ 24″	5° 13½′ östlich,	28° 28′
Hafen O-Hamanemo in Ulietea	16° 45½′	208° 25′ 22″	6° 19′ östlich,	29° 5′

Auch über das Steigen der Fluth stellten wir zu Otaheiti und Ulietea Beobachtungen an. Während meiner zweyten Reise schien es Herrn Wales, als wenn die Fluth zu Otaheiti höher steige, als ich sie im Jahr 1769 daselbst beobachtet hatte. Allein unsre diesmalige Beobachtungen, bewiesen im Gegentheil, daß sie nie über zwölf oder höchstens vierzehn Zoll steigt. Die höchste Fluth ist, sowohl in den Vierteln als beym Voll- und Neumond, um die Mittagszeit.

Acht und zwanzigstes Hauptstück *).

Die Nachrichten von O-Taheiti sind noch sehr unvollkommen. Herrschende Winde. Schönheit des Landes. Anbau. Naturseltenheiten. Leibesbeschaffenheit der Einwohner. Krankheiten. Charakter überhaupt. Hang zum Vergnügen. Sprache. Wundarzeney- und Heilkunde. Nahrung. Wirkungen des Awatranks. Zeit des Essens, und dabey vorkommende Gebräuche. Umgang mit dem Frauenzimmer. Beschneidung. Religionssystem. Begriffe von der Seele und dem zukünftigen Leben. Verschiedene abergläubische Gebräuche. Tradition von der Schöpfung. Historische Legende. Ehrenbezeugung, die man dem Könige erweiset. Rangordnung. Bestrafung der Verbrecher. Merkwürdigkeiten der benachbarten Inseln. Namen ihrer Götter. Namen der Inseln welche von dort aus besucht werden. Umfang und Gränzen ihrer Schiffahrt.

Auf den ersten Blick möchte es vielleicht manchem überflüßig scheinen, zu den Nachrichten von Otahei-

*) Welches Herrn Anderson's Nachrichten enthält.

ti, die in Wallis, Bougainville's und Cooks verschiedenen Reisebeschreibungen vorkommen, noch etwas hinzuzufügen, und man möchte sich einbilden, es könnten hier nicht leicht mehr als bloße Wiederhohlungen des schon Bekannten vorkommen. Ich bin indeß ganz verschiedener Meynung, getraue mir zu behaupten, daß ungeachtet der genauen Beschreibungen des Landes und der auffallendsten Gebräuche der Insulaner, die wir vorzüglich dem Capitain Cook verdanken, dennoch vieles ganz unberührt geblieben ist. Es hat sich auch hie und dort ein Irrthum eingeschlichen, der nur durch wiederholte Beobachtungen verbessert werden konnte; und noch jezt sind wir von vielen der wichtigsten Einrichtungen jener Völkerschaften nicht gehörig unterrichtet. Zum Theil rührt dies daher, daß wir uns verhältnißweise nie lange genug hier aufhielten. Andern Theils hatten viele unter uns keine Zeit zu beobachten und zu untersuchen; noch mehreren fehlte es an Kenntnissen, um ihre Nachforschungen mit gehöriger Sorgfalt und Ordnung anzustellen; und all mpfte gemeinschaftlich, wiewohl in ungleichem Grade, mit den Schwierigkeiten, welche aus Mangel an Kenntniß der Landessprache entspringen. Dieses letztere Hindern konnten die Spanier eher überwinden, da einige von ihnen sich länger in O-Taheiti aufhielten, als andere Europäer, so daß ihr Aufenthalt sie in Stand setzte mußte, über mancherley Gegenstände die vollständigsten und befriedigendsten Nachrichten einzuziehen, deren Quellen hingegen uns, trotz den eifrigsten Bemühungen unzugänglich geblieben sind. Allein es ist nicht nur ungewiß, sondern auch wohl unwahrscheinlich, daß die Spanier je von diesen Entdeckungen etwas bekannt machen werden; also halte ich es nicht für überflüßig, hi

nachrichten vorzutragen, welche ich über allerley Gegenstände, theils von Omai während seines Aufenthalts an Bord, theils von andern Insulanern, zu den bereits Bekannten, habe hinzusammeln können.

Den größten Theil des Jahres hindurch herrscht der Wind zwischen Ost-Süd-Ost und Ost-Nord-Ost, oder der eigentliche Passatwind, den die Insulaner Maarai nennen. Zuweilen wird dieser Wind sehr heftig; alsdenn ist der Himmel meistentheils umwölkt, und es stürzen mitunter Regengüsse herab. Ist hingegen der Wind gemäßigt, so pflegt er helles, beständig heiteres Wetter mitzubringen. Geht er noch weiter südwärts, so daß er südöstlich oder gar südsüdöstlich wird, so ist er gelinde, und das Meer zugleich sehr eben; unter diesen Umständen nennt man ihn Mauá (*Maoai*). Während der Monate, wo die Sonne fast senkrecht steht, nämlich im December und Januar, ist Wind und Witterung veränderlich; der Wind kommt alsdann öfters aus West-Nord-West oder auch Nord-Westen, und heißt Toerau. Zuweilen ist dieser Wind heftig, mehrentheils aber gemäßigt, und nie hält er länger nach einander an, als fünf oder sechs Tage. Die Einwohner der westlicher gelegenen Inseln können nur mit diesem Winde in ihren Canots nach Otaheiti schiffen. Ist er noch etwas mehr nördlich, so heißt er Era-potáa, und wehet gelinder; daher halten sie ihn für die Gemahlin des Toerau, der, nach ihrer Fabellehre, männlichen Geschlechts ist.

Süd-West- und West-Süd-Westwinde sind insgemein sanft und noch häufiger als die vorhingenannten, und werden durch Windstillen und leichte Lüftchen aus Osten unterbrochen; doch stellen sie sich auch,

zuweilen, in heftigen Stößen (*squalls*) ein. Die Witterung ist dabey meistens finster, bewölkt, regnicht, die Luft ist drückend heiß, und oft kommen starke Gewitter, die man in der Landessprache Toa *) nennt. Sie folgen bisweilen auf den Toerau; welches auch der Fall mit dem noch südlicheren Farua ist, der zuweilen so heftig stürmt, daß er Häuser umstürzt und Bäume, zumal die hohen Kokospalmen, aus den Wurzeln reißt, aber nur kurze Zeit anhält. **)

Die Einwohner scheinen eben keine genauen Kenntnisse von diesen Veränderungen zu besitzen, wiewohl sie, vorgeblich, einige allgemeine Folgerungen aus ihrer Wirkung ziehen. Sie sagen z. B. wenn die See hohl klingt, und sich langsam am Ufer, oder eigentlich an dem äußern Riefe, bricht, so bedeutet es gutes Wetter; ist im Gegentheil der Klang scharf, und folgen

*) Toa heißt Krieg, und folglich wird das Wort, in Beziehung auf den Streit der Elemente beym Donnerwetter, hier bildlich gebraucht. G. F.

**) Man vergleiche hiemit Forsters Bemerkungen ꝛc. S. 436. Dort heißt die Mittagslinie t'Era-Hwattea, welches Wort oben im Text Era-potäa geschrieben wird. Tu-errau (hier Toerau) heißt dort Norden; Toa, Süden. Entweder sind die Insulaner unter sich über diese Begriffe nicht einig, oder die Verschiedenheit liegt an der Sprachkenntniß, die jeder Beobachter sich erworben hatte. Fast sollte man das Erstere vermuthen, da Herr Anderson gleich darauf sagt: daß die Einwohner keine genauen Kenntnisse über diesen Punkt besitzen.

G. F.

die Wellen schnell aufeinander, so hat man schlechtes zu erwarten.

Vielleicht giebt es in der ganzen Welt keine Gegend, die einen reichern Prospekt darböte, als der südöstliche Theil von Otaheiti. Die Berge sind steil und hoch, und an vielen Orten ragen schroffe Felsenspitzen hervor; alles ist aber bis zum Gipfel mit Bäumen und Gesträuchen überwachsen. Der Fels sogar scheint organische Kräfte hervorbringen und entwickeln zu können. Die Flächen, welche längs dem Strande das Gebirge begränzen, prangen mit einem Pflanzenreichthum, dessen Kraft und Schönheit nirgends übertroffen wird. Mit eben so freygebiger Hand legte die Natur in jedes Thal einen Bach, der sich oft, indem er sich dem Meere nähert, in mehrere Aerme zertheilt, und auf solche Art einen größern Bezirk des flachen Gefildes wässert und befruchtet. Auf diesen Ebnen liegen die Wohnungen der Insulaner ohne Ordnung zerstreut, und bilden für den Zuschauer auf den Schiffen den reizendsten Anblick, indem sie zwischen den Bäumen am Strande häufig hervorschimmern. Was die Schönheit dieser Landschaft erhöht, ist die innerhalb der Korallenriefe beständig stille, ruhige See, worauf die Einwohner zu allen Zeiten in völliger Sicherheit mit ihren Kähnen hin und her schiffen, oder auf den Fischfang ausgehen können. Oft, wenn ich mich in diesen Anblick vertiefte, betrübte es mich, daß ich ihn in Worten nicht so anschauend darstellen konnte, damit auch diejenigen, die ihn nicht genossen haben, dennoch auf ähnliche Art gerührt werden möchten.

Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, und das milde heitre Klima ist unstreitig die Ursach, daß der Anbau so sehr vernachlässigt wird. An vielen Orten, wo die herrlichsten Naturprodukte im Ueberfluß hervorwuchsen, sahe ich oft keine Spur von Pflege. Der Papiermaulberbaum, den man aus Saamen zieht, welche im Gebirge reifen, und der Awa, oder die berauschende Pfefferstaude, welche in der frühesten Periode des Wachsthums mit den Blättern des Brodbaums zugedeckt, und so vor der Sonnenhitze verwahrt werden muß, sind fast das einzige, worauf sie einige Mühe verwenden, und deren Anpflanzungen sie sorgfältig von Unkraut säubern.

Ich habe mich öfters nach ihrem Verfahren beym Anbau des Brodbaums erkundigt, jedesmal aber zur Antwort erhalten, daß er nie gepflanzt würde. Dieses muß auch in der That einem jeden einleuchten, der nur auf die Stellen Acht geben will, wo junge Bäume aufsprossen. Sie entspringen allezeit aus den Wurzeln der ältern Bäume, die nahe an der Oberfläche fortlaufen. Die Brodbäume gehören folglich zu den hier zu Lande einheimischen, wildwachsenden Baumarten, und würden hier vorhanden seyn, wenn auch die Insel ganz unbewohnt wäre, in eben der Art wie in Van-Diemens-Land die Wälder aus den Bäumen mit weißer Rinde (*Melaleuca Leucadendron*) bestehen. Der Einwohner von Otaheiti ist also nicht sowohl gezwungen diesen Baum zu seinem Lebensunterhalt zu pflanzen, sondern er muß im Gegentheil nur zu verhüten suchen, daß er nicht allzusehr überhand nehme, und sich gar zu weit verbreite. Auch vermuthe ich, daß

man zuweilen Brodbäume ausrottet, um andern Fruchtbäumen Platz zu machen, damit doch einige Abwechslung der Nahrungsmittel Statt finden möge. *)

Von diesen Nahrungsmitteln sind Kokosnüsse und Pisangfrüchte die vorzüglichsten. Die Kokospalme macht, sobald sie ein paar Schuhe hoch über die Erde hervorragt, dem Pflanzer weiter keine Mühe. Der Pisangstamm erfordert etwas mehr Sorgfalt; denn nachdem er gepflanzt worden ist, schießt er in die Höhe, und fängt nach Verlauf von ungefähr drey Monaten an **) Früchte zu tragen. Zu gleicher Zeit sproß-

*) In dieser Vorstellung ist augenscheinlich viel übertriebenes. Erstlich widerspricht sie geradezu den Nachrichten, die Cook selbst, Solander (in Ellis Abh. von der Brodfrucht und dem Mangostan) und Crozet von der Pflanzung dieses Baums mitgetheilt haben. Zweytens scheint es auch unnatürlich, daß der samenlose Brodbaum anders als durch die Cultur entsprungen seyn könne. Drittens gilt der Schluß nicht, wo ich die Sp[illegible] von Anbau nicht gewahr werde, da fand nie Anbau statt. Um einen Brodbaum her, der vor funfzig Jahren gepflanzt wurde, mag es immerhin wild aussehen, es mag ein junger Wald aus seinen Wurzeln schlagen; dies ist natürlich genug. Allein eben jene jungen Stämme, die aus der Wurzel schlagen, müssen ja verpflanzt werden, weil sie nicht unter den Aesten des alten Stammes aufwachsen können. Und hat Herr A. niemals gehört, daß man gerade in der Absicht, junge Schößlinge zu ziehen, die Wurzeln einkerbt? G. F.

**) Die wenigsten Spielarten des Pisangs werden sobald zeitig. Die meisten erfordern sechs bis acht Monathe, einige noch längere Zeit. G. F.

sen junge Schößlinge hervor, welche nach und nach Früchte tragen, indem man die alten Stöcke abhaut, sobald die Frucht gepflückt ist. Die Produkte dieser Insel sind indeß nicht so mannichfaltig, als sie häufig sind.

Unter die wenigen Naturmerkwürdigkeiten, die es hier giebt, gehört ein Teich oder See von frischem Wasser auf einem der höchsten Berge, wohin die Reise drey bis vier Tage erfordert, und der sehr tief seyn soll. Die Einwohner befahren ihn mit kleinen Flößen aus Pisangstämmen, um die erstaunlich großen Aale zu fangen, die sich darin aufhalten. Dieser See hat selbst auf den übrigen Societäts-Inseln den Ruf der Seltenheit, und Reisende, die von Otaheiti nach ihrer Heimat zurückkommen, werden von ihren Bekannten gemeiniglich zuerst gefragt, ob sie denselben gesehen haben. In gleicher Entfernung von der Küste findet man noch einen kleinen Teich, dessen Wasser dem Anschein nach gut ist, aber einen gelben Bodensatz hat und übel schmeckt. Denen die es trinken, soll es schädlich seyn, und wer darin badet, soll Beulen und Geschwüre bekommen. *)

Der Unterschied zwischen den Einwohnern von Tongatabu und den Otaheitiern fiel uns beym ersten Anblicke sehr merklich auf. Jene haben einen festen

*) Es wäre der Mühe werth gewesen sowohl dieses Wasser, als die mineralischen Produkte in der Nähe genauer zu untersuchen; vielleicht würden wir hierdurch manchen Aufschluß über die Bildung der Insel erhalten haben.

G. F.

Körperbau und eine dunkle Farbe; diese aber zeichnen sich durch eine gewisse Weichlichkeit und Weiße aus. Wir bedachten uns lange, ehe wir diese Eigenschaften der letztern als einen Vorzug wollten gelten lassen, und vielleicht thaten wir es endlich nur darum, weil wir uns des längern Aufenthalts wegen mehr an sie gewöhnt, und jene mehr vergessen hatten. Das Otaheitische Frauenzimmer war indeß, wegen seines zarten Baues, dem dortigen, und sogar dem Frauenzimmer vieler andern Länder, in jeder Rücksicht weit vorzuziehen. Die Männer unterscheiden sich von denen zu Tongatabu, durch einen langen Bart, und auch dadurch, daß sie das Haupthaar nicht, wie in jener Insel, kurz abgestutzt tragen. Die Einwohner der Freundschafts-Inseln verrichten schwere Arbeit, und haben daher einen muskulösen Körper; in Otaheiti ist die heftige Anstrengung nicht nöthig, weil der Boden fruchtbarer ist; daher ist der indolente Einwohner auch viel glatter und ausgestopfter. Diese Leibesbeschaffenheit mag sich wohl unsern Schönheitsbegriffen etwas nähern, allein im Grunde ist sie darum nicht vortheilhafter, denn sie verursacht eine Art von Schlaffheit, welche in allen Bewegungen der Otaheitier sichtbar ist. Am deutlichsten merkt man den Unterschied, wenn sie sich schlagen oder mit einander ringen. Der Otaheitische Zweykampf von dieser Art, ist ein bloßes Kinderspiel im Vergleich mit den männlichen und kräftigen Uebungen der Einwohner auf den Freundschaftsinseln.

Körperliche Vorzüge gelten in Otaheiti viel, und man hat Mittel ersonnen, dergleichen, nach einmal angenommenen Begriffen von Schönheit, zu erlangen.

Unter andern suchen die Erriohs, oder unverheirath
ten Vornehmen, sich eine weißere Haut zu verschaffe
In dieser Absicht gehen sie ein paar Monate lang nic
aus, tragen eine große Menge Kleider, und esse
nichts als Brodfrucht, welche hierbey das vorzüglichs
thun soll. Sie scheinen auch sonst der Meynung z
seyn, daß ihre Dicke und ihre Farbe von der Wahl d
Nahrungsmittel abhängen. Vermuthlich hat d
Wechsel der Jahrszeiten, welcher Veränderungen
ihrer Diät nothwendig macht, zu dieser Beobachtun
Gelegenheit gegeben.

Wenigstens neun Zehntheile ihrer gewöhnliche
Nahrung bestehen aus Pflanzenspeisen, und zwar haup
sächlich aus Mahei, oder gegohrner Brodfrucht, o
ne welche sie fast keine Mahlzeit thun. Dieser Mah
befördert die Leibesöffnung und erfrischt das Blut; e
Vortheil, den wir bey unsern animalischen Nahrung
mitteln nicht genossen. Ihre Mäßigkeit ist vermut
lich Ursach, daß sie so wenigen Krankheiten unterwo
fen sind. Sie kennen nur fünf bis sechs chronische od
National-Krankheiten, worunter die Wassersucht un
die ödematöse Geschwulst, Fefá, gehören, welc
letztere auch in Tongatabu häufig vorkommt. Se
dem die Europäer zu ihnen gekommen sind, ist da
Verzeichniß ihrer Krankheiten mit einer vermehrt wo
den, die ärger als alle übrigen ist, und jezt beyna
allgemein unter ihnen herrscht. Sie kennen kein wir
sames Mittel gegen dieses Uebel, und gestehen, da
die Kräuter, welche die Priester dawider verordne
nie eine Kur bewirken. Unter gewissen Umständen s
indeß die Natur selbst, ohne Hülfe des Arztes, da

Gift dieser schrecklichen Krankheit aus dem Körper schaffen, und eine völlige Wiederherstellung bewirken. Sie behaupten, wenn ein Inficirter mit andern aus einerley Geschirr esse oder dieselben Sachen angreife, so theile er ihnen die Ansteckung mit, und in diesem Falle werde oft der zuletzt angesteckte, indeß jener sich erhole. Wie dieses zugehen möge, ist uns freylich unbegreiflich.

Das Betragen dieser Insulaner scheint bey jeder Gelegenheit etwas Offenes und eine edle Denkungsart zum Grunde zu haben. Indeß pflegte doch Omai, der als ihr Landsmann ihre Fehler wohl eher hätte verhehlen sollen, zu erzählen, daß sie ihre Feinde oft mit Grausamkeit behandeln, und sogar mit kaltem Blute vorsetzlich peinigen. Zuweilen zwicken sie ihnen von verschiedenen Theilen des Leibes kleine Stückchen Fleisch ab, zuweilen reissen sie ihnen die Augen aus, schneiden ihnen die Nase ab, und tödten sie zuletzt durch Aufschneiden des Bauches. Diese Grausamkeiten werden indeß nur bey gewissen Gelegenheiten ausgeübt.

Wenn Frölichkeit ein Zeichen von Unschuld und gutem Gewissen wäre, so müßte man von diesen Leuten glauben, daß sie sich keiner Art von Laster schuldig machten. Allein mich dünkt, ihre Heiterkeit rührt einzig und allein von ihren lebhaften, aber schnell vorübergehenden Gefühlen her. Nie sah ich, daß sie eine Spur von Betrübniß übrig behielten, sobald der kritische Augenblick irgend einer Widerwärtigkeit vorbey war. Keine Sorge zieht Furchen auf ihre Stirne, und nicht einmal der herannahende Tod kann ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit stöhren. Ich habe Personen gesehen, die Krankheit an den Rand des Grabes ge-

fahrt hatte, und wieder andere, die sich zur Schlac
rüsteten; aber in keinem von beyden Fällen, verfinste
te Melankolie oder ernstes Nachdenken ihr Gesich
Bey diesen Anlagen ist alles, was ihnen Ruhe un
Freude gewährt, ihr Zweck. Alle ihre Ergötzlichke
ten zielen darauf ab, leidenschaftliche Liebe zu errege
und zu unterhalten, wozu auch ihre Lieder bestimm
sind, an denen sie unbeschreibliches Wohlgefallen fin
den. Doch wechseln sie auch mit ihren Vergnügunge
ab, um keinen Ueberdruß zu empfinden. Bald besin
gen sie ihre Heldenthaten im Kriege, bald ihre Künst
des Friedens, ihre Reisen nach andern Inseln, un
ihre Abentheuer; die Vorzüge ihrer Insel vor den an
dern, oder die auszeichnenden Schönheiten eines be
liebten Bezirks. Dergleichen Lieder beweisen zur Gnü
ge, daß Musik ihnen großes Vergnügen gewährt. Un
sere künstlicheren Compositionen machten zwar kei
Glück; dagegen ergötzten sie sich an einfachen melodi
schen Tonsätzen, die wir auf einzelnen Instrumente
spielten, denn diese nähern sich der Einfalt ihrer eigne
Musik. *)

Auch halten sie viel auf gewisse körperliche Bewe
gungen, die unter manchen Umständen eine jede Ge

*) Einfach genug ist die Taheitische Musik freylich; denn sie besteht in einer langweiligen Wiederholung von drey höchstens vier schläfrigen Tönen. Die Neuseeländer, die Einwohner der Freundschaftsinseln, und die schwar zen Völker in den neuen Hebriden haben weit mehr Ge schmack an Musik, und ihr eigner Gesang ist ungleich melodischer. G. F.

ichtsunruhe, mit eben dem glücklichen Erfolge, wie
usik, stillen können. Als ich eines Tages um die
pitze Matavai, wo unsere Gezelte standen, spatzie-
n ging, sah ich einen Mann in einem kleinen Canot
schnell rudern und mit spähendem Blick nach allen
eiten um sich her sehen, daß ich aufmerksam ward
d anfänglich glaubte, er müsse an Bord der Schiffe
was entwendet haben, und werde verfolgt. Allein
ld merkte ich, daß er sich eine eigne Art von Zeit-
treib machte. Er ruderte vom Strande ab, bis
der Entfernung, wo die Woge sich zu wölben an-
ngt, gab auf ihre Bewegung genau Obacht, und
derte schnell vor ihr her, bis er merkte, daß sie ihn
geholt habe und stark genug sey, sein Canot fortzu-
iben, ohne darunter weg zu streichen. Dann saß
unbeweglich, und ließ sein Canot mit der schnellen
oge forttreiben, bis es auf dem Strande sitzen blieb.
ier sprang er heraus, leerte es von Wasser, und fuhr
eder ab, um eine neue Woge aufzusuchen. Dieser
ensch schien, indem er sich so schnell und sanft vom
eere tragen ließ, das höchste Vergnügen zu empfin-
n. Er bekümmerte sich weder um die nahen Schiffe
d Gezelte, noch um den großen Schwarm seiner
ndsleute, die daselbst unsere Seltenheiten anstaunten.
ach einiger Zeit kamen verschiedne Insulaner, die
seinem Zeitvertreibe Antheil zu nehmen schienen.
o oft sich Anschein zu einer günstigen Welle zeigte,
efen sie ihm zu, damit er sie nicht verfehlen sollte, wie
zuweilen wirklich geschah, da er hinter sich sehen
ußte, um sie gewahr zu werden. Sie nannten die-
lebung Ehorui, und erzählten mir, sie wäre unter
nen gewöhnlich. Ich konnte das Vergnügen welches

sie gewährt, nur mit demjenigen vergleichen, welch
wir beym Schlittschuhlaufen empfinden. Vielleic
giebt es außerdem bey ihnen noch manche ähnlic
Ergötzlichkeit.

Die Sprache der O-Taheitier ist unstreitig m
der Neuseeländischen, und mit der Sprache in d
Freundschafts-Inseln von einerley Stamme, n
daß sie nicht durch die Kehle gesprochen wird, und d
ihr einige Mitlauter fehlen, welche in jenen Dialekt
vorkommen. Die Hauptunterschiede, wovon dem P
blikum bereits Proben vorgelegt worden sind, beweis
daß hier die Sprache, so wie die Sitten der Einwo
ner, einen sanfteren und milderen Charakter angeno
men hat. Während meiner vorigen Reisen hatte i
ein beträchtliches Verzeichniß von Wörtern gesamme
welches ich auf der gegenwärtigen Reise, theils dur
öftere Unterredungen mit dem Omai, ehe wir in s
nem Vaterlande ankamen, theils durch tägliches V
kehr mit den Eingebohrnen während unseres dortig
Aufenthaltes, zu vervollkommnen suchte. Ich fand
dieser Sprache eine Menge schöner bildlicher Ausdr
cke, welche hinreichend wären, sie mit vielen Sprach
die man wegen ihrer kühnen Bilder bewundert,
gleichem Range zu erheben. So sagt z. B. der O
heitier emphatisch, um seine Vorstellung vom Tode
erkennen zu geben: „Die Seele gehet hin in Finst
niß (eigentlich in Nacht).“ Frägt man jemand
zweifelhaft, ob diese oder jene Person seine Mutter s
so antwortet er im Bejahungsfall: „Ja, die Mut
die mich getragen hat.“ Auch haben sie einen Au
druck, der mit unserer biblischen Redensart yearni

s the bowels (wörtlich: Das Bellen der Einge-
eide; bildlich: Mitleid) übereinstimmt. Sie be-
ienen sich desselben in allen Fällen wo sie Leidenschaft
nd daraus entstehende Unruhe andeuten wollen; denn
em Schmerz, den ihnen Betrübniß, Verlangen,
er andere Gemüthsbewegungen verursachen, weisen
e seine Stelle in den Eingeweiden an; wo, nach ih-
r Meynung, sogar auch alle Funktionen des Ver-
andes ihren Sitz haben. Die Otaheitische Sprache
stattet ferner alle Inversionen, wodurch sich die La-
inische und Griechische so sehr von den meisten neue-
n Europäischen Sprachen auszeichnen, die eine fest-
gesetzte Construktion haben müssen, um Doppelsinn zu
rmeiden. Sie ist überdieß so wortreich, daß die
rodfrucht allein, in ihren verschiedenen Perioden,
gen zwanzig Namen hat; die Aronswurzel, Tarro,
ngefähr eben soviele, und die Kokosnuß etwa zehn *).

*) Die Taheitier reden, wie alle Völker die noch auf der ersten Stufe der Cultur stehen, eine Bildersprache, welche im Grunde die Armuth und Unbestimmtheit ihrer Begriffe verräth, und auf den Ursprung der Sprachen überhaupt hinweiset, die ein Werk der Einbildungskraft sind, welche Bilder an Bilder reihet. Daher die frühe Dichtkunst; daher die sinnliche figürliche Einkleidung abstrakter Begriffe, oder vielmehr der gänzliche Mangel derselben, und das bloße Festhalten an der Wirkung, statt aller Bezeichnung der Ursach. So lange man Leidenschaft nicht anders als durch Bauchgrimmen ausdrucken kann, hat man höchst wahrscheinlich den abstrakten Begriff noch gar nicht, sondern es wird nur eine physische Veränderung eines speciellen Gegenstandes historisch angegeben. Der Gang Otaheitischer Vorstellun-

Hiezu kommt noch, daß sie außer der gewöhnlichen Sprache oft in einer Art von Recitativ, oder gebund ner Rede, mit einander streiten, da einer dem andern antwortet.

Ihre Künste sind nicht zahlreich, und sehr einfach allein, falls wir ihrer eignen Aussage Glauben beymessen wollen, gelingen ihnen in der Chirurgie Kuren die wir, trotz unserer ausgebreitetern Kenntniß, nich nach

gen ist etwa so: wenn man mir mein Liebstes raubt, s habe ich eine Empfindung im Unterleibe (und gleich da auf stürzen mir Thränen aus den Augen); So oft de Taheitier nun jemand in Betrübniß sieht, so denkt er a Bauchgrimmen und Verlust. Unbestimmtheit der Con struktion ist ferner nicht allemal die Folge des Reichthum einer Sprache; im Gegentheil hier bezeichnet sie ihr Kindheit und Armuth, denn bekanntlich hat die Otahe tische Sprache noch keine Conjugation und Deklination Will man die vielen Benennungen die z. B. einerle Frucht in einer Sprache hat, als Beweis des Reich am anführen, so muß man zwischen verschiedenen Arten de Reichthums unterscheiden. Die Taheitische Sprache i dürftig, wenn es überhaupt auf Menge der Worte und Be griffe ankommt; denn die Vorstellungen der Einwohne sind äußerst eingeschränkt. Bey Dingen hingegen, we che ihre Erhaltung zunächst betreffen, also bey Lebens mitteln aller Art, findet man jede kleine Veränderung de Zustandes derselben mit einem eignen Worte bezeichnet denn diese Dinge interessiren sie am meisten, und sind d einzigen Gegenstände, worauf sie eine etwas angestreng Aufmerksamkeit verwenden, und die sie genauer beobac ten. So viel zur Berichtigung des Textes, weil Ph logie eben nicht Herrn Andersons Sache ist. G. F

*) S

II.

nachahmen können. Einfache Beinbrüche werden mit Schienen von Holz verbunden; ist aber ein Theil des Knochens verloren gegangen, so setzen sie an dessen Stelle ein ausgehöhltes Stück Holz. In fünf oder sechs Tagen besichtigt der Wundarzt, oder wie sie ihn nennen der Repau *) die Wunde, und findet das Holz schon zum Theil mit Fleisch bedeckt. Zur gänzlichen Heilung werden ungefähr eben so viel Tage erfordert, worauf der Patient sich erholt, und sich badet. Wir wissen zwar, daß Wunden über bleyernen Kugeln, auch zuweilen, wiewohl sehr selten, über andern fremden Körpern zuheilen; allein ich muß doch gestehen, daß ich gegen die große Kunst dieser Insulaner, wovon das eben angeführte Beyspiel zeugt, noch manchen Zweifel hege, zumal da ich in Fällen, die ich selbst besichtigte, nichts weniger als Spuren von Geschicklichkeit bemerkte. Unter andern sah ich jemanden, dem, durch einen Fall vom Baume, der Arm zerschmettert war. Hieran war die Operation keinesweges kunstmäßig gerathen, wiewohl man auch etwas für den Mangel zweckmäßiger Instrumente abrechnen muß. Ein anderer hatte sich schon vor einigen Monaten die Schulter verrenkt, und war noch nicht wieder hergestellt. Man weiß hier zu Lande nicht, wie man dabey zu verfahren hat, dahingegen in unserer Chirurgie diese Operation eine von den leichtesten ist. Von der Verrenkung und dem Bruch des Rückgrads wissen sie, daß sie tödlich sind; nicht aber vom zerbrochnen Schädel. Die Erfahrung hat ihnen auch gezeigt, an welchen Stellen

*) So heißt auch jedes Arzneymittel; folglich ist dies ein Bild dessen, der es verordnet. G. F.

des Leibes Wunden tödlich sind. Ich habe zuweile Narben von Wunden gesehen, die ihnen mit Speere beygebracht worden, welche wir, in der von ihnen a gegebenen Richtung, zuverläßig für tödlich erkan haben würden.

In der Medicin sind ihre Kenntnisse mehr eing schränkt; denn vermuthlich giebt es bey ihnen wen ger Krankheiten, als zufällige Verletzungen. D Priester geben indeß unter gewissen Umständen alle ley Kräutersäfte ein. Weiber, welche nach dem Kin bett Nachwehen oder andere Zufälle bekommen, u terziehen sich einer Kurart, die man in einem heiß Lande für überflüssig halten sollte. Sie heitzen Ste ne, wie zur Bereitung ihres Essens; legen ein dü nes Tuch darüber, und breiten ein gewisses, dem Se ähnliches Kraut in großer Menge darauf aus. Di bedecken sie mit einem andern Tuch, setzen sich drau und gerathen in starken Schweiß. Die Mannsper nen haben dieses Mittel gegen die Lustseuche versuch aber ohne Erfolg. Brechmittel kennen die Insulan gar nicht.

Der ausserordentlichen Fruchtbarkeit von Ot heiti ungeachtet, ist Hungersnoth nicht selten, u rafft viele Einwohner hinweg. Ob Mißwachs, od zu starke Bevölkerung, oder die Verheerungen d Kriegs Schuld daran sind, können wir nicht entsch den. Daß die Sache selbst ihre Richtigkeit habe, fol schon aus der Sorgfalt, womit sie auch alsdenn ih Lebensmittel sparen, wenn sie im Ueberfluß zu hab sind. Wenn in schlechten Zeiten die Brodfrucht u Yamswurzeln verzehrt worden sind, nehmen sie ih

Zuflucht zu verschiedenen Wurzeln, welche im Gebirge, ohne allen Anbau fortkommen. Zuerst essen sie die Patarra, die in überaus großer Menge angetroffen wird, und einer großen Yamswurzel oder Kartoffel nicht unähnlich sieht. Sie ist, so lange sie frisch bleibt, eßbar; aber getrocknet und veraltet steckt sie voll harter zäher Fasern. Hierauf folgen zwey andere Wurzelarten, von denen die eine der Tarro- oder Aronswurz nicht unähnlich ist. Die andere heißt Choi, und ist von zweyerley Gattung. Eine derselben besitzt so schädliche Eigenschaften, daß sie, so wie die westindische Kassavawurzel, nicht eher gebacken oder bereitet und gegessen werden kann, bis sie zuvor in Scheiben geschnitten worden ist, und eine Nacht hindurch im Wasser gelegen hat. Gebacken giebt sie einen geschmacklosen, feuchten Teig. Man ißt sie hier zu Lande, wenn auch kein Mangel an Lebensmitteln ist. Diese sowohl als die Patarrapflanze sind kriechende Gewächse, und letztere hat dreyfach gefingerte Blätter (*folia ternata*).

Der gemeine Mann bekommt nur äusserst selten thierische Speise; und dann sind es Fische, Meerigel, oder andere Seeprodukte; Schweinefleisch hingegen wird ihnen nie zu Theil. Der Erih-rahai *) allein

*) Herr Anderson schreibt unabänderlich Eree-de-hoi, Capitain Cook, Eree rahie (nach unserer Aussprache Erih-rahai); ein Beweis, wie es unzählige andere giebt, daß unsere Leute ein und eben dasselbe Wort verschieden schreiben. Anmerk. der Urschrift. Herr An-

kann täglich Schweinefleisch auf seiner Tafel haben
die untergeordneten Oberhäupter, je nachdem sie reic
sind, wöchentlich, oder auch nur monatlich einma
Es giebt Zeiten, wo ihnen auch dies nicht gestatte
wird. Wenn z. B. ein Krieg die Insel erschöpft ha
verbietet der König seinen Unterthanen ohne Ausna
me, Schweine zu schlachten. Ein solches Verbo
gilt zuweilen mehrere Monathe, ja in gewissen Fälle
ein oder ein Paar Jahre lang. Die Schweine ve
mehren sich während dieser Zeit so sehr, daß sie sic
zuweilen verlaufen und wild werden. Wenn das Ver
bot aufgehoben werden soll, versammeln sich alle Ober
häupter in der Residenz des Königs, und jeder bring
ihm ein Geschenk an Schweinen, wovon einige sogleic
auf seinen Befehl geschlachtet und verzehrt werden
Hierauf reiset jeder nach Hause mit Erlaubniß schlach
ten zu lassen so viel er will. Bey unserer letzten An
kunft existirte in allen Distrikten, welche Otu unmit
telbar beherrscht, ein solches Verbot. Damit uns abe
dies nicht veranlaßte, Matavai vorbeyzugehen, so
bald wir Oaitepiha verlassen hätten, ließ uns Otu
durch einen Boten sagen, er würde, sobald wir ankä
men, das Verbot aufheben. Es geschah auch in de
That; allein da wir hier eine erstaunliche Meng
Schweine verzehrten, so wird der König vermuthlic
genöthigt gewesen seyn, nach unserer Abreise das Ver

derson war ein Schottländer und sprach sogar das Eng
lische unverständlich aus; vielleicht lag dabey eine fehle
hafte Organisation der Gehörwerkzeuge zum Grund
denn gewiß ist es, daß kein Otaheitier Eri-de-hoi sag
wenn er von seinem Könige spricht. G. F.

bot wieder zu erneuern. Zuweilen soll es sich auch bis auf die Hüner erstrecken.

Der Awatrank, den hauptsächlich Vornehmere genießen, wird hier etwas anders zubereitet, als in den Freundschafts-Inseln. Man gießt nur eine geringe Portion Wasser auf die Wurzel, ohne sie vorher zu käuen *), röstet die Stengel der Pflanze, und zerklopft sie alsdann. Selbst die Blätter werden hier gebraucht; man quetscht sie, und gießt Wasser drauf, wie auf die Wurzeln. Es kommen zwar hier keine großen Gesellschaften, wie in Tongatabu, in der Absicht zusammen, sich an diesem Getränke zu laben; allein die schädlichen Wirkungen, die vielleicht auch an der Zubereitungsart liegen können, sind hier noch weit sichtbarer. Auf den Genuß desselben folgt nicht nur ein Rausch oder vielmehr eine Betäubung der Verstandskräfte, sondern wir fanden auch auf dieser Reise Manchen, der sich ehedem durch seinen Wanst auszeichnete, zu einem bloßen Gerippe verdorrt, weil er diesen Nektar unmäßig getrunken hatte. Die Haut solcher Leute wird rauh, trocken und schuppig; diese Schuppen fallen aber von Zeit zu Zeit ab, indem sich eine frische Haut bildet. Sie entschuldigen diese üble Gewohnheit mit dem Vorwande, daß sie dadurch das unmäßige Fettwerden zu verhüten suchten. Doch au-

*) Dies ist nicht allgemein; denn ich habe allerdings auch in den Societäts-Inseln gesehen, daß man die Wurzel käuete, ehe man sie zur Bereitung des Tranks brauchte. G. F.

genscheinlich halten sie hierinn kein Maas, sondern entkräften sich, und vermuthlich verkürzen sie ihre Tage dadurch. Während unserer ehemaligen Besuche waren die bösen Folgen des Awatranks nicht so sichtbar, als jezt. Vermuthlich ist er jezt erst recht üblich geworden; und wofern die Mode lange anhält, möchte sie manchen hinraffen.

Die Essenszeiten sind in Otaheiti sehr zahlreich. Die erste Mahlzeit, oder wenn man will die letzte, denn sie legen sich gleich darauf schlafen, wird um zwey Uhr des Morgens gehalten; die nächste um acht Uhr. Das Mittagsmahl gegen eilf Uhr; ein zweytes und drittes, wie es Omai nannte, um zwey, und um fünf Uhr; das Abendessen um acht Uhr. Dabey finden einige sonderbare Gebräuche statt; die Weiber, z. B. dürfen nicht nur zu keiner Zeit mit den Männern essen, und müssen sich zu dem Ende in einen besondern Winkel des Hauses verfügen: sondern man versagt ihnen auch mehrentheils die besten Speisen; sie dürfen keine Schildkröte, keinen Albikor und ähnliche Fische, welche hier sehr beliebt sind, ferner keine von den delikateren Pisangsarten anrühren, und nur selten gestattet man es selbst Damen vom ersten Range, Schweinefleisch zu essen. Auch die Kinder von jedem Geschlecht essen besonders. Die Weiber müssen überdies sich selbst auftischen; denn ehe ein Mann ihnen diesen Dienst erwiese, möchten sie Hungers sterben. Von dem Ursprung dieser und anderer Gewohnheiten beym Essen, können wir keine Rechenschaft geben; denn, so oft wir darnach fragten, gab man uns statt aller

Auskunft immer nur zur Antwort: es sey so recht und billig.

Ueber andere Gewohnheiten, welche das schöne Geschlecht betreffen, haben wir etwas mehr erfahren. Wenn ein junger Mann mit einem Mädchen einverstanden ist, und mit ihr den vertrautesten Umgang pflegt, so giebt er ihrem Vater, als eine Art von Vergütung dafür, allerley Geschenke an Schweinen, Zeug, Kanots und dergleichen, nach der längeren oder kürzeren Zeit, die sie beysammen zugebracht haben. Glaubt der Vater, er sey nicht hinlänglich bezahlt worden, so zwingt er ohne Bedenken seine Tochter, ihren Liebhaber zu verlassen, und sich zu einem andern zu begeben, dem er mehr Freygebigkeit zutraut. Der Mann seiner Seits, kann zu allen Zeiten eine neue Wahl treffen. Wird seine Geliebte schwanger, so kann er das Kind umbringen, und den Umgang mit der Mutter entweder fortsetzen, oder sie verlassen. Wenn er hingegen das Kind leben läßt und aufnimmt, so hält man die Eltern von da an für verehelicht, und gemeiniglich bleiben sie hernach Zeitlebens bey einander. Dem Manne verargt es indeß kein Mensch, wenn er sich neben seiner ersten Frau noch eine jüngere zulegt, und mit beyden zugleich lebt. Aber weit gewöhnlicher ist es, zu wechseln und neue Verbindungen einzugehen; ja, sie sprechen davon, wie von der gleichgültigsten Sache. Die Erriorys sind weiter nichts, als Personen vornehmen Standes, die theils zu leichtsinnig und unbeständig sind, um ein dauerhaftes Bündniß einzugehen, theils auch wegen ihres größern Wohlstandes unaufhörlich herumschwärmen, und der Abwechslung nach-

jagen können. Daher sieht man oft die schönsten Ein-
wohner von beyderley Geschlecht in diesem zügellosen
Umgange ihre Jugend verschwelgen; ein Anblick, der
nirgends so viel Abscheu erweckt, als in Otaheiti, wo
der Nationalcharakter von so mancher andern Seite
sichtbare Spuren von Zärtlichkeit und Menschenliebe
verräth *). Sobald ein Frauenzimmer, die zu der

*) Man hat bereits im Vorhergehenden bewiesen, daß die Einwohner der Carolinen-Inseln mit Familien derselben Nation bevölkert sind, die Capitain Cook im Südmeere in so großen Entfernungen zerstreut gefunden hat. Schon die Lage der Marianen- oder Diebs-Inseln, die von den Carolinen nordwärts liegen, begünstigt in Absicht ihrer Einwohner eine ähnliche Vermuthung, die sich auch völlig bestätigt, wenn man des Pater Gobiens histoire des Isles Mariannes oder den Auszug derselben, in des Präsidenten des Brosses Histoire des Navigations aux Terres Australes Tom. II. S. 492 — 512 nachliest. Die Errioysgesellschaft in Otaheiti ist unstreitig einer der auffallendsten Züge der dieses Volk charakterisirt, und eben diesen Zug finden wir in den Diebs-Inseln wieder. Gobien sagt: les Urritoes sont parmi eux les jeunes gens qui vivent avec des maitresses, sans vouloir s'engager dans les liens du mariage. Freylich wäre es nicht hinreichend, die Verwandschaft beyder Völkerschaften darzuthun, wenn man weiter nichts als ähnliche Sitten unter den jungen Leuten zum Beweise anführen könnte; allein man sieht an beyden Orten diese jungen Leute als eine eigne Gesellschaft an, man giebt ihnen einen eignen Namen, und dieser ist noch dazu an beyden Orten derselbe. Denn Errioy und Urritoe sind eigentlich nur der Aussprache nach unterschieden, welche bey den Otaheitiern sanfter ist, und folglich den Mitlauter, t, fah-

Erriongesellschaft gehört, entbunden worden ist, taucht man einen Lappen in Wasser, legt ihn dem Kinde auf Mund und Nase und erstickt es. Seltsam ist es, daß der Zustand der Weiber, die doch auf solche Art den größten Theil ihrer Glückseligkeit ausmachen, so wenig beneidenswerthes hat. Denn zu geschweigen, daß

ren läßt. Diesem auffallenden Beyspiel können wir noch einige andere hinzufügen. Gobien sagt, die Einwohner der Ladronen (Diebs-Inseln) beten ihre Todten an, und nennen sie Aniti. Fällt hier der Mitlauter n weg, so hat das Wort eine große Aehnlichkeit mit Eatua, welches die Gottheit in den Societäts-Inseln bezeichnet. Cantova (Lettres Edifiantes Tom. XV. p. 309. 310) sagt von den Carolinen-Inseln, daß die verstorbenen Oberhäupter daselbst unter dem Namen Tahutup angebetet werden. Unterdrückt man die harten Mitlauter am Anfang und Ende dieses Worts, so hat man Ahutu, welches mit Aiti, und Eatua zu viel Aehnlichkeit hat, als daß es nicht von einerley Ursprung seyn sollte. (Hiezu kommt noch, daß das e im Worte Eatua, nach der Analogie vieler andern Wörter des Otaheitischen Dialekts, vermuthlich ein bloßes praefixum ist, wodurch die Aehnlichkeit noch größer wird. F.) Gobien lehrt uns ferner, daß die Einwohner der Marianen ihre Oberhäupter Chamoris nennen, welches, wenn man die harte Aussprache mildert, mit den Tamoles der Carolinen, und den Tamolao oder Tammaha der Freundschafts-Inseln große Aehnlichkeit hat. Ueberdies giebt es in den Ladronen, wie in den Freundschaftlichen und Societäts-Inseln, drey verschiedene Volksklassen; so sagt Gobien: Il y a trois états, parmi les insulaires: la noblesse, le moyen et le menu peuple. Eben so

man ihnen in Absicht des Essens so manchen erniedr
genden Zwang auferlegt, werden sie zuweilen mit Härt
oder vielmehr mit einer Brutalität behandelt, die eb
keine Zärtlichkeit oder Zuneigung voraussetzt. Es i

übereinstimmend sind Gobien und Capitain Cook in ih
ren Nachrichten von der Gewalt, welche die Oberhäup
ter über das Volk ausüben: La noblesse est d'une fier
té incroyable, et tient le peuple dans un abaissemen
qu'on ne pourroit imaginer en Europe. (Der gut
Pater Gobien! Wie viele Länder in Europa mag e
wohl gesehen haben? F.) Auch den Zeitvertreib der In
sulaner von Watiu, den Freundschafts- und Societät
Inseln, den Capitain Cook so ausführlich beschreib
findet man, Gobien zufolge, in den Ladronen wieder
Ils se divertissent à danser, courir, sauter, lutter
pour s'exercer, et éprouver leurs forces. Ils pren
nent grand plaisir à raconter les avantures de leurs an
cêtres et à réciter des vers de leurs poëtes. So auch
was den großen Antheil betrifft, den das Frauenzimme
an ihren Lustbarkeiten nimmt; dans leurs assemblée
elles se mettent douze ou treize femmes en rond, de
bout, sans se remuer. Dans cette attitude elle
chantent les vers fabuleux de leurs poëtes avec un agré
ment, et une justesse qui plairoient en Europe. L'ac
cord de leurs voix est admirable et ne céde en rien à
la musique concertée. Elles ont dans les mains de
petites coquilles dont elles se servent avec beaucou
de précision. Elles soutiennent leurs voix, et ani
ment leurs chants avec une action si vive et des geste
si expressifs, qu'elles charment ceux qui les voient e
qui les entendent. In Hawkesworths Nachricht vo
Capitain Cooks erster Reise lieset man, daß bey de
Begräbnißceremonien der O-Taheitier Kränze von Palm
nüssen und Kokosblättern, nebst allerley andern Sachen

chts ungewöhnliches, daß sie von ihren Männern unrmherzig geprügelt werden, wiewohl diese Mißhandng vermuthlich die Folge von Eifersucht ist, welche weilen Personen von beyderley Geschlecht befällt.

gebraucht und unweit des Orts, wo sie ihre Todten ausstellen, hingelegt werden; ferner, daß man Lebensmittel und Wasser in geringer Entfernung hinstellt: Nun vergleiche man was Gobien von den Ladronen sagt: ils font quelques repas autour du tombeau; car on en éleve toujours un sur lieu où le corps est enterré, ou dans le voisinage; on le charge de fleurs, de branches de palmiers, de coquillages et de tout ce quils ont de plus précieux. In Otaheiti begräbt man nie den Schädel eines Oberhaupts mit den übrigen Knochen, sondern er wird in eine besondere Lade gethan; und von den Einwohnern der Ladronen heißt es bey Gobien: ils gardent les cranes en leurs maisons, wobey er noch erzählt, daß sie die Schädel in kleine Körbe legen, und daß die gestorbenen Oberhäupter ihre Anitis sind, welche die Priester anrufen. Die Otaheitier reiben die Leichname, wie bey Gelegenheit des einbalsamirten Ti erzählt wird, mit Kokosöl und andern Ingredienzien; so auch die Einwohner in den Diebs-Inseln: d'autres frottent les morts d'huile odoriférante. Die Otaheitier glauben die Unsterblichkeit der Seele, und einen zwiefachen Zustand nach dem Tode, welcher mit unsern Begriffen von Himmel und Hölle etwas ähnliches hat; allein sie glauben nicht, daß ihre Handlungen auf Erden die mindeste Beziehung auf jenen zukünftigen Zustand haben. Die Einwohner der Freundschafts-Inseln stimmen in ihren Meynungen hiemit völlig überein; eben den Glauben haben die Einwohner der Marianen: ils sont persuadés, sagt Gobien, de l'immortalité de l'ame. Ils reconnoissent même un paradis et un enfer,

Man wird mir diesen muthmaßlichen Grund desto ehe
zugeben, da ich oft den Fall erlebt habe, daß ein Ota
heitisches Mädchen persönliche Schönheit dem Eigen
nutze vorzog. Indeß will ich damit eben nicht sagen
daß in diesen Fällen die feineren Gefühle der gegensei
tigen Liebe Statt finden; denn nirgends liebt ma
wohl so wenig platonisch, als in Otaheiti.

---

dont ils se forment des idées assez bizarres. Ce n'e
point, selon eux, ni la vertu, ni le crime, qui con
duit dans ces lieux là; les bonnes ou les mauvaise
actions n'y servent de rien. Dieser langen Reihe vo
auffallenden Aehnlichkeiten fügen wir nur noch eine hinz
Capitain Cook erzählt, daß, nach den Glaubenslehre
der Neuseeländer (siehe weiter oben S. 91) die See
eines Erschlagenen, dessen Fleisch gefressen worden i
zum ewigen Feuer ver ammt werde; indeß derjenig
welcher eines natürlichen Todes stirbt, zu den Wohnun
gen der Götter hinaufsteige. Eben diese Vorstellung
art herrscht bey den Einwohnern der Ladronen: si o
a le malheur de mourir de mort violente, on a l'enf
en partage. (Gobien Hist. des Isles Mariannes, liv. 2.
Alle diese charakteristischen Uebereinstimmungen könn
nicht die Wirkung eines bloßen Zufalls seyn, und gebe
uns das Recht zu behaupten, daß die Einwohner d
verschiedenen von Capitain Cook im stillen Meere en
deckten Inseln, und diejenigen welche die Spanier zuer
auf den Marianen oder Diebs-Inseln fanden, (un
leider auch por al amor de Dios ausrotteten, F.) vo
einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte dieselbe Sprach
Sitten und Meynungen mit sich genommen haben, un
folglich als zerstreute Glieder Eines Volkes angeseh
werden müssen. Anmerkung des Dr. Douglas He
ausgebers der Urschrift.

Das Einschneiden der Vorhaut ist bey diesen Insulanern der Reinlichkeit wegen in allgemeinem Gebrauch. Sie belegen sogar denjenigen, an dem es nicht geschehen ist, mit einem eigenen Schimpfnamen. Wenn es in einer Nachbarschaft fünf bis sechs ziemlich große Knaben giebt, gehen die Väter zum Tahaua, oder dem Manne des Wissens, um ihn davon zu benachrichtigen. Dieser geht mit den Knaben und einem Bedienten auf einen Berg, dort befiehlt er einem von den Knaben sich niederzusetzen, bringt ein Stückchen Holz unter die Vorhaut, und lenkt seine Aufmerksamkeit auf irgend einen fernen Gegenstand. Hierauf schneidet er vermittelst eines Hayfischzahns schnell die Haut auf dem Holze durch. Die so zerschnittenen Theile werden zurück gelegt und durch einen Verband von einander getrennt erhalten. Auf eben diese Art macht der Tahaua die Operation an den übrigen Knaben. Fünf Tage darauf müssen sie sich baden, der Verband wird abgenommen, und der Eiter weggeschaft. Nach fünf andern Tagen baden sie wieder, und sind geheilt, nur daß die Vorhaut an der Stelle wo sie zerschnitten worden ist, noch etwas dick bleibt. Um diese Geschwulst zu zertheilen, gehen die Knaben mit dem Tahaua und dem Bedienten nochmals auf das Gebirge. Man macht ein Feuer an, und heizt einige Steine. Zwischen zweyen derselben drückt der Tahaua die Vorhaut ein wenig, und dadurch vergeht die Geschwulst. Hierauf kehren sie, am Haupte und Leibe mit wohlriechenden Blumen geschmückt zurück, und der Tahaua erhält Geschenke von den Eltern je nachdem es ihre Vermögensumstände erlauben. Die reicheren geben ihm Schweine und Zeug, für die ganz

Armen pflegen ihre nächsten Anverwandten das erfo
derliche zu entrichten.

Ihr Religionssystem ist weitläuftig und in ma
cher Rücksicht sonderbar; der gemeine Mann abe
ist wenig davon unterrichtet. Nur die Priester, d
ren es eine ziemliche Menge giebt, besitzen eine vo
ständige Kenntniß davon. Wie es scheint, verehre
sie nicht Einen Gott als den höchsten, sondern glau
ben im Gegentheil viele Götter, die alle sehr mächti
sind. Verschiedene Inseln, ja oft nur verschieden
Bezirke auf einer Insel haben einen verschiedenen Got
und überall glaubt der Insulaner ohne Zweifel, da
sein Gott der vorzüglichste, oder wenigstens mächti
genug sey, um ihn beschützen und alle seine Bedür
nisse befriedigen zu können. Daher hält man es hi
zu Lande nicht für unrecht, den Gott, der nicht al
Erwartungen erfüllt hat, zu verabschieden, und eine
andern an seine Stelle zu wählen. Dies ist kürzli
in der kleinern Halbinsel von Otaheiti und Tiarrabu
der Fall gewesen, wo man statt der beyden daselb
ehedem verehrten Götter, nunmehr den Orra od
Olla, den Gott der Bolabolaner angenomme
hat, vermuthlich, weil diese unter seinem Schutze s
mächtig und siegreich geworden sind. Seitdem d
Einwohner von Tiarrabu diesen Gott angenommen
haben sie, im Kriege mit den Bewohnern der größer
Halbinsel, oder Otaheiti-nui, manchen Vorthe
erfochten, und ermangeln nicht ihr Glück dem Orr
zuzuschreiben, der, wie sie sich ausdrücken, für s
streitet.

Der Eifer, womit sie den Göttern dienen, i
auffallend genug. Es giebt nicht nur bey jedem heil

gen Orte oder Marai, ein Whatta (Hwatta) oder Gerüst, worauf Früchte und Opferthiere liegen, sondern man sieht auch wenige Häuser, in deren Nachbarschaft nicht ein kleiner Altar von eben dieser Art errichtet wäre. Unter den Einwohnern sind viele so gewissenhaft, daß sie keine Mahlzeit anfangen wollen, ohne einen Bissen für den Eatua bey Seite zu legen. Aber der verderblichste Grad des Aberglaubens ist unstreitig das Menschenopfer, wovon wir auf dieser Reise ein Beyspiel sahen. Man hat alle Ursach zu befürchten, daß diese letzte Art von gottesdienstlichen Gebräuchen nichts weniger als selten unter ihnen ist; vielleicht nehmen sie jedesmal ihre Zuflucht dazu, so oft ihnen eine Widerwärtigkeit zustößt. Es traf sich, daß einer von unseren Leuten zu einer Zeit, da wir widrigen Wind hatten, krumm geschlossen ward; sogleich fragten sie uns, ob er deswegen Tabu, das ist, den Göttern verbannt wäre? Ihre Gebete werden ungefähr in eben dem Tone, wie die Lieder bey ihren Lustbarkeiten, abgesungen, und sind sehr häufig. Die Frauenzimmer müssen, auch bey Gelegenheit des Gottesdienstes, ihre Abhängigkeit fühlen; wenn sie bey dem Marai vorüber gehen, müssen sie sich zum Theil entkleiden, oder einen weiten Umweg machen. Es scheint nicht, als wenn sie unaufhörliche Wohlthaten von Gott verlangen; vielmehr scheinen sie zuzugeben, daß er sie zuweilen vergessen, und das Uebel zulassen könne, das ihnen widerfährt. Indeß fürchten sie nicht sowohl die Gleichgültigkeit ihres Gottes, als die thätigen Bemühungen eines feindseligen Wesens, das ihnen zu schaden sucht. E-Ti ist, wie sie sagen, ein böser Geist, der ihnen manchmal Schaden zufügt;

daher opfern sie ihm so gut, wie ihrem Gotte. Alles was sie indeß von irgend einem unsichtbaren höhern Wesen befürchten, betrift bloß zeitliche Dinge. *) Sie glau

*) Die Religionsbegriffe dieser Insulaner trägt mein Vater etwas anders vor. (S. Forsters Bemerkungen S. 461. u. f.) Er sagt, sie nehmen einen über alle erhabenen höchsten Gott an, Etua-rahai, den großen Gott, und unter diesen stehe der Schutzgott jeder Insel. So sehr sich auf solche Art der Polytheismus einer vernünftigeren Lehrart nähern würde, so glaube ich gleichwohl, daß unsere Sprachkenntniß hier zu wenig, und unser Eifer für die gute Sache zuviel gethan haben mag. Vermuthlich muß man beyde Nachrichten dahin vereinigen, daß jede Insel ihren Schutzgott für den Etua-rahai, den größten Gott hält; womit denn eigentlich nichts mehr gesagt wird, als daß er in seiner Insel hauptsächlich geehrt, und für den bessern und stärkern gehalten wird, ohne eine wahre Subordination und Abhängigkeit der andern von ihm einzuräumen, oder ihn einem noch höhern unterzuordnen. Die Insulaner im Südmeere vertiefen sich zu wenig in Meditation, um selbst einen Begriff zu ergrübeln, der so viel metaphysische Vorkenntnisse erfordert, wie der von der Einheit des höchsten Wesens, und anzunehmen, daß sie ihn aus Asien schon mitgenommen, ist eben so mißlich, da er in Asien, bis auf spätere Zeiten hinab, nirgends existirt hat, und in der Gegend, wo diese Völker herstammen, noch jezt entweder gar nicht, oder bloß unter den wenigen daselbst befindlichen Muhamedanern existirt. — Unter dem Worte e-Ti wird wahrscheinlich die Seele eines Verstorbenen verstanden; denn die Taheitier haben kein anderes Wort, womit sie die nach dem Tode fortdauernde Gestalt bezeichnen. G. F.

glauben, die Seele sey unkörperlich (*immaterial*) und unsterblich. Sie flattert, nach ihrer Behauptung um die Lippen des Sterbenden, und steigt dann auf, oder vermischt sich mit der Gottheit, welches sie mit dem Ausdruck andeuten: sie werde von Gott gegessen. In diesem Zustande bleibt sie eine Zeitlang, und geht dann an den Ort, welcher zum Empfang menschlicher Seelen bereitet ist; dort bleibt sie in ewiger Nacht, oder, wie sie zuweilen sagen, in Dämmerung. Sie wissen nichts von ewigen Strafen nach dem Tode, für Verbrechen, die auf der Erde begangen worden sind; denn ihr Gott frißt die Seelen der Guten und Bösen ohne Unterschied. Allein unstreitig halten sie diese Vereinigung mit der Gottheit für eine nothwendige Reinigung, die zu einem glückseligen Leben vorbereitet, weil sie auch ferner behaupten, daß ein Mann, der sich einige Monate vor seinem Tode von allem Umgang mit dem Frauenzimmer enthält, sogleich zu seinem ewigen Aufenthalt gelangt, und dem göttlichen Magen entgeht, indem ihn diese Enthaltsamkeit schon hinlänglich gereinigt hat, um ihn von dem allgemeinen Schicksal zu befreyen. *)

In Otaheiti sind indeß alle jene erhabene Vorstellungen von zukünftiger Glückseligkeit, die wir aus

*) Gefressen zu werden ist auf alle Fälle kein Glück, und wenn es auch ein Gott ist, dem man zur Mahlzeit aufgetischt werden soll. Um rein zu werden, muß ein Gott die Seele verdauen; der Unflath bleibt bey ihm, und die Glückseligkeit der Seele besteht nicht in der Ver-

unserer Religion schöpfen, völlig unbekannt. Unsterblichkeit ist das einzige große Vorrecht, welches diese Insulaner durch den Tod zu erlangen glauben; sonst aber erhellet aus ihren Aeusserungen, daß ihre Geister diejenigen Leidenschaften, die in der körperlichen Hülle ihre Triebfedern waren, auch dort nicht ablegen werden. Seelen, die ehedem Feinde waren, kämpfen auch dort miteinander so oft sie sich begegnen, wiewohl vergebens, weil sie in diesem unsichtbaren Zustande unverwundbar sind. Auf den Fall, wenn Eheleute sich nach dem Tode begegnen sollten, ist ebenfalls etwas ausgemacht. Stirbt der Mann zuerst, so kennt er seine Frau, sobald sie in das Reich der Geister kommt,

---

einigung mit Gott, sondern darin, daß sie wieder gereinigt von ihm geht, und in ewiger Nacht oder Dämmerung wohnt. Diese Vorstellungsart hat etwas verworrenes, welches, wenn die Einwohner wirklich so dächten, beweisen würde, daß ihre Religionsbegriffe unsinniger sind, als je ein unkultivirtes Volk sie hatte. Allein, ohne den Taheitiern um ein Haar besser mehr Verstand als ihren Brüdern zuzutrauen, giebt es einen Weg, das Fünkchen, wozu sie etwa einiges Recht haben möchten, zu retten; und dies ist wieder kein anderer, als die alte Klage über die Unvollkommenheit derjenigen Sprachkenntniß, die sich auch der geschickteste Europäer bey einem Aufenthalt von wenigen Wochen erwerben kann; und die daraus fliessende Unmöglichkeit, theils das Erzählte recht zu verstehen, theils die Personen auszuwählen, deren Vorstellungen die deutlichsten und richtigsten, deren Begriffe die bestimmtesten, und deren Kenntnisse die vollständigsten sind. Einen Beweis daß

und geht in dem großen Hause, Taurua, wieder mit ihr um, wo sich die Seelen der Abgeschiedenen versammlen, und mit den Göttern ergötzen. Sie kehren hierauf beyde in ihre eigne Hütte zurück, um dort ewig zu wohnen, und eine geistige Nachkommenschaft zu zeugen, wobey sie demungeachtet nicht verheirathet sind, und sich auch nicht nach Art der körperlichen Geschöpfe umarmen.

Ueberdies hegen sie noch einige ausschweifend unsinnige Meynungen über die Gottheit. Sie glauben, daß Gott der Macht der nämlichen Geister, die von ihm das Daseyn erhielten, unterworfen sey, so daß

wir bey solchen Gelegenheiten immer zu viel vom Unsrigen einmischen, giebt Herr Anderson, indem er von seinen Insulanern behauptet, daß sie die Immaterialität der Seele glauben. Ich möchte wissen, wie es ihm möglich gewesen ist, einem Begriffe, wobey sich unsere Philosophie in unübersehbare metaphysische Wüsteneyen verliert, und nirgends einen festen Punkt findet, bey einem rohen Volke nachzuspüren, das noch ganz in einfachen Bildern spricht, und die Kunst noch nicht versteht, aus lauter verneinenden Begriffen sich einen positiven zu schaffen. Doch wird alles begreiflich, wenn man annimmt, daß man ihm nicht mehr gesagt hat, als uns andern, nämlich, daß der fortdaurende Theil des Menschen unsichtbar sey. Er verwechselt offenbar die Begriffe Unsichtbarkeit und Immaterialität, die weiter nichts miteinander gemein haben, als daß sie beyde in unserer Seelenlehre vorkommen.

G. F.

die Reihe oft an sie kommt, ihn aufzuessen oder zu verschlingen, ob er gleich das Vermögen besitzt, sich wieder zu erschaffen. Ohne allen Zweifel ist dies nur eine Redensart; denn wie es scheint, können sie von immateriellen Dingen nicht sprechen, ohne beständiges Hinweisen auf das Materielle, um sich verständlich zu machen. *) Ja sie fuhren in diesem Tone fort, und erzählten, daß Gott in der Versammlung (Taurua) frägt, ob sie ihn verzehren wollen oder nicht? und daß er ihren Entschluß nicht ändern kann. Die Einwohner auf Erden wissen sehr wohl, was unter den Geistern vorgeht; denn zu der Zeit, wenn der Mond abnimmt, verschlingen sie, wie es heißt, den Eatua; und wenn der Mond zunimmt, erneuert er sich wieder. Dieser Zufall betrift nicht etwa nur die untergeordneten, sondern auch die höchsten Götter. Auch giebt es, nach ihrer Lehre, verschiedene Sammelplätze der Seelen nach dem Tode. Sie glauben zum Beyspiel, daß die Ertrunkenen, im Meere bleiben, wo sie ein schönes Land, mit Häusern und allem was sie glücklich machen kann, antreffen. Was aber noch weit seltsamer ist, sie bestehen darauf, daß nicht nur alle Thierarten, sondern auch Bäume und Früchte, ja sogar die Steine, Seelen haben. Wenn jene sterben, oder genossen, diese aber zerschlagen werden, steigen ihre Seelen zur Gottheit auf, vereinigen sich mit ihr, und gehen dann erst an die für sie bestimmten Oerter.

*) Der arge Spötter! G. F.

Die pünktliche Erfüllung aller gottesdienstlichen Pflichten, verschaft ihnen, wie sie sich einbilden, jeden zeitlichen Segen; und weil sie ferner glauben, daß der belebende, mächtige Einfluß der Gottheit überall ausgegossen sey, so ist es kein Wunder, daß der Aberglaube ihm allerley Wirkungen zuschreibt. Plötzliche Todesfälle, und ähnliche Ereignisse geschehen durch unmittelbares Wirken irgend einer Gottheit. Stößt einer mit dem Fuß an einen Stein, und ihn schmerzt der Zehe, so hat es der Eatua gethan; mit einem Worte: sie gehen hier wie auf bezaubertem Lande. Wenn sie des Nachts einem Todtengerüste oder Tupapau zu nahe kommen, erschrecken sie, wie unter uns Unwissende beym Anblick eines Kirchhofs abergläubisch vor Gespenstern zittern. Auf ihre Träume halten sie sehr viel; es sind entweder Eingebungen Gottes, oder abgeschiedener Seelen ihrer Freunde, wodurch sie im Stande sind, zukünftige Dinge vorherzusagen; doch besitzt nicht ein jeder diese Gabe. Omai rühmte sich derselben, und sagte uns am 26sten Julius 1776, daß die Seele seines Vaters ihm im Traum angezeigt habe: er würde irgendwo binnen drey Tagen an Land gehen; allein dieser erste Versuch, sich bey uns das Ansehen eines Propheten zu erwerben, schlug ihm fehl, denn wir erreichten Teneriffa am 1sten August. Die Träumer genieſſen indeſſen in ihrem Vaterlande beynahe gleiches Ansehen mit den inspirirten Priestern und Priesterinnen, *) deren

*) Herr A. meynt Prophetinnen, denn er hatte ja oben

Vorherverkündigungen sie blindlings glauben, und bey allen wichtigen Unternehmungen zur Richtschnur brauchen. Opuni hat die größte Hochachtung für die Priesterin, die ihn beredete, die Insel Ulietea zu erobern; so oft er Krieg führen will, befragt er sie zuerst um Rath. Die alte Lehre vom Einfluß der Planeten, der man ehedem auch in Europa ergeben war, ist ihnen, wenigstens zum Theil, bekannt: sie nehmen zum Beyspiel in ihren öffentlichen Berathschlagungen Rücksicht auf gewisse Erscheinungen des Mondes; wenn er das erstemal nach seiner Veränderung in einer horizontalen Lage erscheint, so daß der convexe Theil nach unterwärts gekehrt ist, so ziehen sie, im vollen Vertrauen auf den glücklichsten Erfolg, in den Krieg.

Sie haben auch einige Traditionen von der Schöpfung, die aber, wie man leicht denken kann, sehr verworren und in Dunkelheit gehüllet sind. Eine Gottheit hielt einen Klumpen Erde in einer Schnur aufgehaben, schleuderte ihn von sich, und zerstreute solchergestalt mehrere Stücke Landes, nämlich Otaheiti und die benachbarten Inseln, welche sämmtlich von einem in Otaheiti wohnhaften Menschenpaar bevölkert wurden. Doch dies betrift nur ihre eigene Entstehung; sie haben aber überdies noch eine Tradition von einer allgemeinen vorhergehenden Schöpfung, und von Ländern, die ihnen gegenwärtig unbekannt sind. Die älteste Nachricht geht bis

---

selbst bemerkt, daß die Weiber mit dem Religionswesen nichts zu thun haben. G. F.

auf Tatuma und Tapuppa *) zurück, welches männliche und weibliche Felsen sind, die der Masse von Land und Wasser, oder unserer Erdkugel, zur Stütze dienen. Diese brachten den Totorro **) hervor, welcher getödtet und in Land zertheilet ward; nach ihm wurden Otea und Oru gebohren, welche sich hernach miteinander verheiratheten, und erstlich Länder, dann aber ein Geschlecht von Göttern zeugten. Otea ward getödtet, und Oru heirathete einen ihrer Söhne, den Gott Teorraha, dem sie Befehl gab, noch mehr Land, nebst den Thieren und allerley Lebensmitteln zu schaffen, die man auf Erden findet; imgleichen den Himmel, welcher von Männern getragen wird, die man Tiferei †) nennt. Die Flecken, die man im Monde wahrnimmt, sind Wälder von einer Art Bäume, welche ehedem in Otaheiti wuchsen, aber durch einen Zufall ausgerottet wurden, und deren Samenkörner durch einige Tauben in den Mond gebracht worden, und daselbst aufgegangen sind.

Es giebt auch allerley historische und religiöse Legenden in Otaheiti, wovon eine, die ich hier zur Probe mittheilen will, sich auf das Menschenfressen bezieht. Vor langer Zeit lebten zwey Männer in Otaheiti, die

*) Diese heißen in meines Vaters Bemerkungen Ta-roa-t'eay-etumu und O-te-pappa. S. 466. 477. G. F.

**) O-te-Torro. Forst. Bemerk. S. 477.

†) Erei heißt der Himmel. G. F.

den Namen Tahi-ai hatten, womit noch jezt ein Cannibale bezeichnet wird. Man wußte nicht, woher sie gebürtig, und wie sie hieher gekommen wären. Sie wohnten im Gebirge, und kamen nur hervor um eine Menge Einwohner todtzuschlagen und aufzufressen. Zwey Brüder entschlossen sich der dadurch verursachten Entvölkerung zu steuern, und ihr Vaterland von diesen furchtbaren Feinden zu erlösen. Zu dem Ende erdachten sie eine List, die ihnen auch glücklich gelang. Sie hielten sich noch höher im Gebirge auf als jene Tahi-ai, und zwar in einer solchen vortheilhaften Lage, daß sie mit ihnen sprechen konnten, ohne sich in Gefahr zu begeben. Einmal baten sie die Menschenfresser zu Gaste, und diese nahmen die Einladung an. Die Brüder machten Steine im Feuer heiß, wickelten sie in Mahei oder den gesäuerten Brodfruchtteig, sagten hierauf zu dem einen Tahi-ai, er möchte den Mund aufthun, warfen ihm einen solchen Klos in den Hals und schütteten dann Wasser nach, welches ein Gezische verursachte, und den Kerl tödtete. Nunmehr nöthigten sie den andern Menschenfresser ebenfalls anzubeissen. Er weigerte sich anfänglich, weil es seinem Gefährten so übel bekommen war; als ihm indeß die andern zuredeten, und ihn versicherten: die Speise sey ganz vortreflich und jener werde sich von ihrer ersten Wirkung, welche nur kurze Zeit daure, bald wieder erholen, ließ er sich auch bethören, verschluckte den Bissen, und hatte mit dem ersteren gleiches Schicksal. Die Einwohner zerschnitten die Leichname beyder Menschenfresser, begruben sie, und belohnten die Befreyer des Vaterlandes mit der Oberherrschaft über die Insel. Ihre Residenz war im Bezirk Whappa-inu,

wo man bis auf den heutigen Tag einen Brodbaum sieht, der den Menschenfressern gehört hat. Sie hatten auch ein Weib mit zwey ungeheuer großen Zähnen, die aber kein Menschenfleisch aß, und sich nach der Vertilgung der Männer nach Otahah begab, wo sie nach ihrem Tode unter die Gottheiten versetzt ward. Weil sie so große Zähne hatte, nennen die Otaheitier noch jezt jedes Thier mit großen Hauern, Tahi-ai.

Diese Fabel klingt ungefähr so natürlich, wie die vom Herkules und der Hydra, oder die neuere vom Iack the Giant-killer, mit denen sie auch noch dies gemein hat, daß eben keine Moral darunter verborgen liegt, wenn sie nicht etwa darin besteht, Abscheu und Ekel gegen das Menschenfressen zu erwecken. So sehr die Otaheitier diesen Brauch jezt verabscheuen, so schließe ich doch aus mancherley Gründen, daß sie ehedem selbst Cannibalen gewesen sind. Omai läugnete es zwar immer; allein er erzählte eine Geschichte, wovon er selbst genau unterrichtet war, die sehr zur Bestätigung meiner Vermuthung gereicht. In einem Treffen, wo die Bolabolaner die Einwohner von Huaheine schlugen, blieben unter andern viele seiner Verwandten. Einer aber nahm der Gelegenheit wahr, wo hernach die Bolabolaner weichen mußten, um sich zu rächen. Er schnitt nämlich einem seiner Feinde ein Stück Fleisch aus der Lende, bratete und aß es. Auch dünkt mich, die Ceremonie bey dem Menschenopfer, wo dem Könige das Auge des geopferten Menschen dargeboten wird, sey eine Spur der ehemaligen Sitte, deren Andenken dadurch gleichsam bildlich erhalten wird.

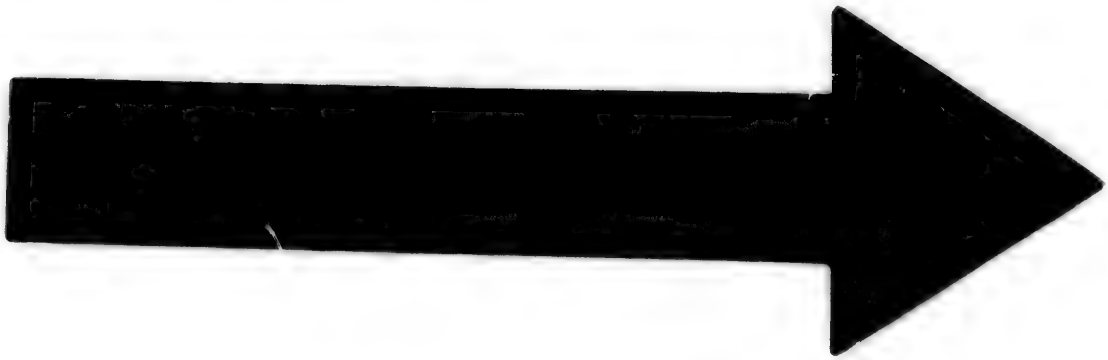
Die Investitur mit dem Maro und der Vorsitz bey Menschenopfern scheinen ausschließende Vorrechte des Souverains zu seyn. Hiezu gehört vielleicht noch das laute Blasen in ein Tritonshorn, welches für alle seine Unterthanen ein Signal ist, daß sie nach Maasgabe ihrer Vermögensumstände, alle Arten von Lebensmitteln nach dem Orte seines Aufenthalts liefern sollen. Die Ehrerbietung für seinen Namen wird bis zum lächerlichen und schädlichen getrieben. Wenn irgend ein Wort in ihrer Sprache, eine Aehnlichkeit damit hat, so wird es bey seiner Thronbesteigung verändert, und sollte jemand vermessen genug seyn, demungeachtet jenes Wort zu gebrauchen, so wird er mit seiner ganzen Verwandschaft ums Leben gebracht. Diejenigen welche den geheiligten Namen des Königs irgend einem Thiere beylegen, werden mit eben derselben Strenge behandelt. *) Omai konnte daher nichts so sehr aufbringen, als wenn die Engländer ihren Lieblingshunden oder Pferden die Namen, Prinz oder Prinzessin, beylegten. So disproportionirt die Strafe auf den Misbrauch des königlichen Namens ist, so wird doch derjenige, der sich erkühnte, die Regierung des Königes zu tadeln, bloß mit Confiscation seiner Ländereyen und Häuser bestraft.

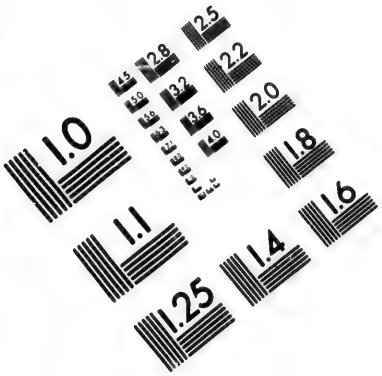
Der König begiebt sich niemals in das Haus eines Unterthans, sondern hat in jedem Bezirk seine eigene Wohnungen. Sollte durch irgend einen Zufall diese

*) O-Tu ist gleichwohl der Name einer Gattung von Reihern, welche in den Societäts-Inseln ziemlich gemein ist, und ich habe nicht bemerkt, daß jemand sich ge

Regel übertreten werden, so wird das Haus mit allen darin befindlichen Mobilien hernach verbrannt. In seiner Gegenwart entblößen sich die Unterthanen (beyderley Geschlechts) bis zum Gürtel herab, und wo er sich aufhält wird eine Stange, mit einem Lappen Zeugs daran, errichtet, welcher sie gleiche Ehrenbezeugungen erweisen. Jene Ehre gebührt auch seinen Brüdern; doch entblößen sich die Frauenzimmer nur vor den Prinzessinnen, aber nicht vor den Prinzen vom Geblüt. Mit einem Worte die Ehrfurcht für den König hat fast etwas abergläubisches, und seine Person wird beynahe heilig gehalten. Diese Sitte trägt wahrscheinlich nicht wenig dazu bey, ihm den ruhigen Besitz seiner Staaten zuzusichern; denn ungeachtet die Einwohner von Tiarrabu ihr Oberhaupt für mächtiger halten, als den König der größeren Taheitischen Halbinsel, so erzeigen sie doch diesem dieselbe Ehre, als ein ihm zukommendes Recht. Indeß behaupten sie, daß ihr Oberhaupt, Waheiadua (Aheadua), falls die jetzige Königliche Familie aussterben sollte, zur Oberherrschaft über die ganze Insel gelangen würde, welches auch gar nicht unwahrscheinlich ist, da nicht allein ganz Tiarrabu, oder die kleinere Halbinsel, sondern auch verschiedene Bezirke der größern Halbinsel, Opureonu, ihm gehören, folglich seine Staaten eben so groß, und überdem fruchtbarer und volkreicher sind, als der Antheil, den Otu besitzt. Wiederhohlte Siege haben ferner bewiesen, daß seine Unterthanen den Bewohnern der größern Halbinsel, Otaheiti-nui, über-

scheut hätte, diese Vögel so zu nennen, obgleich der König von O-Taheiti so heißt. G. F.





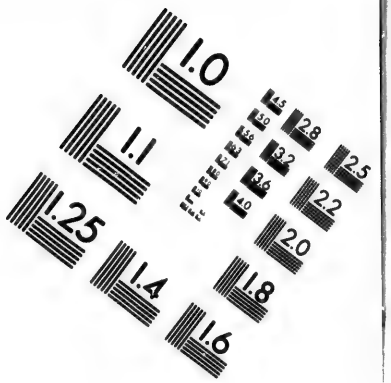
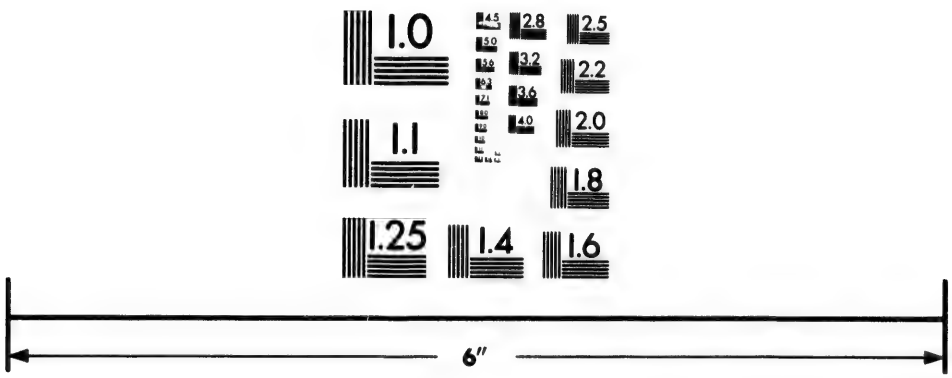
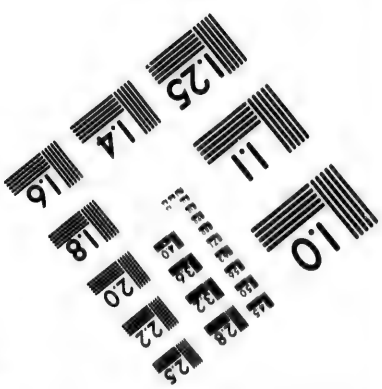


IMAGE EVALUATION
TFST TARGET (MT-3)





Photographic
Sciences
Corporation

33 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

legen sind. Daher sprechen sie von letztern auch verächtlich genung, und glauben, es würde ihnen leicht seyn, dieselben zu schlagen, wenn ihr Oberhaupt es nur versuchen wollte.

Die Volksklassen nächst dem Erih-rahai oder Könige, und seiner Familie, sind, erstlich die Erihs oder Oberhäupter, zweytens die Manahaune oder Vasallen, und drittens die Teau oder Tautau, Knechte oder Sklaven. Gesetzmäßigerweise sollen sowohl Männer als Weiber nur Personen ihres Standes heirathen. Wenn aber ein Mann von höherem Range mit einem Frauenzimmer von geringerem, Kinder zeugt, so werden sie erhalten, und genießen ihres Vaters Rang, ausgenommen wenn er ein Erih ist. In diesem Fall müssen die Kinder umgebracht werden, und eben dieses geschieht, wenn ein vornehmeres Frauenzimmer einen Mann von niedrigerem Stande in ihr Bett aufnimmt. Sollte ein Teau auf einer Intrigue mit einer Dame vom Königlichen Geblüt ertappt werden, so kommt er ums Leben. Der Sohn des Erih-rahai erhält schon bey der Geburt seines Vaters Titel und Ehrenbezeugungen; hat aber der Erih-rahai keine Kinder, so folgt ihm nach seinem Tode sein Bruder. In andern Familien erbt der älteste Sohn alle Besitzungen mit der Bedingung, daß er seine Brüder und Schwestern versorgt, und ihnen Häuser auf seinen Gütern anweiset.

Die Grenzzeichen der verschiedenen Distrikte in Otaheiti sind entweder Bäche oder kleine Anhöhen, welche letzteren sich an einigen Orten bis an den Strand der

Meeres erstrecken. Die Unterabtheilungen des Privat-
igenthums sind durch große Steine bezeichnet, die von
iner Generation zur andern liegen bleiben. Sollte je-
mand einen solchen Grenzstein verrücken wollen, so ent-
tehen Zwistigkeiten, jeder zieht mit seinen Freunden zu
elde, und die Sache wird mit gewafneter Hand ent-
chieden. Appellirt man aber an den König so wird der
treit ausgeglichen. Doch sind Vergehen von dieser
rt sehr selten: denn hier sichert die verjährte Gewohn-
eit das Eigenthum so gut, als in manchen andern Län-
ern die strengsten Gesetze. Das Herkommen erlaubt
uch, daß der Beleidigte, der über speciellen Frevel zu
agen hat, sich selbst Recht verschaffen kann, ohne sich
n seinen Vorgesetzten zu wenden. Vielleicht glauben
, daß er in solchen Fällen ein eben so billiges Urtheil
lle, als einer dem die Sache völlig gleichgültig ist, da
erdies auf gewisse Vergehungen bestimmte und durch
nge der Zeit bestätigte Strafen gesetzt sind. Wer, zum
eyspiel, des Nachts auf einem Diebstahl ertappt wird,
n darf der Eigenthümer auf der Stelle umbringen,
ne deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden; al-
n selten wird ein Dieb getödtet, er müßte denn Sa-
en von großem Werth, wie Brustschilder, geflochtenes
aar u. s. w. entwendet haben. Wer nur Schweine,
er auch Zeug gestohlen hat, und damit entkommen ist,
ird bey nachherigen Entdeckungen nicht weiter bestraft,
enn er anders eine gleiche Anzahl Schweine und Stücke
ug wieder zurückgiebt. Bisweilen verzeihet man ihm,
enn er sich etliche Tage lang versteckt gehalten hat, oder
ebt ihm, wenn es aufs höchste kommt, eine Tracht
chläge. Zanken sich ein Paar Leute, und einer
lägt den andern todt, so versammlen sich die Ver-
ndten des Verstorbenen, und gehen auf den Ueber-
ebenen und seine Anhänger los. Welche von beyden
arthenen die Oberhand behält, die nimmt die Häuser,

Länder und Güter in Besitz. *). Wenn ein Mana haune den Tautau oder Sklaven eines Oberhaupt umbringt, so läßt dieser durch seine Leute, die Länd reyen und Häuser des Thäters in Besitz nehmen, we cher sich indessen nach einer entfernten Gegend der Ins oder einer von den benachbarten Inseln flüchtet. Nac einigen Monaten kommt er wieder, findet seine Heerd Schweine sehr vermehrt, und bietet dem Eigenthüme des Tautau's eine beträchtliche Anzahl derselben, neb einigen rothen Federn und andern Dingen von Werth zur Vergütung an. Gemeiniglich wird dieses Anerbi ten angenommen, und der Manahaune gelangt wied zum Besitz seiner Länder und Häuser. Unstreitig kan man dieser Sitte die höchste Ungerechtigkeit vorwerfen denn, wie es scheint, ist dem Oberhaupte an der Be strafung des Manahaune nichts gelegen; sondern de ganze Vorgang ist eine Collusion zwischen beyden, wo durch zu gleicher Zeit die Rachgier des einen, und d Habsucht des andern befriedigt wird. Der Vasall mu nur zum Schein entfliehen, damit das gemeine Vol das hier in der Person des Ermordeten allein leide durch einen Schatten von Gerechtigkeit hintergange werde. Doch es ist kein Wunder, daß man sich hie aus dem Leben eines Menschen so wenig macht, da ma es schlechterdings für kein Verbrechen hält, seine eigene Kinder zu tödten. So oft ich nachforschte, ob d Oberhäupter und Vornehmen diese unnatürliche Grau samkeit nicht bestraften, erhielt ich zur Antwort: dari

*) Hier tritt also doch der Fall ein, wo man seines Eigenthums nicht so sicher ist, als in Ländern deren Gesetzgebung jeden in seinem Besitze schützt. Einem Engländer würde auch nicht eingefallen sein, einen so paradoxen Satz zu behaupten. Aber Herr Anderson war, wie schon oben angemerkt ist, ein Schottländer. G. F.

ürfe sich kein Oberhaupt mischen, weil jeder mit seinem inde thun könne, was ihm beliebe.

Sowohl die Einwohner als die Produkte, Sitten nd Gebräuche in Otaheiti sind, im Ganzen genom- en, völlig eben so, wie auf den benachbarten Inseln. s giebt indeß einige kleine Unterschiede, welche schon s dem Grunde angeführt zu werden verdienen, weil sie nstig wichtigere Nachforschungen veranlaßen können.

Die kleine Insel Máatea oder Osnabrück, welche anzig Seemeilen ostwärts von Otaheiti liegt, hört einem Oberhaupte auf der letztern Insel, der rt einen Tribut erhebt. Man spricht daselbst eine vom taheitischen etwas verschiedene Mundart. Die ánner lassen ihr Haar sehr lang wachsen, und be- cken im Gefecht ihre Arme mit einer Rüstung, die nz mit Hayfischzähnen besetzt ist; ihr Anzug besteht, bey en der Gelegenheit, aus Fischhäuten oder einer Art von hagrin. Sie schmücken sich obendrein mit polirten erlmutterschalen, die in der Sonne einen blendenden lanz zurückwerfen; besonders tragen sie statt des Brust- ildes eine sehr große Muschel von dieser Art.

Die Otaheitische Mundart enthält verschiedene Wör- und ganze Redensarten, welche man in den westlicher legenen Societäts-Inseln nicht kennt, obgleich deren ialekte unter sich völlig übereinkommen. Auch bringt taheiti insbesondere die vortrefliche Frucht, welche r Aepfel nannten, in Menge hervor, dahingegen dieses bst den andern Inseln, Eimeo ausgenommen, fehlt *). as wohlriechende Holz Eahai, welches diese Völker hohem Werth halten, wächst ebenfalls nur in Ota-

*) Es ist eigentlich eine Art Myrobalanpflaume, welche von den Einwohnern e-Vi genant wird, *Spondias dulcis*, Forst. prodr. flor. austr. 198. G. F.

heiti, und zwar einzig und allein in der größern no
westlichen Halbinsel. Huaheine und Eimeo zeichn
sich durch einen vorzüglich starken Anbau von Yamswu
zeln aus. In Maurua findet man im Gebirge ei
besondere Gattung von Vögeln, deren weisse Federn se
gesucht werden. Es sollen daselbst auch Aepfel fortko
men, obschon diese Insel unter allen Societäts-Ins
von Otaheiti und Eimeo am weitesten gegen Weste
entlegen ist.

Die Religion dieser Inseln ist zwar durchgehen
dieselbe, allein eine jede hat demungeachtet ihren eigen
Gott, oder gleichsam ihren Schutzgott, wie man aus f
gendem Verzeichniß sehen wird, welches ich nach d
besten Nachrichten entworfen habe:

Inseln.	Schutzgötter.
Huaheine	Tane.
Ulietea, o: Raietea	Uro.
Otahah	Tane.
Bolabola	Orra.
Maurua	Otu-i-weiahu.
Tubai	Tamaui.
Tabuaimanu oder Saunders-Eiland, welches unter Huaheine steht	Taroa.
Eimeo	Oruhadu.
Otaheiti-nui	Uru.
Tiarrabu	Opunua und Whatutirri, die a kürzlich mit d Gott der Bo bolaner ra, vertau worden sind.

Raatea oder Osnabrück-Insel — Tubu, tubuai, raimaràwa.

Die niedrigen ostwärts gelegenen Eilande — Tammari.

Westwärts von Maurua kennen die Otaheitier auch das unbewohnte flache Eiland Mopihah, welches Howe's Eiland zu sein scheint. Die Einwohner der westlichsten unter den Societäts-Inseln besuchen dasselbe von Zeit zu Zeit. Bisweilen, jedoch nicht zu bestimmten Zeiten, schiffen sie auch nach einigen nordöstlich von Otaheiti gelegenen niedrigen Inseln, wohin man bey gutem Winde in ein Paar Tagen kommen kann, nehmlich Mataiwa, Oannah, Tabuhoi, Awehi, Maura, Orutua, und Otawau, wo es große Perlen giebt; aber öfter kommen die Einwohner dieser Einöde nach Otaheiti und den Societäts-Inseln. Sie sind dunkler von Farbe, sehen wild aus, und sind anders punktirt. Die Einwohner von Mataiwa und einigen andern Inseln sollen die Sitte haben, den Fremden, die bey ihnen ankommen, ihre Töchter zu geben; das Paar muß aber fünf Nächte in der größten Zucht und Ehrbarkeit nebeneinander ruhen. Am sechsten Abend bewirthet der Vater seinen Gast, und kündigt einer Tochter an, sie solle ihn als ihren Mann empfangen. Der Fremde darf nun aber nicht die geringste Unzufriedenheit blicken lassen, sollte seine zukünftige Hälfte auch noch so häßlich seyn; denn eine solche Geringschätzung sieht man als die höchste Beleidigung an, und bestraft sie mit dem Tode. Dieses Schicksal hatten einmal vierzig Bolabolaner, welche die Neugier in ihrem Kanot bis nach Mataiwa getrieben hatte. Einer von ihnen gab unvorsichtigerweise seinen Widerwillen gegen das für ihn bestimmte Frauenzimmer zu erkennen, und

ward daben von einem Knaben behorcht, der die Nach-
richt dem Vater des Mädchens hinterbrachte. Sogleich
fielen die Männer von Mataiwa über die Fremd-
linge her. Diese wehrten sich zwar tapfer, und erlegten
dreymal mehr Feinde, als ihre eigne Anzahl betrug; aber
zuletzt blieben nur fünf von ihnen übrig. Diese versteck-
ten sich im Walde, schlichen dann, indessen die Einwoh-
ner der Insel ihre Todten begruben, in die Hütten, luden
Lebensmittel und Wasser auf einen Kahn, und kamen
glücklich davon. Sie fuhren bey Mäatea, ohne zu
landen, vorüber, und kamen endlich nach Eimeo. Die
Einwohner von Bolabola waren indeß überzeugt, daß
ihre Landsleute gefehlt hätten; denn als bald darauf
einige Männer aus Mataiwa in einem Kanot bey ihnen
ankamen, wurden sie aufs freundlichste behandelt, und
man gestand ihnen ein, daß jene Reisenden ihr Schicksal
verdient hätten.

Diese flachen Inseln sind ohne Zweifel die äußer-
sten Grenzpunkte, wohin sich die Schiffahrt der Ota-
heitier und ihrer Nachbarn gegenwärtig erstreckt. Herr
von Bougainville scheint ohne hinreichenden Grund
zu behaupten, daß diese Völker bisweilen Reisen von mehr
als dreyhundert Seemeilen machen: denn man erzählte
es mir schon als eine Art von Wunder, daß einst in ei-
nem Sturm ein Kahn von Otaheiti weggetrieben und
bis nach Mopihah verschlagen worden sey, und doch
liegt dieses Eiland nahe genug, und zwar recht unter
dem Winde. Was sie von andern weiter entlegenen In-
seln wissen mögen, beruht unstreitig nur auf Tradition,
und kann ihnen von Einwohnern jener Inseln, die etwa
zufälligerweise bis an ihre Küsten verschlagen wurden,
mitgetheilt worden seyn. Auf solche Art konnten sie die
Namen, nebst der Richtung mehrerer entfernter Inseln,
erfahren, auch allenfalls, wie lange die Fremden in See
gewesen. Die Einwohner von Watiu werden, zu

Beyspiel, auf ähnliche Weise, ihr Verzeichniß von Inseln, durch die Leute von den Societäts-Inseln, die wir daselbst antrafen, beträchtlich vergrössert haben; denn ohne Zweifel haben diese Verirrten ihnen nicht nur die Namen von Otaheiti und den Societäts-Inseln, sondern auch aller ihnen sonst bekanntgewordenen Eilande mitgetheilt. Dieser Umstand giebt uns einigen Aufschluß in Ansehung der ausgebreiteten Kenntnisse, welche die Herren in der Endeavour dem Tupia oder Tupaya beymaßen; und ohne seiner Glaubwürdigkeit zu nahe zu treten, bin ich ganz der Meynung, daß er es, bloß im Vertrauen auf ähnliche Nachrichten, unternahm, jenes Schiff nach Ohiteroa zu führen, ohne, wie er vorgab, selbst da gewesen zu seyn, welches aus gar zu vielen Ursachen unwahrscheinlich ist *).

*) Man sehe die Hawkesworthsche Sammlung im zweyten Theil. Imgleichen Forsters Bemerkungen S. 442 u. f. Das wenige Neue, was Herr A. in diesem Hauptstück geliefert hatte, war so sehr mit bereits bekannten Sachen verwebt, daß man lieber manche Wiederholung stehen lassen, als durch Hinweglassung derselben die Uebersetzung um ihren Zusammenhang und um ihre Deutlichkeit bringen wollte. G. F.

Neun und zwanzigstes Hauptstück.

Fortsetzung der Reise von den Societäts-Inseln nordwärts. Entdeckung der Christmeß-Insel, und dortige Station der Schiffe. Reichlicher Schildkrötenfang. Beobachtung einer Sonnenfinsterniß. Ungemach zweyer verirrten Matrosen. Wir lassen in einer Flasche eine Innschrift zurück. Beschreibung der Insel, ihres Bodens, ihrer Bäume, Pflanzen und Vögel; ihrer Größe, Gestalt und Lage. Ankergrund daselbst.

Von Bolabola aus, welches wir am achten December 1777 verließen, richteten wir unsern Lauf nach Norden, ob wir gleich bis jenseits des Aequators anhaltende Nordost- und Ostwinde hatten, folglich fast immer etwas westlicher, ja zuweilen gar Nordwest, liefen.

Seit unserer Abreise von England waren nunmehr bereits [illegible] Monate verflossen. Hatten wir gleich diese [illegible] nicht ohne Nutzen hingebracht, so fühlte ich doch, daß ich jetzt erst recht anfing, mich dem eigentlichen Endzweck meiner Reise zu nähern. Jetzt mußte folglich auch von neuem alles angewandt werden, was zu unserer Erhaltung und zur endlichen Erreichung unserer Absichten dienen konnte. Daher hatte ich während unsres Aufenthalts in den zuletzt berührten Inseln, den Zustand unsers Vorraths von Lebensmitteln genau untersucht; und nachdem wir diese Inseln, nebst allen meinen bisherigen Entdeckungen, im Rücken hatten, ließ ich auch die Magazine des Bootsmanns und Schiffszimmermanns besichtigen, und mir von der Anzahl und der Beschaffenheit eines jeden vorräthigen Artikels genauen Bericht abstatten, damit ich den vortheilhaftesten Gebrauch davon machen könnte.

Auf den Societäts-Inseln hatte ich mich sorgfältig erkundigt, ob man dort von einigen nordwärts oder nordwestwärts gelegenen Inseln etwas wüßte; allein in dieser Gegend kannte man keine. Wir bekamen auch nichts zu sehen, was einigermaßen als Anzeige von nahem Lande hätte gelten können, bis wir in 8° südlicher Breite allerley Vögel, nehmlich Tölpel, Tropikvögel, Meerschwalben, Fregatten, und einige andere Arten erblickten. Unsere Länge war damals 205° östlich von Greenwich. Mendanna hatte auf seiner ersten Reise im Jahr 1568 *), eine Insel in 6° 45′ südlicher Breite 1450 Seemeilen von Callao, oder ungefähr 200° östlicher Länge von Greenwich entdeckt, die er *Isla Iesus* nannte. Wir befanden uns hundert Seemeilen östlicher in derselben Breite, und sahen daselbst wieder eine große Menge von jenen Vögeln, die sich doch selten weit vom Lande entfernen. In der Nacht zwischen dem 22sten und 23sten passirten wir den Aequator, in 203° 15′ östlicher Länge, wo die Abweichung der Magnetnadel ungefähr 6° 30′ betrug.

Am 24sten, eine halbe Stunde nach Tagesanbruch, sahen wir Land, welches sich bey unserer Annäherung bald als ein flaches Eiland zeigte, dergleichen in diesem Ocean so viele vorhanden sind; nehmlich ein schmaler Kreis Landes, der inwendig einen See einschließt. An zwey oder drey Orten standen etliche Kokospalmen, im Ganzen aber sah das Land sehr öde und unfruchtbar aus. Wir mußten bey Ostsüdostwind laviren, um uns der Westseite zu nähern, wo wir, in vierzig, zwanzig auch vierzehn Faden Tiefe, feinen Sandboden fanden. Die kleinste Tiefe war eine halbe, die größte eine ganze Meile.

*) S. Dalrymples Collection Vol. I. p. 45.

(*mile*), von den Brandungen entfernt. Da ich Ankergrund gefunden hatte, entschloß ich mich vor Anker zu gehen, und den Schildkrötenfang zu versuchen, wozu diese dem Anschein nach ganz unbewohnte Insel der rechte Ort zu seyn schien. Wir gingen also in dreißig Faden vor Anker, und gleich drauf mußte ein Boot untersuchen, ob irgendwo eine Landung möglich wäre, welches mir noch sehr ungewiß schien, da das Meer längs dem Strande überall in fürchterlichen Brandungen tobte. Das Boot kam mit der Nachricht zurück, daß man nirgend einen Landungsort gesehen habe, daß aber in den Untiefen außerhalb der Brandung eine Menge Fische befindlich wären.

Am folgenden Morgen schickte ich bey Tagesanbruch von jedem Schiffe ein Boot ab, um noch einen Versuch zu machen, ob sich ein Landungsort finden ließe. Zwey andere Boote mußten sich dem Strande nähern, daselbst ein kleines Anker fallen lassen, und fischen. Ihr Fang war auch so glücklich, daß sie bereits um acht Uhr mit mehr als zwey Centnern an Fischen zurück kehrten, welches mich denn aufmunterte, sie gleich nach dem Frühstück nochmals auszuschicken. Zugleicher Zeit fuhr ich selbst in einem andern Boote nach der Küste, um sie näher zu untersuchen, und wo möglich anzulanden; allein dies fand ich ganz und gar unthunlich. Gegen Mittag kamen meine Entdeckungsboote zurück. Der Loots meines Schiffes brachte mir die Nachricht, daß man ungefähr anderthalb Seemeilen weiter nordwärts eine Oefnung im Lande und einen Kanal in die innere Lagune (See) gefunden hätte, wo man bequem aussteigen könne. Die Tiefe wäre außerhalb dieser Bucht eben so, als an dem Orte, wo wir jetzt lägen. Diesem Bericht zufolge lichteten die Schiffe ihre Anker, und gingen wieder in zwanzig Faden Tiefe, vor einem kleinen Inselchen, welches im Eingang der Lagune lag, vor Anker. Hier ist der Boden feiner, dunkler Sand,

und an jeder Seite der kleinen Insel geht ein Kanal in die Lagune, der aber nur für Boote tief genug ist. In der Lagune selbst ist das Wasser überall sehr seicht.

Am 26sten früh ertheilte ich Hrn. Capitain Clerke Befehl, ein Boot mit einem Officier in die südöstliche Gegend der Lagune abzuschicken, indeß ich selbst mit Herrn King die nördliche untersuchen würde, um Schildkröten zu fangen. Ich wollte eigentlich die äußerste östliche Spitze besuchen; allein der Wind war uns zu heftig entgegen, und nöthigte uns, etwas weiter hin, auf einer sandigen Fläche zu landen, wo wir eine Schildkröte gewahr wurden, die wir hernach mit an Bord nahmen. Wir wateten bis an ein kleines Eiland, wo wir weiter nichts als etliche Vögel antrafen. Herr King blieb daselbst um die Sonnenhöhe um Mittag zu beobachten; ich aber begab mich indessen nach dem Lande, welches gegen Nordwesten die See einschließt. Dieses war noch öder, als das kleine Inselchen, welches ich eben verlassen hatte; ich fand aber, indem ich über die Landspitze nach dem Meerstrande ging, fünf schlafende Schildkröten, wovon wir eine fingen. Nach diesem Fang sahen wir keine mehr, und mußten es uns daher gefallen lassen, an Bord zurückzukehren, wohin uns Herr King bald folgte. Herrn Clerks Leute waren südwärts ans Land gegangen, und hatten mehrere Schildkröten gefangen, weshalb ich auch nicht zweifelte, daß uns der Fang noch gelingen würde.

Am 27sten des Morgens, schickte ich zwey Boote unter Herrn Kings Anführung nach der südöstlichen Gegend innerhalb der Lagune; und ein kleineres nordwärts an den Ort, wo ich Tages zuvor gelandet hatte. Als letzteres Nachmittags mit sechs Schildkröten zurückkam, schickte ich es gleich wieder hin, und wies ihnen diese Stelle während unseres hiesigen Aufenthalts zu ihrer Station an, weil der Fang daselbst mehrentheils gut von statten ging. Herr Capitain Clerke hatte eine

Parthey Mannschaft am Lande übernachten lassen, die auch so glücklich gewesen war, zwischen vierzig und funfzig Schildkröten im Sande auf den Rücken zu legen, welche den Tag über fleißig an Bord geschaft wurden.

Am 28sten landete ich, in Begleitung Herrn Bayly's, auf der kleinen Insel, welche im Eingang, zwischen den beyden in die Lagune führenden Einfahrten, liegt, um zu der bevorstehenden Sonnenfinsterniß die Telescope zu richten; denn die Beobachtung dieses Phänomens war eine Hauptursach, weshalb ich hier vor Anker gegangen war. Um Mittag kam Herr King mit einem Boot und acht Schildkröten wieder an Bord; sieben andere blieben am Lande zurück, wo die Mannschaft des andern Boots beschäftigt war, noch mehr zu fangen. Abends ging Herr Williamson dahin ab, um ihnen Lebensmittel und Wasser zu bringen; Herr King aber blieb an Bord, um die Finsterniß zu beobachten.

Am folgenden Tage schickte Herr Williamson beyde Boote mit Schildkröten beladen an Bord. Zugleich ließ er mich ersuchen, die Boote rund um die Insel zu schicken, weil er an ihrer Südostseite, wo sich die meisten Schildkröten aufhielten, einen Landungsort gefunden habe, und man also der Mühe überhoben werde, sie wie bisher über Land bis an die Lagune zu transportiren. Ich gab sogleich Befehl, daß die Boote an den von ihm angegebenen Ort abgehen sollten.

Am 30sten Morgens, ging ich nebst den Herren King und Bayly auf der vorher erwähnten kleinen Insel ans Land, um die Sonnenfinsterniß zu beobachten. Bis gegen neun Uhr war der Himmel bewölkt, dann aber machten wir uns einen Sonnenblick zu Nutze, um die Höhe zur Berichtigung der Zeit, nach der Uhr, zu beobachten. Hierauf überzog sich der Himmel wieder bis halb zehn Uhr, da die Finsterniß bereits angegangen

war. Dann befestigten wir die Mikrometer an unsere Sehröhre, und maßen den unbedeckten Theil der Sonnenscheibe. Ich verfolgte diese Beobachtung bis eine halbe Stunde vor dem Ende der Finsterniß, da ich wegen der fürchterlichen Hitze, welche durch das Zurückprallen der Strahlen vom Sande noch mehr vermehrt wurde, aufhören mußte.

Von Zeit zu Zeit zogen Wolken an der Sonne vorüber, indeß war doch der Austritt völlig sichtbar, dessen Zeitpunkt wir folgendermaßen bestimmten:

	St.	M.	S.	
Herr Bayly um	0	26	3	scheinbare Zeit Nachmittage.
— King —	0	26	1	
Ich —	0	25	37	

Herr Bayly und ich beobachteten mit großen achromatischen Telescopen, und Herr King mit einem Reflector. Herrn Baylys Instrument und das meinige hatten einerley Vergrößerung; wir hätten also nicht so sehr von einander abweichen sollen; vielleicht kam der ganze Unterschied daher, daß ich eine Erhabenheit im Monde nicht gewahr ward, welche die beyden andern Beobachter sahen.

Nachmittags kamen die Boote mit der sämmtlichen Mannschaft von der südöstlichen Gegend der Insel zurück, einen Matrosen von der Discovery ausgenommen, der bereits zwey Tage lang vermißt wurde. Anfänglich waren ihrer zwey irre gegangen; weil sie aber über den Rückweg nicht einig werden konnten, hatten sie sich getrennt, und einer war nach einer Abwesenheit von vier und zwanzig Stunden endlich zu seinen übrigen Kameraden am Strande zurückgekommen. Er hatte in diesem Zeitraum viel ausgestanden, denn auf der ganzen Insel giebt es keinen Tropfen frischen Wassers, und in der Gegend,

wo er sich befand, war auch nicht ein einziger Kokosbaum befindlich. Um seinen Durst zu löschen, bediente er sich der sonderbaren Erfindung, Schildkröten zu schlachten, und ihr Blut zu trinken. Eben so seltsam war sein Erquickungsmittel, wenn er müde ward; er zog sich alsdann aus, und legte sich eine Zeitlang in dem seichten Wasser am Strande nieder *).

Jedermann wunderte sich, wie es möglich gewesen wäre, daß diese beyden Leute sich hätten verirren können. Das Land, von der Seeküste bis zur Lagune, war nirgends über drey Meilen (*miles* **) breit, und die Aussicht war nach allen Seiten frey. In der ganzen, völlig ebenen Gegend standen nur einige zerstreute Gebüsche, und an vielen Stellen konnte man die Masten der Schiffe erblicken; allein es war ihnen nicht einmal eingefallen sich nach diesem Merkmal zu orientiren, ja sie hatten sogar vergessen, in welcher Gegend der Insel die Schiffe vor Anker lägen, und wußten sich so wenig zu rathen, als ob sie eben aus den Wolken gefallen wären. Wenn man aber bedenkt, was für seltsame Geschöpfe die meisten Matrosen sind, sobald sie an Land kommen, so möchte man sich wieder darüber wundern, daß nicht noch mehrere sich verirrt hatten. Auch von denen, die mit mir enlandeten, hatte sich wirklich einer verlaufen; er behielt indeß so viel Ueberlegung, daß er einsah, die Schiffe müßten unter dem Winde liegen, und kam zurück, als wir eben seine Abwesenheit inne geworden waren.

---

*) Dieser Verirrte, war der Deutsche, Barthel Lohmann, den ich hernach in Cassel gesprochen habe. Siehe Göttingisches Magazin. G. F.

**) Etwas über eine halbe deutsche Meile. G. F.

Capitain Clerke erfuhr kaum, daß einer der Verirrten noch in dieser hülflosen Lage wäre, als er unverzüglich eine Parthey beorderte, ihn aufzusuchen. Weil aber auch diese am folgenden Morgen nicht zurückkam, schickte ich zwey Boote in die Lagune, damit an mehrerern Orten zugleich Nachsuchung gehalten würde. Bald darauf kam endlich jene Parthey mit ihrem Verlornen zurück, und hierauf rief ich meine Boote durch ein Signal wieder an Bord. Dieser arme Teufel hatte noch weit mehr Ungemach erlitten, als der erstre; denn er war nicht nur länger in der Irre gewesen, sondern hatte sich auch geeckelt Schildkrötenblut zu trinken.

Ich ließ hierauf einige Kokosnüsse und Yamswurzeln auf dem kleinen Eiland, wo wir die Finsternitß beobachtet hatten, in die Erde pflanzen, und an einer andern Stelle etwas Melonensaat aussäen. Fernet ließ ich auf der Insel eine Flasche mit folgender Innschrift zurück:

GEORGIVS TERTIVS REX. 31 DECEMBRIS 1777.
NAVES { RESOLVTION, JAC. COOK, PR.
DISCOVERY, CAR. CLERKE, PR.

Am ersten Januar 1778 ließ ich unsere Schildkrötenfänger mit allem, was sie noch gefangen hatten, an Bord bringen. Diese Arbeit dauerte bis spät am Nachmittage, und ich hielt es daher nicht für rathsam, noch diesen Tag unter Segel zu gehen. Wir hatten hier für beyde Schiffe gegen dreyhundert Schildkröten gefangen, deren jede im Durchschnitt zwischen neunzig und hundert Pfund wog. Sie waren alle von der Gattung die man *green Turtle*, die grüne eßbare See-Schildkröte (*Testudo Mydas* Linn.) nennt, und so schmackhaft, wie sie nur irgendwo in der Welt seyn können. Außerdem fingen wir an der Angel so viele Fische, als wir während unsers Aufenthalts verzehren konnten, hauptsächlich Ca-

valhas von allerley Größe, große und kleine Schnapper, und einige wenige Klippfische von zweyerley Art, die eine mit unzählichen blauen Flecken, die andere mit zerstreuten weißen Streifen.

Das Erdreich auf der Insel ist an einigen Stellen leicht und schwarz, und besteht daselbst augenscheinlich aus vermoderten Kräutern und dem Auswurf der Vögel, womit Sand vermischt ist. An andern Stellen hingegen sieht man nichts als Seeprodukte, und zwar, zerbrochene Steinkorallen und Muscheln, die in langen, schmalen Furchen mit der Seeküste parallel liegen, welche dadurch beynahe das Ansehen eines umgepflügten Feldes bekommt. Sie müssen also von den Wellen aufgeworfen worden seyn, ungeachtet sie gegenwärtig zum Theil eine Englische Meile weit von dem Meere entfernt liegen. Es scheint also außer allem Zweifel, daß diese Insel allmälig durch den Anwurf des Meeres gebildet worden, und noch auf eben diese Art zunimmt; denn nicht nur die Bruchstücke von Korallfelsen, sondern auch selbst manche Muscheln sind viel zu groß, als daß sie vom Seestrande an die Stellen, wo wir sie fanden, gebracht seyn könnten. An mehreren Stellen gruben unsere Leute nach frischem Wasser, aber sie fanden auf der ganzen Insel nicht einen Tropfen. Dagegen sahen wir im Innern verschiedene Teiche mit salzigem Wasser, welche höchstwahrscheinlich von dem Seewasser, das bey hoher Fluth durch den Sand dringt, angefüllt werden. Einer von den Verirrten hatte in der südöstlichen Gegend auch Salz gefunden; allein so sehr wir auch dieses Artickels benöthigt waren, durften wir uns doch auf einen Wegweiser nicht verlassen, der sich so einfältig verirren konnte, daß er nicht wußte, ob er nach Osten oder Westen, nach Norden oder Süden ginge.

Wir bemerkten auch nicht die geringste Spur, daß je ein Mensch vor uns die Insel betreten hätte. In der

That

That, wer das Unglück hätte, hieher verschlagen, oder hier zurückgelassen zu werden, würde schwerlich sein Daseyn lange erhalten können. Fische und Vögel sind zwar in Menge vorhanden; allein ich wüßte nicht, womit er seinen Durst stillen sollte, zu geschweigen, daß bey dem gänzlichen Mangel an Pflanzenspeise, gar bald die nachtheiligen Folgen eines gänzlich aus dem Thierreich hergenommenen Unterhalts zum Vorschein kommen würden. Auf der ganzen Insel zählt man ungefähr dreißig Kokosbäume, auf denen wir aber nur wenige Nüsse fanden, die noch dazu entweder nicht ausgewachsen, oder mit einem salzigen Safte angefüllt waren. Schiffe, die hier anlegen, können folglich nur Fische und Schildkröten erwarten, beydes aber in Ueberfluß.

An einigen Orten fanden wir einige niedrige Bäume. Herr Anderson hatte außerdem ein paar Gesträuche, und zwey oder drey kleine Pflanzen angetroffen, die er indeß alle schon auf Palmerstons Eiland und Otakutea gesehen hatte. Ueberdies fand er hier eine Art indische Pappeln, (*sida*) eine Art Portulak, und eine dritte kleine Pflanze, deren Blätter einem Mesembryanthemum ähnlich waren, *) auch zweyerley Gräser. Allein von einer jeden dieser Pflanzengattungen gab es nur eine höchst unbeträchtliche Anzahl, und sie schienen so kümmerlich fortzukommen, daß es zu bewundern ist, wie sie sich noch erhalten.

Unter den vorerwähnten niedrigen Bäumen saßen eine Menge Meerschwalben, (*Sterna*) von einer noch nicht beschriebenen Art. Sie sind oben schwarz, unten weiß, mit einem weißen Bogen an der Stirne, und etwas größer als die gewöhnliche Meerschwalbe oder der

*) Vielleicht sesuvium portulacastrum Linn. G. F.

Pinsel (*Noddy; Sterna stolida Linn.*) Die meisten hatten ihre Jungen schon ausgebrütet, und diese lagen unter den alten auf der bloßen Erde; einige hatten aber noch Eyer, die etwas größer als Taubeneyer, bläulich, und schwarz gefleckt sind, und von denen sie nicht mehr als eines legen. Außerdem fanden wir auch eine Menge Tölpel von der gewöhnlichen Gattung (*Pelecanus piscator Linn.*) welche dem Jan-van-Gent, oder der sogenannten schottischen Gans (*Pelecanus Bassanus*) sehr ähnlich sind; desgleichen eine andere Art, die rußfarben, oder Chokoladefarbe ist, und einen weißen Bauch hat. Diesem Verzeichniß müssen wir noch Fregatten- und Tropikvögel, Brachhühner, Sandpfeiffer, einen kleinen, der Grasemücke ähnlichen Landvogel, Landkrabben, kleine Eidechsen und Ratten *) hinzufügen.

Weil wir hier das Weihnachtsfest feyerten, nannte ich die Insel, Christmeß-Eiland. Sie scheint mir ungefähr funfzehn bis zwanzig Seemeilen (*leagues*) im Umfange zu haben. Ihre Gestalt gleicht einem halben Zirkel, oder dem Monde im letzten Viertel. Die Nord- und die Südspitze, welche gleichsam die beyden Hörner vorstellen, sind zwischen vier und fünf Seemeilen von einander entfernt. Die Westseite, wo sich der Eingang in den inwendigen See, oder in die Lagune befindet, oder vielmehr die kleine Insel, wo wir die Sonnenfinsterniß beobachteten, liegt, nach einer großen Menge Mondsbeobachtungen, die nur 7′ von der Längenuhr ab-

*) Wie mag wohl dieses vierfüßige Thier dorthin gekommen seyn? Eine Frage zur Beherzigung für diejenigen, die überall die organischen Körper aus andern Gegenden, in die entlegensten Länder kommen lassen, auch wohl gar den, der nach den Beweisen jener Wanderungen und Transportationen frägt, mit einem verächtlichen Blick und einer rechtgläubigen Amsomine abfertigen. G. F.

wichen, in 1° 59′ nördlicher Breite, und 202° 30′ östlicher Länge. Die Abweichung der Magnetnadel war hier 6° 22½′ östlich, und die Inclination der nördlichen Spitze 11° 54′.

Die Christmeßinsel ist in geringer Entfernung vom Strande mit einem Rief von Korallenfelsen umgeben. An der Westküste ist, jenseits dieses Riefs, eine Bank von feinem Sande, die sich eine Seemeile weit vom Lande erstreckt, und in achtzehn bis dreyßig Faden guten Ankergrund hat. Gienge man näher als zu dieser Tiefe von achtzehn Faden, so würde man zu nahe an den Rief kommen. Während unseres hiesigen Aufenthalts hatten wir, ein paar Tage ausgenommen, beständig frischen Wind aus Ost oder auch Ost bey Süden. Die Wogen kamen von Norden, und brachen sich am Rief in erstaunlichen Brandungen. Wir hatten diese hohle See bereits vor Entdeckung der Insel empfunden, und empfanden sie auch noch etliche Tage nach unserer Abreise.

Dreyßigstes Hauptstück.

Entdeckung einiger Inseln. Beschreibung der Einwohner von Atuai, die sich zu den Schiffen begeben. Ihr Betragen, indem sie an Bord stiegen. Einer von den Insulanern wird getödtet. Vorkehrungen um den vertrauten Umgang mit dem Frauenzimmer zu verhüten. Wasserplatz. Empfang am Lande. Spatziergang im Innern daselbst. Beschreibung eines Marais. Gräber der Oberhäupter und der geopferten Menschen. Besuch eines zweyten Eilandes, Onihiau. Cere-

monien der Einwohner, die sich an Bord begeben. Wir finden Ursach sie für Menschenfresser zu halten. Es wird eine Partey Mannschaft ans Land gesetzt, und bleibt zwey Tage lang daselbst. Vorfälle bey ihrer Landung. Abreise der Schiffe von diesen Inseln.

Am zweyten Januar 1778 lichteten wir, mit Tagesanbruch, die Anker, und fuhren bey schönem Wetter und frischen Ost- auch Ostsüdostwinde nordwärts, bis wir 7° 45′ nördlicher Breite in 205° östlicher Länge erreichten. Hier hatten wir nur einen Tag Winstille, und bekamen gleich darauf Wind aus Nordost zu Ost, und Ostnordost, welcher auf unserm Lauf gen Norden allmälig an Stärke zunahm. Täglich zeigten sich Vögel von den oben angeführten Gattungen, und zwischen 10° und 11° Breite sahen wir mehrere Schildkröten. Dies alles hält man für Zeichen eines nahen Landes; gleichwohl entdeckten wir keines, bis am Morgen des 18ten mit Tagesbruch eine Insel zum Vorschein kam, die in Nordost zu Osten lag. Bald darauf sahen wir noch mehr Land in Norden, das vom vorigen gänzlich abgesondert war, und so wie jenes, hohes Land zu seyn schien. Um Mittag lag uns das erstere in der vorigen Richtung nur einen halben Strich östlicher, und acht bis neun Seemeilen entfernt; zu gleicher Zeit lag ein hoher Berg am östlichen Ende des andern Landes im Norden einen halben Strich südlich. Unsere nördliche Breite war damals 21° 12′; die östliche Länge 200° 41′. Nunmehr fingen schwache Lüftchen an mit Windstillen abzuwechseln, so daß wir um Sonnenuntergang noch neun bis zehn Seemeilen vom nächsten Lande entfernt waren.

Am 19ten bey Sonnenaufgang sahen wir die zuerst entdeckte Insel mehrere Meilen weit gen Osten entfernt,

und sie war also für uns, denen dies gerade gegen den Wind lag, unerreichbar. Ich segelte daher auf die andere Insel zu, und entdeckte bald eine dritte gen Westnordwest in einer Entfernung, daß wir sie nur eben noch sehen konnten. Mit Hülfe eines frischen Windes aus Ost bey Nord, waren wir um Mittag von dem nächsten Theil des zweyten vor uns liegenden Landes noch ungefähr zwey Seemeilen weit entfernt. Bisher hatten wir noch gezweifelt, ob das Land bewohnt wäre; allein nunmehr sahen wir einige Canots vom Ufer abstoßen, und den Schiffen entgegen kommen. Ich ließ sogleich die Schiffe beylegen, damit die Einwohner Zeit gewönnen sich uns zu nähern. In jedem Kahn befanden sich drey bis sechs Mann, die uns eine überraschende Freude verursachten, als sie uns bey ihrer Annäherung in Otaheitischer Sprache anredeten. Nach einigem Zureden kamen sie an die Seite des Schifs; aber nichts konnte sie bewegen, an Bord hinauf zu steigen. Ich band einige kupferne Medaillen an einen Strick, und lies sie in eines der Canots hinab, wo man sogleich einige Makrelen an ihrer Stelle an den Strick befestigte. Diesen Versuch wiederholten wir mit einigen kleinen Nägeln, oder Stückchen Eisen, auf welche sie einen weit höhern Werth setzten, als auf alles andre. Sie gaben dafür eine gröfsere Menge Fische, nebst einer Patatenwurzel, und hatten also offenbar Begriffe vom Tauschhandel oder von Geschenk und Gegengeschenk. Sonst bemerkten wir in ihren Canots nichts, als eine Art Fischernetze, und einige Flaschenkürbisse; doch bot uns einer noch den Zeug, den er um den Leib geschlagen trug, zum Verkauf an. Diese Leute waren von brauner Farbe, mittlerer Statur und wohl proportionirt. In den Farbenschattirungen wichen sie nicht sehr von einander ab, hingegen bemerkten wir einen Unterschied in den Gesichtszügen, die bey einigen beynahe europäisch waren. Die meisten trugen ihr Haar

kurz abgeschnitten, andere ließen es fliegen, und noch andere hatten es auf der Scheitel in einen Schopf aufgebunden. Von Natur war es wohl bey allen schwarz gewesen; allein die meisten hatten es, wie in den Freundschaftsinseln ebenfalls Mode ist, mit irgend etwas gefärbt, so daß es braun oder verbrannt aussahe. Die meisten hatten Bärte. Von Zierrathen konnten wir nichts an ihnen gewahr werden, auch waren ihre Ohren nicht durchbohrt; aber auf ihren Händen und um die Hüften bemerkten wir einige Punkturen. Die Stückchen Zeugs, die sie um den Leib trugen, waren mit roth, schwarz und weiß bemahlt. Dem Anschein nach waren diese Männer sehr gutmüthig; sie hatten nicht einmal Waffen bey sich, ausgenommen einige kleine Steine, welche sie wahrscheinlich zu ihrer Vertheidigung mitgenommen hatten, die sie aber in See warfen, sobald sie fanden, daß dieselben überflüßig wären.

Da sich an dieser östlichen Spitze der Insel kein Ankerplatz zeigte, segelte ich unter dem Winde längs der Südostküste hinab, und hielt mich dabey eine halbe See-Meile (*league*) vom Strande entfernt. Sobald wir unsern Lauf fortsetzten, verließen uns die Canots; allein so wie wir längs der Küste hinfuhren, kamen andre zu uns, die einige Spanferken, und recht schöne Patatten mitbrachten, und sie, wie die vorigen, für das erste, was man ihnen anbot, vertauschten. Für einen Nagel von mittlerer Größe erhielten wir verschiedentlich ein kleines Ferken. Damit war uns nun sehr gedient; denn der Vorrath von Schildkröten, den wir auf Christmeßeiland so glücklich erbeutet hatten, ging nunmehr zu Ende, und ein Land, wo Lebensmittel im Ueberfluß waren, dünkte uns eine höchst willkommne Entdeckung. Wir fuhren bey verschiedenen Dörfern vorbey, von denen einige nahe am Meere, andere höher im Lande lagen. Aus allen stürzten die Einwohner in großen Haufen her-

vor, und stellten sich auf Anhöhen, um unsere Schiffe zu begucken. Das Land steigt hier mit einer sanften Lehne vom Strande bis an den Fuß der Gebirge, die in der Mitte der Insel liegen, an ihrem östlichen Ende aber bis an die See stoßen, wo wir wagerechte Schichten darin entdeckten. Waldungen sahen wir nur in der höheren, inneren Gegend der Insel, einige wenige Bäume, um die Dörfer abgerechnet, in deren Nähe wir Pflanzungen von Pisangs und Zuckerrohr, und Felder zum Anbau der Wurzeln, bemerkten.

Während der Zeit forschten wir unabläßig nach Ankergrund, konnten aber mit funfzig Faden die Tiefe nicht erreichen, bis wir uns ungefähr um die Mitte der Insel, oder eigentlich nahe am nordwestlichen Ende derselben, einer flachen Landspitze gegenüber befanden. Hier war der Grund in zwölf und vierzehn Faden felsigt; jenseits der Spitze aber, wo die Küste in einer mehr nördlichen Richtung fortgeht, fanden wir Sandboden mit zwanzig, sechzehn, zwölf, und endlich, eine kleine Englische Meile weit vom Ufer, mit fünf Faden Tiefe. Die Nacht that allen fernern Untersuchungen Einhalt, und wir brachten sie mit Kreuzen zu. Als wir uns bey Tagesanbruch dem Lande wieder nähern durften, eilten uns sofort einige Kähne entgegen, die gepfropft voll Menschen waren. Einige derselben wagten es endlich auf unser Verdeck zu steigen, und bezeigten dann über alles, was sie im Schiffe sahen, einen so hohen Grad von Erstaunen, als ich auf allen meinen Reisen noch nirgends bemerkt hatte. Ihre Augen flogen gleichsam von einem Gegenstande zum andern wild umher, und dabey gaben uns ihre seltsamen Gebärden deutlich zu erkennen, wie neu ihnen dieses alles sey, und daß noch nie Europäer hieher gekommen wären. Alle unsere Waaren, bloß das Eisen ausgenommen, schienen ihnen völlig unbekannt; doch auch hievon hatten sie entweder nur gehört, oder in entfernten Zeiten einmal

eine geringe Quantität erhalten. So viel wußten sie, daß es eine Materie sey, die besser, als irgend eines ihrer Landesprodukte, zum Schneiden und Bohren gebraucht werden könne. Sie fragten darnach unter dem Namen Hamáti,*) vermuthlich mit Beziehung auf ein Werkzeug, wozu sie Eisen am tauglichsten hielten; denn sie gaben diesen Namen den Messerklingen, obwohl Messer ihnen so völlig unbekannt waren, daß sie im geringsten nicht damit umzugehen wußten. Aus eben der Ursache nannten sie oft das Eisen Toi, welches in ihrer Sprache ein Beil, oder vielmehr eine Art von Hacke bedeutet. Wir fragten sie, ob sie wüßten, was Eisen wäre? hierauf erwiederten sie sogleich: wir wissen es nicht, ihr wißt es aber, und wir kennen es nur als Toi oder Hamáti (Beil oder ein anderes Instrument). Wir zeigten ihnen Glaskorallen; aber auch diese waren ihnen ganz unbekannt. Zuerst fragten sie, was es vor Dinge wären? und bald darauf, ob sie sie verschlucken sollten? als wir ihnen hierauf zu verstehen gaben, daß es Zierrathen wären, die man ins Ohr hinge, gaben sie sie sogleich als unbrauchbar zurück. Eben so machten sie es mit einem Spiegel, den man ihnen anbot, der sie aber wenig reizte. Hamáti und Toi war dagegen ihre einzige Nachfrage, und hiervon wünschten sie so große Stücke als möglich. Irdene Teller und Porzellain, waren ihnen so neu, daß sie fragten, ob sie von Holz gemacht wären; doch wünschten sie etwas davon mitnehmen zu können, um es am Lande vorzuzeigen. Sie besaßen viel natürliche Höflichkeit, oder fürchteten sich wenigstens,

*) E. Mitti heißt in Neuseeland ein Instrument, womit man den Feinden den Kopf spaltet, welches sonst auch von der Handlung selbst, die damit verrichtet wird, den Namen Battu Battu hat, und unter diesem bekannt ist. G. F.

uns zu beleidigen; daher fragten sie, ob sie sich setzen müßten, ob es erlaubt wäre auf dem Verdeck auszuspucken, und dergleichen mehr. Einige sprachen ein langes Gebet, ehe sie an Bord kamen: andere sangen hernach und machten Bewegungen mit den Händen, wie wir sie bereits bey den Tänzen der vorhin besuchten Insulaner gesehen hatten. Diesen glichen sie überdies noch in einer andern Rücksicht. Sobald sie nämlich zu uns heraufgestiegen waren, stahlen sie alles, woran sie Hand legen konnten, oder sie nahmen es vielmehr vor aller Augen, in der Meynung, daß wir es entweder nicht übel nehmen oder doch nicht verbiethen würden. Allein wir halfen ihnen bald aus diesem Irrthum, und als sie sahen, daß wir ein wachsames Auge über sie hatten, ließen sie in der Folge von diesem Zugreifen ab.

Um neun Uhr befanden wir uns ziemlich nah am Strande, und nunmehr mußte Herr Lieutenant Williamson, mit drey bewafneten Booten, einen Landungsort und einen Wasserplatz suchen. Ich befahl aber: im Fall er es nöthig fände, an Land zu gehen, um frisches Wasser ausfündig zu machen, sollte ja nicht mehr als ein Mann mit ihm gehen. Indem die Boote eben vom Schiffe abstießen, entwendete einer von den Eingebohrnen unserm Metzger sein großes Hackmesser, sprang damit über Bord, schwang sich in sein Canot, und eilte dem Lande zu, wohin ihn die Boote, jedoch umsonst, verfolgten.

Den Befehl, daß niemand von der Mannschaft das Boot verlassen sollte, gab ich, um wo möglich, die Mittheilung einer unreinen Krankheit, womit einige meiner Leute angesteckt waren, hier zu verhüten, da wir bereits die unglückliche Erfahrung gemacht hatten, daß einige andere Inseln von uns mit diesem furchtbaren Gifte befleckt worden waren. Aus eben dem Grunde, durfte auch kein Frauenzimmer an Bord kommen, obgleich viele

in den Kähnen zugegen waren. An Statur, Farbe und Gesichtszügen zeichneten sie sich nicht sehr von den Männern aus; allein weder in ihrem offenen und in der That angenehmen Gesichte, noch im Bau ihres Körpers überhaupt, bemerkte man den zarten weiblichen Ausdruck. In der Kleidung unterschieden sie sich von den Männern. Diese trugen nichts als einen Maro oder Gürtel aus einem Streifen Zeug, welcher zwischen den Lenden durchgezogen war; die Weiber hingegen hatten ein Stück eben desselben Zeuges von der Mitte des Leibes an, bis auf die halbe Lende herab gewickelt. Es lag nicht an ihrem guten Willen, daß wir mit ihrem Besuch an Bord verschont blieben; sondern an meinem Bestreben, allen Umgang mit ihnen zu verhindern, und sie selbst sowohl, als ihr ganzes Volk vor unersetzlichem Schaden zu bewahren. Zu diesem Ende ertheilte ich zugleich den schärfsten Befehl, daß niemand auf irgend einen Posten außerhalb dem Schiffe geschickt werden sollte, von dem man wisse, oder vermuthen könne, daß er angesteckt sey.

Ob diese Vorkehrungen, welche mir die Menschlichkeit zum Gesetz machte, den erwünschten Erfolg gehabt haben, muß die Zukunft entscheiden. Ich hatte zwar dieselbe Vorsicht gebraucht, als ich zum erstenmal die Freundschaftsinseln besuchte; allein ich fand bey meiner diesmaligen Anwesenheit, zu meinem wahren Leidwesen, daß sie nichts gefruchtet hatte. In der That befürchte ich gar sehr, daß auf Reisen wie die unsrigen, die Ansteckung nicht vermieden werden kann, sobald die Umstände es erfordern, eine Menge Leute ans Land zu setzen. Die Gelegenheiten und die Veranlassungen zum vertrauten Umgang zwischen beyden Geschlechtern sind alsdann zu häufig, als daß sie auf jeden Fall verhütet werden könnten. Oft schmeicheln wir uns auch, mit der völligen Gesundheit unserer Mannschaft, und entdecken dann unsern Irrthum zu spät. Ja es ist noch sehr die

Frage, ob sogar der geschickteste Arzt auf jeden Fall, mit einiger Sicherheit behaupten könne, es sey unmöglich, daß jemand, der die Krankheit in einem gewissen Grade gehabt hat, wenn er gleich unter seinen Händen genesen ist, sie andern mittheilen könne. Mich dünkt, ich könnte Fälle anführen, die mich in dieser Meynung rechtfertigen. Ferner befinden sich unter einer gewissen Anzahl von Menschen allemal einige, die aus Schamhaftigkeit verheelen, daß sie mit dieser Krankheit behaftet sind; so wie es bekanntlich auch ausgelassene und verderbte Menschen giebt, denen es gleichviel gilt, wem sie diese Krankheit mittheilen. Hievon kann der Constabel der Discovery ein Beyspiel abgeben, der in Tongatabu von seinem Capitain den Auftrag erhielt, mit den Einwohnern am Lande zu handeln. Dieser fuhr nämlich fort, nachdem er schon angesteckt war, mit verschiedenen, wahrscheinlich nicht inficirten, Weibern Umgang zu haben, obgleich seine Cameraden ihn deshalb zur Rede setzten. Sobald indeß Herr Capitain Clerke von dieser Unordnung Nachricht erhielt, mußte der Constabel an Bord.

Während der Zeit, daß unsere Boote die Küste genauer untersuchten, kreuzten wir ab und zu. Gegen Mittag kam Herr Williamson zurück, und berichtete, daß er, unweit eines Dorfes hinter dem Strande, einen großen Teich gesehen hätte, worin nach dem Bericht der Eingebohrnen frisches Wasser wäre. Diesem Orte gegenüber sey guter Ankergrund befindlich. Er hätte auch an einer andern Stelle anzulanden versucht, allein die Einwohner wären in großer Menge an die Boote gekommen, und hätten versucht, die Ruder und Flinten, kurz alles, woran sie Hand legen konnten, den unsrigen aus den Händen zu reissen. Er habe in diesem Gedränge Feuer gegeben, und es sey einer auf dem Platz geblieben. Diesen letzten Umstand erfuhr ich indeß nicht eher, als bis wir diese Insel verlassen hatten; folglich war mein

ganzes Betragen so eingerichtet, als ob nichts dergleichen vorgefallen wäre. Der Erschossene wurde von seinen Landsleuten aufgehoben, und weggetragen. Zu gleicher Zeit entfernten sich alle Insulaner von den Booten, fuhren aber dennoch fort, unsern Leuten Zeichen zu geben, daß sie ans Land möchten. Herr Williamson lehnte aber ihre Einladung ab. Uebrigens glaubte er nicht, daß sie im Sinne gehabt, irgend einen seiner Leute umzubringen, oder ihm das geringste Leid zuzufügen, sondern daß nichts als Neugier sie gereizt habe, so nach allem zuzugreifen, wogegen sie doch auch das ihrige gern hergegeben hätten.

Hierauf schickte ich eines von den Booten von neuem ab, um sich an dem Orte aufzuhalten, wo der beste Ankergrund befindlich wäre. Sobald ich es auf seiner Station sahe, folgte ich mit den Schiffen, und kam in 25 Faden auf feinem grauen Sandboden vor Anker. Die flache vorhin erwähnte Spitze machte die östliche Grenze unserer Rhede aus; und das Dorf, hinter welchem der Teich mit frischem Wasser liegen sollte, war eine Englische Meile im Nordost zu Osten entfernt. Erst nachdem die Resolution schon ihre Stelle eingenommen hatte, entdeckte ich, in der geringen Entfernung von etwas mehr als einer Englischen Viertelmeile, Klippen, worauf die See brach. Die Discovery ankerte weiter vom Lande, etwas östlicher als wir. Zwischen drey und vier Uhr Nachmittags ging ich in drey bewafneten Booten ab, und nahm zwölf Seesoldaten mit, um sowohl das Wasser des Teichs zu untersuchen, der hinter dem Dorf in einem engen Thale lag, als auch die Gesinnungen der Einwohner kennen zu lernen, die vor ihrem Dorfe auf dem Strande zu mehreren Hunderten versammelt waren.

In dem Augenblicke, da ich ans Land sprang, fiel die ganze Versammlung der Einwohner auf ihr Angesicht, und blieb in dieser demüthigen Stellung liegen, bis ich

sie mit den nachdruckvollesten Zeichen zum Aufstehen brachte. Sogleich überreichten sie mir eine Menge kleiner Ferken mit Pisangstämmen, wobey sie ungefähr dieselben Ceremonien beobachteten, die in den Societäts- und andern Inseln, bey dergleichen Gelegenheiten gebräuchlich sind. Einer sagte dabey ein langes Gebet her, worin der ganze Haufe zuweilen einstimmte. Ich gab ihnen zu verstehen, daß ich ihre Geschenke annähme, und überreichte ihnen dagegen, was ich in dieser Absicht mitgebracht hatte. Nach diesem vorläufigen Geschäfte, stellte ich eine Wacht am Strande aus, und ließ mich von einigen Einwohnern nach dem Teiche führen. Er war groß genug, um den Namen eines Sees zu verdienen, denn wir konnten das Ende davon nicht absehen; er war zum Wasserschöpfen gut gelegen, und das Wasser selbst von gutem Geschmacke. Nach dieser Untersuchung kehrte ich an Bord zurück, und ließ alles zum Wasserfüllen in Bereitschaft bringen. Am folgenden Morgen ging ich selbst mit der zu dieser Arbeit bestellten Mannschaft ans Land, und ließ am Strande wieder eine Wache aufziehen.

Sobald wir festen Fuß gefaßt hatten, ging der Tauschhandel an, und wir erhielten von den Einwohnern Schweine und Patatten, für Nägel und Stücke Eisen, denen wir einigermaßen die Gestalt von Meißeln gegeben hatten. Das Wasserfüllen ging unterdeß von Seiten der Insulaner nicht nur ungehindert fort, sondern sie waren sogar unsern Matrosen behülflich, die Fässer zum Teiche und wieder zurückzurollen, und thaten alles, was wir verlangten. Da solchergestalt meine Gegenwart entbehrlich war, ließ ich Herrn Williamson das Commando bey dem Wasserfüllen, und ging in Begleitung der Herren Anderson und Weber landeinwärts das Thal hinauf. Wir hatten einen großen Schwarm von Insulanern hinter uns, und erwählten einen davon, der sich dadurch hervor that, daß er die andern in guter

Ordnung hielt, zu unserm Wegweiser. Von Zeit zu Zeit rief er aus, daß wir uns näherten, und sogleich warf sich ein jeder, der uns begegnete, mit dem Gesichte zur Erde, und blieb in dieser Stellung liegen, bis wir vorüber waren. Ich erfuhr in der Folge, daß sie auf diese Art ihren eignen großen Oberhäuptern die schuldige Ehrfurcht bezeigen *).

Indem wir mit den Schiffen, von Osten her, längs der Küste hingesegelt waren, hatten wir bey jedem Dorfe einen oder mehr weiße Gegenstände wahrgenommen, die wie Pyramiden oder eigentlicher wie Obelisken (Spitzsäulen) aussahen. Eine solche Pyramide fiel besonders von unserm jetzigen Ankerplatz in die Augen, und schien nicht weit entfernt, und etwa funfzig Schuh hoch zu seyn. Um diesen Obelisk näher zu betrachten, hatte ich mich eben jetzt auf den Wege gemacht. Unser Wegweiser verstand vollkommen wohl, wohin ich wollte; allein da die Pyramide jenseit des Teichs lag und wir den weiten Umweg nicht machen wollten um auf jene Seite hinüber zu kommen, so begnügten wir uns damit, einen andern Obelisk zu besuchen, der zwar nicht so ansehnlich als jener aber weit näher, nähmlich diesseits des Teichs ungefehr eine halbe Meile weit von uns vorhanden war. Als wir hinankamen, ward ich gewahr, daß er auf einem Begräbnißplatz oder Marai stand, der übrigens, in mancherley Rücksicht, mit den Plätzen dieser Art in andern Inseln des Südmeeres, hauptsächlich aber in Otaheiti, die auffallendste Aehnlichkeit hatte. Wir erfuhren auch bald, daß die verschiedenen dazu gehörigen Dinge eben die Benennungen hätten, wie in jenen Inseln. Dieser Platz

*) Etwas ähnliches fanden Le Maire und Schouten in Cocos- und Horn Eiland, welche von den Freundschafts-Inseln nicht weit entfernt sind. G. F.

hatte eine länglichte Figur, war ansehnlich groß, und mit einer vier Schu hohen steinernen Mauer umgeben. Innerhalb derselben bestand das lockere Pflaster aus kleineren Steinen, und an einem Ende stand die Pyramide, welche in der Landessprache Hinananu heißt. Sie war augenscheinlich denen, welche wir von den Schiffen bemerkt hatten, vollkommen ähnlich nur nicht völlig so groß als andere; die Grundlage betrug nehmlich nur vier Schuh ins Gevierte, und die Höhe zwanzig Schuh. Die vier Seiten bestanden aus dünnen Stangen, welche mit Reisern und Zweigen durchflochten waren, und wie ein schlechtes Stück Korbmacherarbeit aussahen. Oben war die ganze Maschine offen, und inwendig von oben bis unten hohl. Sie schien einigermaßen in Verfall gerathen zu seyn, allein überall sahe man hinlängliche Spuren, daß das Ganze ehedem mit einem dünnen grauen Zeuge überzogen gewesen war. Eben diese Art Zeuges scheint hier zu gottesdienstlichen Gebräuchen besonders bestimmt zu seyn, denn es hing in ziemlicher Menge hin und wieder im Marai herum; auch befand sich etwas davon unter den Geschenken, die man mir bey meiner ersten Anlandung gleichsam aufgedrungen hatte. Zu beyden Seiten der Pyramide waren lange Stücke von geflochtener Arbeit, welche man Hiriani nannte, in eben so baufälligem Zustande. Daneben standen in einer Ecke zwey dünne, mit den Spitzen gegeneinander geneigte Stangen, und zwischen denselben befand sich, in der Höhe von fünf bis sechs Fuß, ein Brett, worauf einige Pisangs lagen. Dies nannten die Einwohner Hiräremy (*herairemy*), und setzten hinzu, die hier befindlichen Früchte wären den Göttern geweihet. Diese Bühne ist also mit den Hwattas in Otaheiti völlig einerley. Vor dem Hinananu, oder Obelisk, standen verschiedene Stücken Holz, die einigermaßen wie Menschenähnliche Figuren geschnitzt waren, und ein zwey Schuh hoher,

mit Stücken Zeug bedeckter Stein, Hoho, der dem Gotte dieser Insel, Tongarua geheiligt war. Dies alles erinnerte uns immer mehr an die Marais, die wir erst vor kurzem in Otaheiti gesehen hatten. Nahe bey den geschnitzten Figuren, aber außerhalb der Mauer des Marais, stand eine kleine Hütte, nicht größer als ein Hundestall, die sie Haripahu nannten. Vor derselben sahe man ein Grab, worin, laut der Aussage unserer Begleiter, der Leichnam eines Weibes liegen sollte.

An der entgegengesetzten Seite des eingeschlossenen Raumes stand ein Haus oder ein Schuppen, der ungefähr vierzig Fuß lang, gegen zehn Fuß hoch, und in der Mitte eben so breit, an beyden Enden aber etwas schmäler war. Dieses Gebäude, welches zwar länger, aber nicht so hoch als ihre Wohnhäuser ist, nennen sie Himanah. Der Eingang dazu befand sich in der Mitte derjenigen Seite, die dem Hofe zugekehrt war. Inwendig, dem Eingange gegenüber, standen an der Wand zwey hölzerne Bilder, die mit ihren Untersätzen aus Einem Stück verfertigt, in allem etwa drey Schuh hoch, nicht übel gearbeitet, und von keiner schlechten Zeichnung waren. Man sagte uns es wären Eatuo no Weheine, oder Abbildungen von Göttinnen. Eine trug auf dem Kopfe einen geschnitzten Helm, welcher dem Helm der alten Krieger sehr ähnlich war; die andere hatte eine cylindrische Mütze, fast wie der Kopfputz der in Otaheiti Tamau genannt wird. Beyde Figuren waren mit Stücken Zeugs umgürtet, welche ziemlich tief hinabhingen. Zur Seite einer jeden war ein kleines geschnitztes Holz befindlich, welches auf eine ähnliche Art mit Zeug behangen war. Zwischen, oder eigentlich vor, den Untergestellen lag ein Haufen Farrnkraut, welches offenbar in einzelnen Stauden hieher getragen seyn mußte; denn einiges war ganz verweset, andres aber noch völlig grün und frisch.

In

In der Mitte des Hauses, vor den beyden Bildern, sahen wir einen länglichen Raum, der mit Steinen eingeschlossen, und mit Lappen von dem oftерwähnten Zeuge bedeckt war. Wir erfuhren bald, daß sieben Oberhäupter, deren Namen man uns auch nannte, hier begraben lägen. Der Ort selbst hieß Hinini. So viele auffallende Aehnlichkeiten zwischen diesem Begräbnißplatz, und denen die wir kürzlich auf den Inseln im südlichen Theile des stillen Meeres gesehen hatten, ließen uns kaum mehr zweifeln, daß diese Uebereinstimmung sich auch auf die gottesdienstlichen Gebräuche, und besonders auf die abscheulichen Menschenopfer, erstrecke; bald ward auch unsre Vermuthung durch die augenscheinlichste Gewißheit bestätigt. Indem wir aus dem Hause traten, sahen wir, dicht am Eingange, einen kleinen viereckigen Raum und daneben einen etwas kleineren. Wir befragten unsern Führer, was diese Räume zu bedeuten hätten, und erhielten sogleich zur Antwort: in dem einen liege ein geopferter Mensch, Taata-tabu, oder wie es hier eigentlich ausgesprochen wird, Tanata (auch Tongata) tafu, begraben, in dem andern aber ein Opferschwein. Unweit dieser Gräber, beynahe in der Mitte des Marai, fanden wir drey andere viereckigte, geschlossene Räume; und bey jedem zwey geschnitzte Hölzer, nebst einem Hausen Farrnkraut. Dieses waren, wie man uns sagte, die Gräber dreyer Oberhäupter, und vor denselben lag noch ein länglicher geschlossener Raum, den unser Führer ebenfalls Tongata-Tafu nannte. Zugleich erzählte er ganz deutlich, so daß wir ihn unmöglich mißverstehen konnten, daß daselbst drey Opferleichname begraben lägen, nehmlich für jedes Oberhaupt Einer. Es schmerzte mich sehr, daß überall in diesem unermeßlichen Ocean, unter Völkern, die zwar offenbar zu einem Stamm gehören, aber gleichwohl so weit getrennt sind, daß sie nichts von einander wissen, dergleichen blutige

Opfergebräuche Statt finden; noch mehr aber betrübte mich die immer stärkere Ueberzeugung, daß diese barbarische Gewohnheit hier mehr als irgendwo im Schwange seyn müsse. Diese Insel schien nehmlich mit dergleichen Begräbniß- und Opferplätzen, wie der eben beschriebene, reichlich versehen, und der hiesige war allem Anschein nach einer der unbedeutendsten, denn eine Menge solcher Plätze, die wir auf unserer Fahrt längs der Küste bemerkt hatten, fielen ungleich mehr ins Auge, vor allen Dingen aber derjenige, der in diesem Thale jenseit des Wassers lag, dessen Hinananu oder Pyramide (Obelisk) ihre weiße Farbe von nichts anderm als den Stücken geweihten Zeuges, womit sie behangen war, herhaben konnte. Noch muß ich bemerken, daß hier innerhalb der Mauer des Begräbnißplatzes verschiedene Bäume, z. B. Gordia Sebestena Linn. Morinda citrifolia Linn. und der Eti oder Dschidschi von Tongatabu standen *). Mit den Blättern des letztern war das Dach des Himanah gedeckt, und da man sich derselben nicht zu den Dächern der Wohnhäuser bedient, so scheint die Pflanze lediglich zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmt zu seyn.

Unser Weg, nach dem eben beschriebenen Marai und von demselben zurück, ging durch die Anpflanzungen der Einwohner. Der Boden war meistentheils eben, mit Wassergraben durchschnitten, die Wege oder Fußsteige schienen durch Kunst erhöhet zu seyn. Die Zwischenräume waren größtentheils mit Tarro- oder Aronswurz bepflanzt, die hier vorzüglich kräftig aufschießt, weil die Felder ungemein niedrig, folglich so, wie es die Wurzel erfordert, feucht liegen. Vermuthlich kommt das Wasser, welches diese Felder tränkt, mit demjeni-

*) Vermuthlich Dracaena terminalis Linn. G. F.

gen, welches wir aus dem Teiche schöpften, aus Einer Quelle. Auf trocknerem Boden standen hie und dort, in ordentliche Reihen gepflanzt, und von allem Unkraut sorgfältig gesäubert, Papiermaulbeerbäume, die ebenfalls in vollen Wachsthum waren. Die Kokospalmen schienen nicht so gut fortzukommen, denn sie waren insgemein niedrig; die Pisangs hingegen, die aber nicht die größten waren, hatten ein besseres Ansehen. Die meisten Bäume sowohl um das hiesige Dorf herum, als um verschiedene andere Dörfer, bey denen wir vorüber gesegelt waren, gehörten zu der obenerwähnten Linnäischen Gattung Cordia Sebestena; doch waren sie kleinlicher, als die Bäume eben der Art in den südlichgelegenen Inseln. Das Dorf liegt größtentheils nahe am Strande, und besteht aus etwa sechzig Häusern. Tiefer im Lande, nach dem Begräbnißplatze hin, liegen noch ungefähr vierzig Wohnungen zerstreut.

Nachdem wir sorgfältig jede Merkwürdigkeit des Marais in Augenschein genommen, und Herr Weber Zeichnungen davon gemacht hatte, die auch gegenwärtiger Beschreibung beygefügt sind, kehrten wir auf einem andern Wege zurück. Am Strande fand ich eine große Menge Menschen versammelt, die mit Schweinen, Hühnern und Wurzeln einen starken Handel trieben. Alles ging dabey in der besten Ordnung zu, wiewohl ich keinen bemerkte, der irgend einen Vorzug oder Gewalt über seine Landsleute geäußert hätte. Um Mittag ging ich zum Essen an Bord, und schickte Herrn King ans Land, der bereits am Morgen die Aufsicht daselbst übernommen haben würde, wenn er nicht mit Monds-Beobachtungen beschäftigt gewesen wäre. Nachmittags ging ich mit Herrn Capitain Clerke wieder ans Land, um noch einen Spaziergang landeinwärts zu versuchen; allein ehe ich dazu kommen konnte, war es zu spät geworden. Ich mußte also mein Vorhaben aufgeben, und

auch in der Folge fand sich weiter keine Gelegenheit es auszuführen. Nachdem ich diesen Tag über zwölf Tonnen Wasser geladen, und, hauptsächlich für Nägel und Stückchen Eisen, siebenzig bis achtzig Schweine, etliche Hüner, eine Menge Patatten, einige Pisangsfrüchte, und Tarrowurzeln eingetauscht hatte, führte ich mit Sonnenuntergang meine Mannschaft an Bord. Den Einwohnern muß ich das Lob geben, daß sie es weder am Lande noch bey den Schiffen versucht hatten uns zu betrügen. Gleich anfangs hatten zwar, wie ich oben erzählt habe, verschiedne einigen Hang zum Stehlen gezeigt, oder vielmehr schienen sie zu glauben, daß alles, was sie in die Hände nähmen, ihnen mit Recht zukäme; allein seitdem sie inne geworden waren, daß wir dergleichen Anmaßungen nicht ungestraft hingehen ließen, hatsie sich derselben gänzlich begeben.

Unter den mancherley Waaren, die sie zum Tauschhandel mitgebracht hatten, bewunderten wir eine Haube, oder Mütze, und einen Mantel, die man auch in denen Ländern, wo man auf den Anzug mehrere Aufmerksamkeit verwendet, für zierlich halten würde. Der Mantel ist an Größe und Schnitt ungefähr den kurzen Mänteln gleich, die das Frauenzimmer in England, oder die Männer in Spanien tragen; er geht bis auf die Mitte des Rückens herunter, und ist vorn etwas lose zusammengebunden. Der Grund ist ein netzförmiges Gewebe, auf welches die schönsten rothen und gelben Federn so dicht an einander befestigt sind, daß man die Oberfläche mit dem stärksten und reichsten Sammt vergleichen kann, dem sie in dem glänzenden Ansehen und in der Weichheit gleich kommen. Das Muster oder Dessein dieser Arbeit ist sehr verschieden; einige bestehen aus lauter abwechselnden rothen und gelben Triangeln; andere haben eine Art von halben Mond; noch andere sind über und über roth, und haben einen breiten gelben Rand, so daß sie in einer

gewissen Entfernung genau so aussehen, wie scharlachne mit goldnen Tressen besetzte Mäntel. Die Schönheit dieser Kleidungsstücke, zumal derjenigen, die ganz neu waren, ward durch den blendenden Glanz der Federn sehr erhöht. Die Eigenthümer setzten aber auch einen hohen Werth darauf. Anfangs mochte man ihnen dafür bieten, was man wollte, so nahmen sie es nicht an; ja einige verlangten nichts geringeres dafür als eine Flinte: in der Folge gelang es uns indeß, einige gegen sehr große Nägel einzutauschen. Die beste Sorte blieb aber immer sehr rar. So viel ich muthmaßen kann, werden sie nur bey gewissen Feyerlichkeiten oder Lustbarkeiten angelegt; denn die Eigenthümer derselben machten allerley Grimassen, ungefähr wie diejenigen, die uns vorgesungen hatten.

Die Haube oder Mütze hat völlig die Gestalt eines Helms, und in der Mitte einen Kamm, der oft eine Handbreit hoch ist. Sie paßt genau auf den Kopf, hat Ausschnitte für die Ohren, und ist aus dünnen Reisern geflochten, welche mit einem Netzgewebe überzogen sind. Dieses ist wieder mit Federn durchwirkt, wie auf den Mänteln, doch mit dem Unterschiede, daß sie hier noch fester verschränkt, die Muster aber weniger mannichfaltig sind. Der größte Theil ist allemal roth; es sind aber schwarze, gelbe und grüne Streifen darin, deren Bogen mit dem Kamme parallel laufen. Vermuthlich gehören sie zu den Mänteln, und machen mit denselben einen vollständigen Anzug aus; denn zuweilen waren einige der Eingebohrnen mit beyden zugleich bekleidet.

Wir entdeckten bald, woher sie die Menge der rothen Federn nähmen, denn sie brachten in der Folge eine große Menge Häute von kleinen rothen Vögeln zum Verkauf, denen sie dünne Hölzchen durch die Nasenlöcher gezogen hatten, und die sie zu zwanzigen oder mehr, in ein Bündel gebunden, umhertrugen. Die ersten,

die man uns verkaufte, waren nicht ganz, sondern gingen nur bis hinter die Flügel; doch erhielten wir in der Folge auch einige vollständige, mit Schwänzen und Füßen. Jene ersteren erinnerten uns an den Ursprung der Fabel vom Paradiesvogel, den man lange für einen Vogel ohne Füße hielt, weil die ostwärts von den Moluckischen Inseln, wohnenden Völker, von denen wir die Paradiesvögel erhalten, die Füße von dem Balge wegschneiden, vermuthlich aus eben dem Grunde, den auch die hiesigen Insulaner zur Ursach angaben, nämlich, um sie desto bequemer aufbewahren zu können, ohne irgend etwas von dem brauchbaren Theile einzubüßen. Der hiesige rothe Vogel ist nach Herrn Anderson eine Art Bienenwolf (*Merops*) *) und ungefähr von der Größe eines Sperlings. Die Farbe ist ein helles Scharlach; nur Schwanz und Flügel sind schwarz. Der Schnabel ist Bogenförmig gekrümmt, zweymal so lang wie der Kopf, und, so wie die Füße, von röthlicher Farbe. Der Schädel war herausgenommen, wie man es auch bey den Paradiesvögeln zu thun pflegt. Allem Ansehen nach ist außer dem bloßen Trocknen, keine Art von künstlichem Mittel zu längerem Aufbewahren dieser Häute angewendet, denn sie waren zwar feucht, verriethen aber weder im Geschmack noch im Geruch das mindeste von einem antiseptischen Verwahrungsmittel. **) Die ganze

*) Er gehört in das Geschlecht der Baumläufer (Certhia) und als solchen habe ich ihn im Göttingischen Magazin 1 Jahrgang 6 St. S. 346. beschrieben. Auch hat ihn seitdem Herr *Latham* in seiner vortreflichen Synopsis of Birds Vol. I. p. 704. unter dem Namen des rothen krummschnäbligen Baumläufers (hookbilled red Creeper) aufgeführt. G. F.

**) Es ist in der That merkwürdig, wie weit sich der Geschmack an rothen Federn durch alle Inseln des Südmeeres erstreckt. Ja was noch mehr ist, dasjenige was hier von dem Aufbewahren der rothen Vögel erzählt wird, bestätigt einem jeden,

Nacht hindurch und am Morgen des 22sten regnete es in einem fort, und der Wind kam dabey, mit kurzen gebrochenen Wellen, von Südost, Südsüdost und Sü-

der den wunderbaren Wanderungen Einer Familie nachspüren will, die bereits auf andern Gründen ruhende Hypothese, daß eben dasselbe Volk welches Cook, von Neuseeland an, auf allen Inselgruppen des stillen Meeres (die neue Gruppe wozu Atuai gehört, mit einbegriffen) wiederfand, ursprünglich auch Neu-Guinea und die benachbarten ostindischen Inseln bevölkert hat. Was Herr Sonnerat vom Paradiesvogel schreibt, stimmt vollkommen mit der Nachricht unserer Seefahrer von den aufbewahrten rothen Vögeln überein; er sagt: (Voy. à la Nouv. Guinée p. 154); von den Papuanern: ils nous presènterent plusieurs especes d'oiseaux, aussi élégans par leur forme, que brillans par l'éclat de leurs couleurs. La depouille des oiseaux sert à la parure des chefs, qui la portent attachées à leurs bonnets en forme d'aigrettes. *Mais en préparant les peaux, ils coupent les pattes.* Les Hollandois, qui trafiquent sur ces côtes, y achettent de ces peaux ainsi preparées, les transportent en Perse, à Surate, dans les Indes, où ils les vendent fort cher aux habitans riches, qui en font des aigrettes pour leurs turbans et pour le casque des guerriers et qui en parent leurs chevaux. C'est de là qu'est venue l'opinion qu'une des ces especes d'oiseaux, (l'oiseau de paradis) *n'a point de pattes.* Les Hollandois ont accredité ces fables, qui en jettant du merveilleux sur l'objet dont ils trafiquoient, étoient propres à le rendre plus précieux et à en rehausser la valeur. **Anmerk. des Herausgebers der Urschrift.** Es ist bereits zur Genüge bekannt, daß die schwarzen Papuaner, sowohl in Bildung, als Sitten und Sprache, von dem hellgefärbten Volke in den Südseeinseln, gänzlich verschieden sind, und nur Hypothesensucht konnte sie vereinigen wollen, da die ganze Aehnlichkeit auf den Zahlwörtern beider Völker beruhet, die denn freilich einander ungefähr eben so ähnlich sind, als beyde den deutschen Zahlwörtern. Das Argument, was hier von der Liebe zum Putz, und von dem besondern Wehrt der Federn bey jenen Völkern entlehnt wird, beweiset höchstens nur, daß beyde zum Menschengeschlechte gehören, dem die Neigung zum Schmucke eigenthümlich ist. Auch bey uns trägt man Federn, auch in Persien besetzt man den Turban mit Paradiesvögeln; daraus folgt aber noch keinesweges, daß Eng-

den; unser Schif, welches in einer Entfernung von höchstens ein paar hundert Faden, Klippen und Brandungen hinter sich hatte, befand sich also eben nicht in der sichersten Lage. Aber obgleich die See am Strande so stark brandete, daß wir in unsern Booten nicht anlanden konnten, ließen sich die Einwohner demungeachtet nicht abhalten, uns in ihren Canots zu besuchen, und uns Schweine und Wurzeln zum Tausch zuzuführen. Der Tag war also doch nicht gänzlich verloren. Einer brachte auch Angelhaken zum Verkauf. An der Leine des einen von diesen Angelhaken hatte der Kerl ein kleines Päckchen befestigt, welches er beym Verkauf des Hakens sorgfältig losmachte und zurückbehielt. Als man ihn fragte, was darin sey, wies er auf seinen Bauch, und sagte etwas von todt seyn; wobey er, als ob er unseren ferneren Nachfragen zu entgehen wünschte, noch hinzufügte, es sey nichts nütz. Je ängstlicher er schien, das was in seinem Päckchen war, vor uns zu verbergen, desto mehr bestanden wir darauf, daß er es öfnen möchte. Endlich ließ er es sich nach langem Weigern gefallen, und zog das, was darin enthalten war, mit Mühe hervor, denn es war vielemal in Zeug gewickelt. Wir fanden ein ungefehr zwey Zoll langes Stück Fleisch, welches getrocknet gewesen, jetzt aber vom Seewasser wieder durchnäs-

---

länder, Deutsche und Perser mit den Otaheitiern und Papuanern einerley Volk sind. Höchstens dürfte man die Muthmaßung wagen, daß sie ursprünglich einen gemeinschaftlichen Stamm gehabt haben können. Die specielle Verwandschaft, welche eine spätere Trennung der Völker beweisen, oder die wohl gar darthun soll, daß die Papuaner und Otaheitier nur in dem Grade wie die Gothischen Familien in unserm Norden von einander verschieden sind, hat gar keinen Beweis für sich. Doch dies sind kleine Versehen, die man sich leicht zu Schulden kommen läßt, wenn man über Völkerschaften spricht, die man nie gesehen hat. G. F.

set war. Sogleich stieg der Verdacht bey uns auf, daß es wohl Menschenfleisch seyn könnte, und daß diese Leute, wie einige andere Insulaner im Südmeer, vielleicht ihre Feinde verzehrten. Man befragte also den Eigenthümer, der denn auch gleich gestand, daß es Menschenfleisch wäre. Wir erkundigten uns bey einem von seinen Landsleuten, deren verschiedne um ihn her standen, ob es Sitte im Lande sey die erschlagenen Feinde zu fressen? und er bejahete es ohne Bedenken.

Nachmittags hatten wir einige Sonnenblicke, wobey der Wind sich in Osten und Nordosten zu setzen schien; allein gegen Abend kam der Südost zurück, und der Regen, den er mitbrachte, hielt die ganze Nacht an. Zum Glück war der Wind nicht heftig; wir hatten uns indeß auf das ärgste gefaßt gemacht, und nicht nur noch einen Buganker ausgelegt, sondern auch die Braamraaen gestrichen. Um sieben Uhr des folgenden Morgens hoben wir bey einem aufsteigenden Nordostwinde die Anker auf, um das Schiff etwas weiter hinauszulegen. In dem Augenblick aber, da der letzte Anker in der Höhe war, setzte sich der Wind nach Osten um, so daß wir alle Seegel aufspannen mußten, um nur vom Ufer abzukommen. Ehe wir hinlänglichen Seeraum hatten, befanden wir uns schon ziemlich weit unter dem Winde; und mußten versuchen, ob wir mit Laviren auf unsere Rheede zurück kommen könnten. Dies fand ich aber, weil der Wind zu schwach, und die starke Strömung gegen uns war, bald unmöglich, und schickte deshalb die Herren King und Williamson mit drey Booten ans Land, um Wasser füllen und Erfrischungen einhandeln zu lassen. Zu gleicher Zeit sandte ich Herrn Capitain Clerke die Ordre, er sollte mir folgen, falls er sähe, daß ich nicht wieder auf die Rheede zurückkommen könnte. Ich schmeichelte mir indessen mit der Hofnung, an der Westseite der Insel eine andre Rheede, oder vielleicht gar einen

Hafen anzutreffen. Daher lag mir so viel nicht daran, auf den alten Ankerplatz zurückzukommen. Doch suchten wir, weil unsere Boote dahin abgegangen waren, uns nicht zu entfernen; allein ungeachtet aller Bemühungen, fanden wir uns um Mittag, schon bis auf drey Seemeilen unter dem Winde fortgetrieben. Als wir endlich das West-Ende der Insel erreichten, sahen wir zugleich die Küste von da an nordostwärts fortgehen, ohne irgend eine Bucht, wo das Schiff, vor der hohlen See von Norden her, hätte geschützt werden können. Am Strande brach sie sich überall in fürchterlichen Brandungen; und so war alle Hofnung, hier einen Hafen zu finden, gänzlich verschwunden.

Schon am Morgen waren uns mehrere Canots in See gefolgt, um uns Wurzelwerk zu verkaufen. So sehr verdächtig es auch schien, daß der Einwohner, von dem ich eben Erwähnung gethan, uns sein Stückchen Menschenfleisch nicht hatte zeigen wollen, und so leicht sich aus allen Umständen schließen ließ, daß diese Insulaner Cannibalen seyn müßten, so ungern wollten wir es doch glauben, und nahmen folglich jetzt der Gelegenheit wahr, deshalb weitere Erkundigung einzuziehen. Einer von uns hatte hier ein kleines hölzernes mit Hayfischzähnen besetztes Instrument gekauft, das dem Messer, dessen sich die Neuseeländer zum Zerlegen ihrer Feinde bedienen, ähnlich, und allem Vermuthen nach auch zu einem ähnlichen Gebrauche bestimmt war. Wir befragten also einen hiesigen Insulaner darüber, und er sagte uns sogleich den Namen dieses Instruments, und setzte noch hinzu, man schneide den Bauch der Erschlagenen damit auf. Dies erklärte gleichsam die Gebärden des vorigen, der auf seinen Bauch gedeutet hatte. Bey dem allen läugnete der zuletzt befragte, daß dieses ausgeschnittene Fleisch von seinen Landsleuten verzehrt würde; aber da wir unsere Frage wiederhohlten,

schien er furchtsam zu werden, und schwamm seinem Kahne zu. Den Augenblick zuvor, eh er denselben erreichte, machte er uns durch Zeichen den Gebrauch des verkauften Werkzeugs verständlich, wie er bereis zuvor gethan hatte. Wir fragten hierauf einen alten Mann, der ganz vorn im Canot saß: ob hier Menschenfleisch gegessen würde? Er bejahete die Frage lachend, vermuthlich weil sie ihn einfältig dünkte. Als wir die Frage wiederholten, bestätigte er seine vorige Aussage, und setzte noch hinzu: es sey eine vortrefliche Speise.

Um sieben Uhr des Abends kehrten unsere Boote mit zwey Tonnen Wassers, einigen Schweinen, und einer Menge Pisangs und Wurzeln zurück. Herr King berichtete mir, er habe am Wasserplatz einen großen Haufen Einwohner gefunden, die sich vermuthlich aus allen Gegenden der Insel daselbst versammelt, und eine beträchtliche Menge wohl gemästeter Schweine mitgebracht hätten. Es fehlte aber unsern Leuten an Waaren, um sie einzutauschen; indeß war dies kein großes Uebel, da wir bereits mehr Schweine an Bord hatten als wir frisch verzehren konnten, und an das Aufbewahren, wegen des immerfortwährenden Salzmangels, nicht zu denken war. Herr King erzählte noch außerdem, es habe am Lande sehr stark geregnet, obgleich uns in See nur wenige Regenschauer getroffen hatten; auch sey die Brandung so hoch gewesen, daß unsere Leute mit der größten Mühe angelandet, und nachher zu ihren Booten zurück gekommen wären.

Die ganze Nacht hindurch wechselten leichte Lüftchen mit Windstillen und Regengüssen ab, und als der Tag anbrach, fanden wir, daß uns die Strömungen nach Nordwesten und nach Norden geführt hatten, so, daß die westliche Spitze des Eilandes, welches wir besucht hatten, und welches die Einwohner Atuai (*Attooi*) nennen, uns eine Seemeile gegen Osten lag. Eine andere Insel Namens Orihaua (*Oreehoua*) lag im

West gen Süden, und das hohe Land einer dritten, Onihiau (*Oneeheow*) von Südwest gen Westen, bis Westsüdwest. Da bald hernach ein Nordwind aufstieg, hoffte ich, daß die Discovery damit in See stechen würde, und segelte daher auf Onihiau zu, um es in nähern Augenschein zu nehmen, und wofern ich einen bequemen Ankerplatz fände, daselbst anzulegen. Nach eilf Uhr aber, da wir nur noch zwey Seemeilen weit davon waren, ließ sich die Discovery noch nicht erblicken; ich gab also aus Besorgniß, daß unsere weitere Trennung von üblen Folgen seyn könnte, lieber mein Vorhaben auf, und kehrte nach Atuai zurück, um auf der dortigen Rheede wieder vor Anker zu gehen, und unsern Vorrath von frischem Wasser zu ergänzen. Um zwey Uhr Nachmittags verlor sich aber der Nordwind, und es fanden sich Windstillen und leichte, veränderliche Winde ein, die uns so lange neckten, bis wir endlich um 11 Uhr Abends südöstlich steuern konnten. Diesen Lauf setzten wir bis Tagesanbruch am 25sten fort, und legten dann um, damit wir die Rheede von Atuai erreichen möchten, die uns im Norden lag. Gleich darauf kam die Discovery wieder zurück. Wir erreichten das Land zwey Seemeilen unterhalb der Rheede; allein so gering auch die Entfernung war, die wir nun noch gegen den Wind hinauf zu arbeiten hatten, gelang es uns doch nicht, sie zurückzulegen. Am 29sten des Morgens hatte uns die Strömung so weit gen Westen geführt, daß Onihiau nur noch drey Seemeilen weit von uns lag; ich ließ daher alle Hofnung fahren, nach Atuai zurückzukommen, und suchte den Wasservorrath, dessen wir bedürftig waren, lieber in der vor uns liegenden Insel einzunehmen. Der Loots mußte in einem Boote längs der Küste sondiren, und einen Platz zum Anlanden aufsuchen, auch zugleich Erkundigung einziehen, ob frisches Wasser in der Nähe sey. Um ihm Zeit zu lassen, folgten

wir mit den Schiffen ganz gemach. Der Südspitze von Onihiau gerade gegenüber, oder etwas westwärts davon, fanden wir, eine Englische Meile weit vom Strande, dreyßig, fünf und zwanzig und zwanzig Faden Tiefe, auf einem Boden von Korallensand.

Der Loots kam um zehn Uhr wieder, und hatte zwar einen Landungsort, aber kein frisches Wasser gefunden. Hingegen berichtete er, daß man längs der ganzen Küste ankern könne. Etwas weiter hin unter dem Winde, sah ich ein Dorf, bey welchem, nach der Versicherung der Insulaner, die das Schiff bereits umgeben hatten, frisches Wasser vorhanden seyn sollte. Dies bewog mich hinabzusegeln, und, demselben gegenüber, in sechs und zwanzig Faden Tiefe, etwa drey Viertel einer Englischen Meile weit vom Lande, vor Anker zu gehen. Von hier aus lag die Insel Tahura, die wir Abends zuvor entdeckt hatten, Süd 61° westlich, sieben Seemeilen entfernt.

Noch ehe wir geankert hatten, waren bereits sechs oder sieben Kähne zu uns gekommen, und hatten Ferken, Patatten, Yamswurzeln und Matten, zum Verkauf mitgebracht. Die Leute sahen jenen von Atuai vollkommen gleich, und schienen den Gebrauch des Eisens eben so gut zu kennen, forderten es auch, wie jene, unter dem Namen Hämäti und Toi, und gaben für einige Stückchen desselben alle ihre Waaren hin. Kaum lagen die Schiffe vor Anker, so kamen noch mehrere Kanots vom Lande; die Leute darin schienen aber eigentlich bloß zum Besuch gekommen zu seyn. Viele Männer stiegen ohne Anstand an Bord, und legten sich in einer demüthigen Stellung auf dem Verdecke nieder, standen auch nicht eher wieder auf, bis man sie darum gebeten hatte. Die Weibspersonen aber, von denen eine ziemliche Anzahl mit ihnen angekommen war, blieben in den Kanots sitzen, und gebehrdeten sich weit unehrbarer als ihre Landsmänninnen von Atuai. Zuweilen sangen sie alle miteinander

ein Lied, daß eben nichts melodisches hatte, wobey sie aber genau den Takt hielten, den sie dadurch bezeichneten, daß sie mit der Hand an die Brust schlugen. Die Männer, die an Bord gestiegen waren, verweilten nur kurze Zeit daselbst; und ehe sie sich wegbegaben, baten einige um Erlaubniß einige ihrer Haarlocken auf dem Verdeck niederlegen zu dürfen.

Bey dieser Gelegenheit kamen wir wieder, zufälligerweise und ohne vorgehende Frage, auf die Untersuchung, ob die hiesigen Insulaner Menschenfresser wären. Einer von den Eingebohrnen, wollte nehmlich in die Luke der Officiercajüte hineinsteigen. Als wir ihm diesen Weg ins Schiff verboten, fragte er sogleich, ob man ihm denn todschlagen und fressen würde, falls er doch hineinkäme? Diese Frage begleitete er mit den ausdruckvollesten Gebährden, die weiter keinen Zweifel übrig ließen. Nunmehr war es uns erlaubt, dieselbe Frage wieder an ihn zu thun, und sogleich gab einer, der hinter ihm saß, zur Antwort: man würde uns zuverläßig fressen, wofern wir am Lande erschlagen würden. Dies sagte er ohne alle Heftigkeit, so daß man leicht einsehen konnte, er meyne nicht, man wolle jemanden von uns absichtlich zu Leibe, um einen Schmaus zu genießen, sondern er wolle bloß sagen, man werde uns essen, wenn Feindseeligkeiten vorhergegangen wären. Ich bediene mich hier alles dessen, was Herr Anderson zur Erörterung dieser Sache gesammelt hat, und füge mit Bedauern hinzu, daß ich nicht die mindeste Ursache finde, mit der Entscheidung, daß die hiesigen Insulaner, so gut wie die Neuseeländer, Menschenfleisch fressen, auch nur einen Augenblick anzustehen *).

*) Die Folge hat es nur zu deutlich erwiesen, daß diese rohe Sitte unter den Einwohnern der Sandwichs-Inseln noch im Schwange geht; denn der große Cook selbst mußte ihr Opfer werden. G. F.

Nachmittags schickte ich Herrn Lieutenant Gore mit drey bewaffneten Booten ab, um den bequemsten Landungsort aufzusuchen, und sich am Lande nach frischem Wasser umzusehen. Abends kehrte er zurück, nachdem er unweit des Dorfs ans Land gegangen war, und eine halbe Meile landeinwärts zwar frisches Wasser, aber nicht in hinlänglicher Menge für unser Bedürfniß, gefunden hatte. Auch war der Weg dorthin sehr schlecht gewesen.

Am 30sten schickte ich Herrn Gore nochmals mit einer Matrosenwache ans Land, und gab ihm einige Leute mit, die um Erfrischungen handeln sollten. Ich folgte bald nach, allein die Wellen gingen am Strande so hoch, daß ich besorgen mußte, es würde mir nicht möglich seyn wieder einzusteigen, wofern ich anzulanden wagte. Dies wiederfuhr auch Herrn Gore und seinen Begleitern wirklich, und alle Communication zwischen ihnen und den Schiffen hörte bald auf. Am Abend machten sie das Signal, daß sie die Boote verlangten. Ich schickte sie ihnen zu, und sie kamen bald mit einigen Yams und etwas Salz wieder zurück. Man hatte zwar einen größern Vorrath davon eingetauscht; aber beym Einschiffen in die Boote war es wieder verlohren gegangen. Der Officier und zwanzig Mann, ließen sich durch die Gefahr, womit das Einschiffen verknüpft war, abschrecken, und blieben die Nacht über am Lande. Auf die Art geschah denn unglücklicher Weise dasjenige doch, was ich so sehr zu verhüten gesucht hatte *).

Obgleich die See so heftig an das Ufer schlug, daß sie unsern Booten allen Zugang zum Lande unmöglich machte, so ließen sich die Einwohner doch nicht abhalten,

*) Nehmlich, daß angesteckte Englische Matrosen den Insulanerinnen die Lustseuche mittheilten. G. F.

in ihren Kanots die Schiffe zu besuchen. Sie brachten allerhand Lebensmittel mit, wofür sie Nägel und Stücke von eisernen Faßbändern hinnahmen. Unter die Weiber in den Kähnen vertheilte ich viele Stücke Band, und einige Glaskorallen zu Armbändern. Einer von den Männern hatte auf der Brust die Figur einer Eidechse, und andere hatten schlecht gezeichnete menschliche Gestalten einpunktirt. Sie erzählten uns, diese Insel habe kein eignes Oberhaupt oder keinen Härih (Erih), sondern sie sey einem Oberhaupt in Atuai, dem Teniuniu (*Teneooneoo*) unterworfen. Atuai wird, ihrer Aussage zufolge, nicht von einem einzelnen Oberhaupte beherrscht, sondern es befinden sich viele daselbst, denen sie die Ehrenbezeugung erweisen, welche bey ihnen Moi heißt, das ist, vor denen sie sich zur Erde niederwerfen. Unter andern nannten sie uns Otaiáo und Terarotoa. Unter den Sachen, die sie zum Verkauf gebracht hatten, war auch eine kleine Trommel, die fast wie die Otaheitischen gemacht war.

Zwischen zehn und eilf Uhr Abends wandte sich der Wind nach Süden, und es schien uns ein Sturm zu bedrohen. Da ich besorgte, daß wir uns etwas zu nahe am Ufer befänden, ließ ich die Anker lichten, und ließ sie, als ich etwas weiter gesteuert hatte, in zwey und vierzig Faden Tiefe wieder fallen. Die Vorsicht war für dieses mal unnöthig; denn bald darauf veränderte sich der Wind nochmals, und setzte sich im Nordnordost. Aus dieser Richtung hatten wir ihn auch den ganzen folgenden Tag frisch, mit heftigen Stößen, und starken Regengüssen. Die See tobte zugleich so arg, daß wir keine Communication mit unsern am Strande zurückgebliebenen Leuten haben konnten, und daß sogar die Einwohner es nicht wagten, sich in ihren Kanots unsern Schiffen zu nähern. Am Abend mußte der Loots einen Versuch machen, hinter der Südostspitze der Insel anzulanden. Er kam mit

guter

guter Nachricht zurück; allein es war jetzt schon zu spät, unsere Mannschaft abholen zu lassen, und sie hatte also noch eine Nacht hindurch Gelegenheit, mit dem Frauenzimmer Umgang zu haben. Sobald der Tag anbrach, (am ersten Februar) mußte ein Boot Herrn Gore die Ordre bringen, sich mit seiner Mannschaft entweder an dem Orte, wo er ausgestiegen war, einzuschiffen, oder, falls dieses unmöglich wäre, nach der südöstlichen Spitze hin zu marschiren. Das Boot konnte aber am ersteren Orte nicht einmal den Strand erreichen, und einer von den Leuten mußte ans Land schwimmen, um den Befehl zu überbringen. Sobald es zurück gekommen war, ging ich selbst mit den zwey größten Booten hinter die Spitze, um unsere Leute abzuholen. Zugleich nahm ich einen Ziegenbock und zwey Ziegen, nebst einem Paar Englischen Schweinen, und etwas Melonen- Kürbiß- und Zwiebelsaamen mit, um den guten Insulanern durch diese Beysteuer von verschiedenen Lebensmitteln, einigermaßen einen Dienst zu leisten. Wir landeten bequem unter der Westseite der Landspitze, wo meine Leute in Begleitung einiger Einwohner bereits angekommen waren. Einem der letztern, der nach Herrn Gore's Bemerkung, etwas über die andern zu befehlen hatte, gab ich die Ziegen, Schweine und Sämereyen, die ich freylich lieber in Atuai gelassen hätte, wenn wir nicht so unverhofft von dort weggetrieben worden wären.

Während der Zeit, daß unsere Leute vier Wasserfässer aus einem Regenbache füllten, ging ich mit dem vorhinerwähnten Manne, und zwey andern, welche die Englischen Schweine trugen, ein wenig landeinwärts. Sobald wir eine kleine Anhöhe erreicht hatten, hielt ich an, um mich etwas umzusehen. Hier bemerkte ich an dem entgegengesetzten Ende des Thals, wo ich ausgestiegen war, ein Weib, das meinen Begleitern zurief. Der Befehlshaber murmelte hierauf etwas her, das ich

für ein Gebet hielt, und zu gleicher Zeit gingen die beyden andern wenigstens zwölfmal, um mich im Kreise herum. Sobald diese Feyerlichkeit ein Ende hatte, gingen wir weiter. Von allen Seiten eilten Leute herzu, die sich, auf den Zuruf meiner Begleiter mit dem Gesicht zur Erde warfen, bis ich vorüber war, und sie nicht mehr sehen konnte. Der Boden auf dem ich ging, war unbebaut, steinigt, und wie es schien sehr mager, obgleich einige Gebüsche und Kräuter drauf wuchsen, die zum Theil einen süßeren Wohlgeruch verbreiteten, als ich sonst nirgends auf den Inseln dieses Meeres verspürt hatte. Eben dies hatten unsere so lange am Lande gebliebenen Leute in jener Gegend bemerkt, durch welche sie marschirt waren. Sie hatten auch verschiedene Salzteiche angetroffen, von denen einige nur wenig Wasser enthielten, und andere völlig trocken standen; allein die darin vorhandene Salzlage war so dünne, daß man keine beträchtliche Menge davon einsammeln konnte. Fließendes Wasser hatte man nirgends gefunden; in einigen kleinen Brunnen hingegen war zwar das Wasser gut, aber in geringer Menge. Die Wohnungen lagen sehr zerstreut, und man rechnete, daß kaum fünfhundert Menschen auf der Insel wohnten, die sich größtentheils auf unserm Marktplatze eingefunden haben mußten; denn auf Spaziergängen landeinwärts bemerkte man nur wenige bey ihren Häusern. Die Lebensart der Einwohner fanden unsere Leute reinlich und anständig. Nirgends sahen sie Männer und Weiber miteinander essen; auch waren die letzteren mehrentheils unter sich versammelt. Man brannte hier, wie in Otaheiti, des Nachts, statt der Lichter, die öligten Nüsse des Duiduibaums, (*Aleurites triloba, F.*) und schmorte die Schweine in Oefen; allein darin wich man von der Gewohnheit in den Societäts- und Freundschaftsinseln ab, daß man zuvor die Schweine der Länge nach aufhieb. Unsere Leute bemerkten ferner,

daß eine Art von Absonderung oder Interdiction, welche hier Tafu, (in den Freundschafsinseln Tabu) heißt, bey ihnen gebräuchlich sey; denn sie sahen, daß eine Frauensperson, von der man ihnen sagte, sie läge unter dem (Verbot) Tafu, von einer andern gefüttert wurde. Auch waren sie bey andern gottesdienstlichen Handlungen zugegen. Ein Weib nahm z. B. ein Ferken, und warf es in die Brandung, daß es ertrinken mußte. Hierauf band sie ein Gebund Holz zusammen, und warf es ebenfalls in das Meer. Dasselbe Weib schlug hernach mit einem Stecken einen Mann auf die Schultern, der sich zu dem Ende niedergesetzt hatte. Für die Nachteulen, deren hier verschiedene gezähmte angetroffen wurden, schienen die Eingebohrnen eine besondere Ehrfurcht zu hegen. Auch mußte es allgemeine Sitte seyn, sich einen Zahn ausreißen zu lassen *), denn er fehlte ihnen allen. Fragte man nach der Ursache dieser Verstümmelung, so erhielt man weiter nichts zur Antwort, als daß es Tiha sey; und eben dieses unverständliche Wort mußte uns auch statt aller Erläuterung dienen, so oft wir fragten, weswegen sie die Gewohnheit hätten, eine Locke ihres Haars herzugeben.

Nachdem wir unsere Wasserfässer angefüllt und in die Boote geschaft, auch von den Einwohnern einige Wurzeln, etwas Salz und gesalzene Fische erhandelt hatten, kehrte ich mit allen meinen Leuten an Bord zurück, doch mit dem Vorsatz, die Insel Tages darauf nochmals zu besuchen. Ungefähr um sieben Uhr Abends

*) Es ist wunderbar genug, daß ein so unnatürlicher Gebrauch bey zwey ursprünglich so wenig verbundenen Stämmen, wie diese Insulaner, und die von Dampier gesehenen Einwohner der Westküste von Neuholland, angetroffen wird. Anmerk. der Urschrift.

riß sich aber unser Anker los, und wir wurden vom Ankergrunde abgetrieben. Da wir das ganze Kabeltau draußen hatten, währte es lange, ehe wir unsern Anker wieder an den Bug des Schiffes bringen konnten, und hierauf mußten wir noch das große Boot einnehmen, ehe wir unsere Segel aufspannten. Daher befanden wir uns am folgenden Morgen bey Tagesanbruch unglücklicherweise drey Seemeilen weit unter dem Winde von unserem gestrigen Ankerplatze entfernt, und weil ich voraussahe, daß es uns zu viel Zeit kosten würde, wieder dahin zu gelangen, so machte ich der Discovery das Signal uns zu folgen, welches auch gegen Mittag geschah. Wir richteten hierauf, unsrer Bestimmung gemäß, den Lauf sogleich nach Norden. In der Zeit, die wir hier zubrachten, hätten wir alle unsere Bedürfnisse befriedigen können; allein die Zufälle, die uns immer in See trieben, waren schuld, daß wir weder unsern ganzen Wasservorrath einnehmen, noch die Menge von frischen Lebensmitteln, die uns die Einwohner so bereitwillig überlassen hätten, einkaufen konnten. Indeß hatte unser Schiff einen Vorrath von vegetabilischen Erfrischungen auf drey Wochen, und das andre, auf zwey Monathe erhalten. Im nächsten Hauptstück folgen noch einige Bemerkungen, die ich hier gemacht, und denen ich verschiedenes, was Herr Anderson wahrgenommen hat, beygefügt habe.

Ein und dreyßigstes Hauptstück.

Bestimmung der Lage der neuentdeckten Inseln, nebst ihren Namen. Allgemeine Benennung: Sandwichs-Inseln. Beschreibung von Atuai. Dessen Boden, Klima, Pflanzen, Vögel, Fische, Hausthiere. Bildung der Einwohner. Ihre Gemüthsart. Ihre Kleidung, Putz, Wohnungen, Nahrung, Kochkunst, Zeitvertreib, Handarbeit und Werkzeuge. Wie sie zur Kenntniß des Eisens gelangt seyn mögen. Ihre Kanots. Ihr Ackerbau. Etwas über einen ihrer Befehlshaber. Ihre Waffen. Ihre Gebräuche stimmen mit denen auf Tongatabu und Otaheiti überein. Einerley Sprache. Ausbreitung dieses Volks über das ganze stille Meer. Anmerkungen über die brauchbare Lage der Sandwichs-Inseln.

Es verdient angemerkt zu werden, daß die Inseln im Südmeere, oder im stillen Meere, womit unsere neueren Reisen die allgemeine Geographie bereichert haben, mehrentheils in Gruppen beysammen liegen, und daß, verhältnißweise, nicht so viel einzelne dazwischen gelegene Eilande vorhanden sind, wiewohl manche, die gleichsam als Glieder der Verbindung zwischen den verschiedenen Gruppen liegen können, vermuthlich noch unbekannt seyn mögen. Wie zahlreich der hiesige neuentdeckte Archipel sey, muß durch weitere Entdeckungen noch bestimmt werden. Jetzt sahen wir fünf zu demselben gehörige Inseln, nehmlich Woahu (*Woahoo*), Atuai (*Atooi*), Onihiau (*Oneeheow*), Oritaua (*Oreehoua*) und Tahura (*Tahoora*) deren Namen wir von den Insulanern erfuhren. Die letztere ist ein kleines hohes Eiland, welches vier bis fünf Seemeilen weit von der Südostspitze der Inseln Oni-

hiau, in der Richtung von Süd 69° West entfernt ist. Sie soll sehr reich an Vögeln seyn, aber keine Bewohner haben. Auch gaben uns die Eingebohrnen Nachricht von einer flachen Insel in der Nähe, welche sie Tammata-pappa nannten. Außer diesen sechs Inseln, welche die hiesigen Einwohner mit Namen zu unterscheiden wußten, sind ihnen, wie wir aus ihren Unterredungen schließen konnten, sowohl ostwärts als westwärts noch einige andere bekannt. Ich nannte die ganze Gruppe, dem Grafen von Sandwich zu Ehren, die Sandwichs-Inseln. Diejenigen dazu gehörigen Inseln welche ich bisher gesehen habe, liegen zwischen 21° 30′ und 22° 15′ nördlicher Breite, und zwischen 199° 20′ und 201° 30′ östlicher Länge.

Von der Insel Woahu, der östlichsten die wir sahen, und die in 21° 36′ N. Breite liegt, konnten wir weiter nichts erfahren, als daß sie hoch und bewohnt sey.

Was wir von Onihiau bemerkt haben, ist bereits im vorhergehenden mitgetheilt worden. Diese Insel liegt sieben Seemeilen westwärts von unserer Rheede zu Atuai, und hat nicht über funfzehn Seemeilen im Umkreise. Nach demjenigen zu urtheilen, was die Einwohner zu Markt brachten, müssen Yamswurzeln ihr vornehmstes Pflanzenproduckt seyn. Es giebt daselbst auch Salz, welches von den Einwohnern Patai genannt, und in Teichen erzeugt wird. Sie salzen Schweinefleisch und Fische damit ein, welche sich sehr gut hielten, und vorzüglich wohlschmeckend waren. Der größte Theil der Insel ist flaches Land, ausgenommen die Gegend, welche nach Atuai sieht, die gleich von der See an beträchtlich in die Höhe steigt. Eben das gilt von ihrer südöstlichen Spitze, welche sich in einen runden Hügel endigt, und an deren Westseite unsre Schiffe lagen.

Von Orihaua wissen wir weiter nichts, als daß es eine kleine hohe Insel ist, und dicht an der Nordseite von Onihiau liegt.

Bey Atuai, der größten von diesen Inseln, haben wir uns am längsten aufgehalten. Alles, was ich in Rücksicht auf ihre Beschaffenheit und andere Merkwürdigkeiten sagen werde, ist entweder am Lande selbst bemerkt, oder aus Unterredungen mit den Einwohnern, die sich beständig an Bord unsrer Schiffe einfanden, gesammlet worden; denn diejenigen unter uns, welche die Sprache der Südsee-Inseln einigermaßen erlernt hatten, konnten die hiesigen Einwohner ziemlich gut verstehen. Nur ist es zu beklagen, daß wir sobald genöthigt wurden, die Insel zu verlassen, da sie doch nach dem wenigen, was wir daselbst erlernten, zu urtheilen, wohl einer nähern Untersuchung werth gewesen wäre.

Atuai ist, nach dem was wir davon wahrgenommen haben, von Osten nach Westen wenigstens zehn Seemeilen lang. Hieraus ergiebt sich ihre muthmaßliche Breite, wiewohl man mit in Anschlag bringen muß, daß sie, wegen einer doppelten Reihe von Bergen, am östlichen Ende viel breiter ist, als am westlichen. Die Rheede, oder der Ankerplatz, liegt etwa sechs Englische Meilen von der Westlichen Spitze, vor einem Dorfe Namens Waimoa (*Wymoa*). So weit wir die Tiefe erforscht haben, ist auf der Bank überall ein feiner grauer Sand, ohne Felsen; nur gegen Morgen von dem Dorfe läuft eine Untiefe mit einigen Klippen in See, indeß nicht gar weit vom Ufer. Aenderte nicht die Höhe des Walles die Richtung des Passatwindes, so daß er der Küste folgte, und auf einer Seite der Insel Nordost, und auf der andern Südost und Ostsüdost den Strand in einer schiefen Richtung berührte, so würde diese Rheede vor demselben völlig gesichert seyn. So aber ist sie ihm, ungeachtet ihrer Lage an der Westseite der Insel, dennoch etwas ausgesetzt; wiewohl sie noch immer jenen Rheeden weit vorzuziehen ist, die mehr veränderlichen und heftigeren Winden offen stehen, wie zu Teneriffa, Madera, und an den Azorischen Inseln, wo dennoch täglich Schiffe zu ankern

gezwungen sind. Auch ist hier leichter anzulanden, als an den meisten der zuletzt genannten Orte, ausgenommen bey sehr bösem Wetter. Das Wasser, welches man hier erhält, ist vortreflich, und kann mit leichter Mühe in die Boote geladen werden; allein Holz kann man nirgends bequem genug zum Transport fällen, man müßte denn die Insulaner dahin bringen, daß sie ihre wenige Etuabaume (*Cordia sebestena, Linn.*) welche um die Dörfer her wachsen, oder eine Art von Duidui (*Aleurites, F.*) etwas tiefer im Lande, zu diesem Endzweck hergäben.

Ich will hier, weil ich einmal vom Hafen rede, einige nautische Beobachtungen einschalten, welche diese neu entdeckten Inseln betreffen. Die Länge derselben bestimmten wir nach zwey und siebenzig Reihen von Mondsbeobachtungen, von denen wir einige auf der Rheede von Waimoa anstellten; andere, ehe wir daselbst ankamen, und noch andere, nachdem wir sie verlassen hatten, welche beyden letztern aber, vermittelst der Längenuhr wieder auf die erstern reducirt wurden.

Das mittlere Resultat dieser Beobachtungen bestimmt die Länge der Rheede auf 200° 13′ östlich.

Die Längenuhr gab	nach ihrem in Greenwich bestimmten Gange	202° 0′	—
	nach dem von Ulietea	200 21′	—
Die nördliche Breite der Rheede beträgt nach dem Durchschnitt zweyer mittägigen Beobachtungen der Sonne,		21° 56′ 15″	—

Die Beobachtungen, nach welchen die Abweichung der Magnetnadel bestimmt werden sollte, wichen sehr von einander ab; wiewohl man auch in Anschlag bringen muß, daß sie nicht alle an eben demselben Orte angestellt wurden. Doch konnte der dadurch verursachte Unterschied nur sehr geringe seyn. Die folgende Tabelle wird alles kurz und deutlich zeigen.

18 Januar — 21° 12′ — 200° 41′ Variation des Compasses der Nadel 42° 1′ 7″

Zeit.	Breite.	Länge.	Compaß. Oestl. Abweichung.	Mittl. Abw.
18 Jan. V. M.	— 21° 12′	— 200° 41′	Gregory's — [illegible] 10′ 10″ Knight's — 9° 20′ 5″ Martin's — 10° 4′ 40″	9° 51′ 38″
19 — N. M.	— 21° 51′	— 200° 20′	Knight's — 10° 2′ 10″ Gregory's — 11° 12′ 30″	10° 37′ 20″
28 — V. M.	— 21° 22′	— 199° 56′	Gregory's — 9° 1′ 20″ Knight's — 9° 1′ 25″ Martin's — 10° 18′ 5″	9° 26′ 57″
28 — N. M.	— 21° 36′	— 199° 50′	Gregory's — 11° 21′ 15″ Knight's — 10° 40′ 0″ Martin's — 11° 37′ 50″	11° 12′ 50″
Mittel aller	— 21° 29′	— 200° 12′		10° 17′ 11″
18 Januar	— 21° 12′	— 200° 41′	Inclination des Nordpols der Nadel	42° 1′ 7″

Q b 5

Die Fluth war bey den Sandwichs-Inseln von so wenigem Belang, und die Brandungen gingen dabey immer so hoch am Strande, daß wir kaum bestimmen konnten, ob wir hohes oder niedriges Wasser hätten, und ob es stiege oder fiele. Auf der Südseite von Atuai fanden wir gewöhnlich eine nach Westen oder Nordwesten gehende Strömung. Während der Zeit aber, da wir bey Onihiau vor Anker lagen, ging die Strömung sechs Stunden lang nach Nordosten, und dann eben so lange nach Südosten, und war stark genug, die Schiffe in eine andere Richtung zu bringen, ungeachtet zu gleicher Zeit der Wind ziemlich stark wehte. Unstreitig war dies also eine regelmäßige Fluth, die, so viel ich merken konnte, von Nordwesten her stieg, dahingegen der entgegengesetzte Strom die Ebbe war.

Ich kehre nun zu den Bemerkungen zurück, die wir über die allgemeine Beschaffenheit dieser Inseln am Lande anzustellen Gelegenheit fanden. In Atuai ist, dem äußeren Ansehen nach, das Land keiner von denen Inseln ähnlich, die wir im südlichen Theile des stillen Meeres innerhalb des Wendekreises besucht haben; die Berge im Innern ausgenommen, welche ziemlich hoch sind, und sich mit sanftem Abhange gegen das Meer, oder gegen die flache Gegend neigen. Man sieht hier weder jene reizende Ebene, welche die Otaheitischen Berge rundum begränzt, noch die reichen mit Fruchtbäumen bedeckten Flächen von Tongatabu, die zugleich ein kühles schattenreiches Obdach gegen die brennende Sonnenhitze sind, das Auge mit dem Zauber einer schönen Aussicht ergötzen, und den Einwohnern ihren Lebensunterhalt, ohne die Mühe des Anbaues, gleichsam freywillig darbieten. Dafür ist aber in den sanften Anhöhen von Atuai mehr Abwechslung, und mehr Anlage zu künftigen Verbesserungen der Kultur.

Die Höhe der innern Gebirge, die während unserer ganzen Anwesenheit mit schweren Wolken belastet waren, läßt keinen Zweifel übrig, daß hier ein reichlicher Vorrath von frischem Wasser anzutreffen sey. Es müssen in den tiefen Thälern, an deren Eingang die Dörfer mehrentheils erbaut sind, sogar einige Ströme und Bäche vorhanden seyn, ungeachtet wir sie nicht gesehen haben. Zwischen der waldichten Gegend und dem Meere ist der Boden mit einer vortreflichen Grasart bewachsen, deren zwey Schuh lange Halme bisweilen in Büscheln hervorwachsen, und wie es schien, mit leichter Mühe eine reichliche Heuerndte geben würden. Sie standen zwar an dem Orte, wo wir sie sahen, eben nicht sehr dicht; allein auf diesem ansehnlichen Striche Landes wächst überhaupt nicht einmal ein Strauch von sich selbst.

In dem engen Thale, durch welches wir zum Marai spatzierten, ist der Boden schwarzbraun und etwas locker, allein je höher wir kamen, desto mehr veränderte er sich zu einem röthlich braunen, zähen, lehmichten Erdreich, welches jetzt von der Dürre bröcklicht geworden war. Von eben dieser Art war alle Erde, die an den Patatten hing, welche man uns aus sehr verschiedenen Gegenden verkaufte: also erstreckt sich derselbe Boden vermuthlich über den ganzen bebauten Theil der Insel. Von seinem Werthe läßt sich indeß weit besser nach den Produkten, als nach dem äußern Ansehen urtheilen. Der feuchte Boden im Thal bringt die größten Aronswurzeln hervor, die wir jemals gesehen hatten; und in den höheren Gegenden werden Patatten *) gezogen, welche oft zehn, und zuweilen zwölf bis vierzehn Pfund, selten aber weniger als zwey oder drey Pfund wiegen.

*) Vermuthlich die in den Inseln des stillen Meers gewöhnliche Art: Convolvulus chrysorhizus. G. F.

Auf das Klima der Insel läßt sich aus ihrer Lage ziemlich richtig schließen. Nach unserer Erfahrung zu urtheilen, müßte es freylich überaus veränderlich seyn; denn in dieser Jahrszeit, da die Sonne am meisten entfernt war, sollte, nach der gewöhnlichen Regel, das Wetter am beständigsten seyn. Die Wärme war jetzt sehr gemäßigt, und fast sollte es scheinen, als ob man hier von den Unbequemlichkeiten der Hitze und Nässe, denen man sonst zwischen den Wendekreisen ausgesetzt ist, wenig wüßte; denn die Wohnungen der Insulaner sind völlig geschlossen. Ueberdies salzen sie Schweinefleisch und Fische ein, die sich vollkommen gut halten, welches sonst in heißen Ländern nicht zu geschehen pflegt. Es schien hier auch kein starker Thau zu fallen, doch dies läßt sich daraus erklären, daß die niedere Gegend von Bäumen entblößt ist.

Der Fels, welcher die Wände des Thals bildet, ist vermuthlich von eben der Art, die wir an verschiedenen Orten längst der Küste bemerkt hatten, nehmlich ein schwerer, schwarzgrauer, durchlöcherter Stein, mit eingestreuten ganz kleinen schimmernden Theilchen und einigen rostfarbenen Flecken, von welchen letztern er in der Ferne röthlich aussieht. Er setzt in eine große Tiefe und scheint in Lagen abgetheilt; doch liegen keine andere Steinarten dazwischen; denn die größeren Stücken brachen jedesmal in einer bestimmten Dicke, ohne, allem Anschein nach, auf den darunter liegenden festgesessen zu haben. Neben dieser Steinart giebt es hier vermuthlich eine größere Verschiedenheit von andern Gattungen, als in den südlicheren Inseln. Während unseres kurzen Aufenthalts sammelten wir nicht nur den Probierstein, der in allen Südseeinseln angetroffen wird, sondern auch einen gelblichweißen Wetzstein, der mannichmal, wie Marmor, mit schwarzen und weißen Adern gezeichnet ist, oder in Stücken wie eine Breccia vorkommt; ferner ge-

meinen Tafelschiefer, nebst einer gröbern Art, die wir indeß nicht mehr in ihrem rohen Zustande sahen. Die Einwohner brachten uns auch Stücke von einem groben weißen Bimsstein. Endlich erhielten wir auch eine Art des braunen Blutsteins (*Haematites*) der vom Magneten stark angezogen wurde, und dadurch seinen Metallgehalt zu erkennen gab. Er gehörte vermuthlich zu Cronstedts zweyter Gattung, ungeachtet Linne ihn unter seine intractabilia versetzt. Die Varietät, zu welcher er gehörte, konnte nicht bestimmt werden; denn die Stücken die wir von diesem Erze, wie auch vom Schiefer und vom Wetzsteine zu sehen bekamen, waren alle durch Kunst geschnitten. *) Unter den verschiedenen Produkten des Pflanzenreichs, welche man uns als Lebensmittel verkaufte, befanden sich wenigstens fünf oder sechs Spielarten des Pisangs. Die Brodfrucht ist ebenfalls auf der Insel einheimisch; doch scheint sie selten zu seyn, denn wir sahen nur Einen großen Baum, der einige Früchte trug. Außerdem findet man auch einige Kokospalmen; das Kappe der Freundschafts-Inseln, oder die virginische Aronswurz **), den Etuabaum, (*Cordia Sebestena*) und die wohlriechende Gardenie. Es sollen auch Yams daselbst angetroffen werden, allein wir sahen keine. Wir fanden ferner einige Bäume, welche in Otaheiti Duidui heißen, und daselbst wegen ihrer öhligten

*) Mineralogen werden sich mit diesen Bestimmungen die vermuthlich von Herrn Anderson herrühren, wohl nicht begnügen können, und ihm auch schwerlich aufs Wort glauben, daß man den Metallgehalt eines Eisensteins aus der Kraft womit ihn der Magnet anzieht, beurtheilen könne. G. F.

**) Dies scheint ein Irrthum zu seyn. Das Kappe der Freundschafts-Inseln ist wahrscheinlicherweise nichts anders, als das Ape der Societätsinseln, nämlich das Arum macrorhizon Linn. G. F.

Nüsse sehr nützlich sind, die man auf ein Hölzchen steckt und statt eines Lichtes verbrennt. Auf eben diese Art werden sie, wie mir unsere Mannschaft berichtete, die am Lande übernachtet hatte, auch in Onihiau gebraucht. In Atuai, wo wir nur bey Tage ans Land gingen, trugen die Einwohner dergleichen Nüsse, auf eine Schnur gereihet, um den Hals. Hier bemerkten wir auch eine Sida, welche nur durch das Klima von der auf Christmeß-eiland verschieden war; die Morinda citrifolia, welche hier Nono heißt; einer Art Winde oder Convolvulus; die Awa-Staude oder den Taumelpfeffer (*Piper methysticum*) und viele Flaschenkürbisse, die sehr groß werden, und wahrscheinlich durch Hülfe der Kunst allerley Gestalten annehmen. Auf dem dürren Sande um das Dorf wuchs eine Pflanze, welche wir auf keiner andern Insel dieses Oceans angetroffen hatten; sie war so groß und so stachlicht wie eine gemeine Distel, hatte aber eine schöne weiße Blume, die beynahe einem weißen Mohn ähnlich war. Diese Pflanze, nebst noch einer kleineren, waren die einzigen botanischen Seltenheiten, welche uns auf unserm kleinen Spatziergange aufstießen.

Die bereits beschriebenen scharlachfarbigen Vögel, welche zum Verkauf gebracht wurden, bekamen wir nie lebendig zu Gesicht, wohl aber einen kleineren von der Größe eines Kanarienvogels, welcher dunkelkarmosinfarben war; desgleichen eine große Eule, zwey große braune Habichte oder Weihen, und eine wilde Ente. Die Einwohner nannten uns aber noch einige andere Vögel; unter diesen erkannten wir den Otu, oder den bläulichen Reiher, und den Torata oder eine Art Brachschnepfe, weil sie in Otaheiti dieselben Namen führen. Wahrscheinlich giebt es aber noch viele andere Arten von Geflügel, wenn man anders nach dem Ueberfluß an schönen gelben, grünen und ganz kleinen sammetähnlichen schwarzen Federn urtheilen darf, womit die

hiesigen Insulaner ihre Mäntel besetzen, und woraus sie noch andern Putz verfertigen.

Von Fischen und andern Seeprodukten schienen eben nicht viele verschiedene Arten vorhanden zu seyn. Außer einer Art kleiner Makrelen, sahen wir nur noch den gemeinen Rothbart, (*mullet*) ferner eine zweyte Gattung von einer matten, weißen oder kreideähnlichen Farbe, einen kleinen bräunlichen mit Blau gefleckten Klipfisch, eine Seeschildkröte, die man in einem Teich gefangen hielt, nebst drey oder vier Arten gesalzener Fische. Die wenigen Muscheln, welche wir hier zu sehen bekamen, waren weder schön noch selten, und größtentheils schon zu Zierrathen verarbeitet.

Die Schweine, Hund- und Hüner, die einzigen zahmen Hausthiere dieser Inseln, waren völlig von eben derselben Art, die wir überall auf den Südsee-Inseln angetroffen hatten. Auch sahen wir einige kleine Eidechsen, und einige Ratten von eben der Art die uns bisher noch an jedem Orte, wo wir anlegten, vorgekommen waren.

Die Einwohner sind von mittlerer Statur, und von festen Bau; doch giebt es einige Ausnahmen. Ihr Körper ist eben nicht ausgezeichnet schön proportionirt, und ihre Gesichtszüge haben nichts auffallendes; sie scheinen etwas offenes und gutherziges, aber nichts durchdringendes und einsichtsvolles zu versprechen. Die Weiber haben mehrentheils ein rundes Gesicht; indeß ist es bey einigen auch länglich. Ueberhaupt giebt es in ihren Zügen keinesweges irgend einen allgemeinen Nationalcharakter. Ihre Farbe ist meistens ein Nußbraun (*nut brown*); ja man würde es schwer finden, sie mit etwas andern zu vergleichen, sobald man nur alle Nüancen dieser Farbe zusammennimmt. Einzelne dunkler gefärbte Menschen giebt es freilich auch unter ihnen. Die Weiber sind, wie ich bereits gesagt habe, nur sehr wenig zarter gebildet

als die Männer, und können, wenige Ausnahmen abgerechnet, auf die Eigenthümlichkeiten, die ihr Geschlecht in andern Ländern auszeichnen, nicht viel Anspruch machen. In Ansehung der Statur, Farbe und Bildung beider Geschlechter herrscht hier in der That eine weit größere Gleichheit, als an den meisten von mir besuchten Orten. Dennoch sind sie keinesweges häßlich, oder durch Naturfehler entstellt. Ihre ziemlich harte Haut glänzt nicht sehr, weil sie sich nicht so häufig mit Oehl salben, wie die Einwohner einiger südlicher gelegenen Inseln. Ihre Zähne und Ohren sind im Durchschnitt ziemlich gut. Das Haar ist mehrentheils gerade, bey einigen aber etwas gekräuselt, von Natur schwarz, übrigens aber durch Kunst gefärbt, wie in den Freundschafts-Inseln. Nur wenige waren sehr corpulent, und diese wenigen waren meistens Frauenzimmer. Bey einigen Männern bemerkten wir hingegen allerley Leibesgebrechen, ob sich gleich unter den jungen Leuten einige auszeichneten, die gewissermaßen auf Schönheit Anspruch machen konnten.

Im Ganzen genommen sind die Einwohner dieser Insel starke, thätige Leute, und zugleich die erfahrensten Schwimmer; bey der geringsten Veranlassung springen sie aus ihren Canots, tauchen unter, und schwimmen große Strecken nach andern Canots hin. Wenn man, wegen der hohen Brandungen, mit dem Canot nicht anlanden konnte, warfen sich oft die Weiber mit einem Säugling an der Brust in See, und schwammen, ohne ihr Kind der mindesten Gefahr auszusetzen, durch die furchtbaren Wellen ans Ufer. Ihre Gemüthsart ist unbefangen und fröhlich. Wenn ich Vergleichungen anstellen wollte, würde ich sie sowohl von dem flatterhaften Leichtsinn der Otaheitier, als von dem Ernst der meisten Einwohner von Tongatabu freysprechen. Sie leben, wie es scheint, in sehr freundschaftlichem Verkehr

mitein-

miteinander, und betrugen sich gegen uns äußerst gutartig, bis auf den Hang zum Stehlen, der den meisten Völkerschaften in diesem Ocean gleichsam angeboren ist. Ein Beweis von Fähigkeit war unter andern, daß sie ihre Verwunderung über allerley europäische Waaren, durch einen gemischten Ausdruck von Freude und Niedergeschlagenheit zu erkennen gaben, und gleichsam mit einem demüthigenden Selbstgefühl in sich zu gehen schienen. Dieses Bewußtseyn ihrer eignen Inferiorität zeigte sich bey allen Gelegenheiten, und sie haben also keinen thörichten Stolz, wie die mehr gesitteten Japonesen, oder die roheren Grönländer.*) Rührend war es übrigens, zu sehen, mit welcher Zärtlichkeit und Sorgfalt, die hiesigen Weiber ihrer kleinen Kinder warteten, und welche Hülfleistung ihnen, bey diesem mütterlichen Geschäft, die Männer leisteten. Hiedurch zeichnen sie sich hinlänglich von Wilden aus, die ein Weib und Kinder eher unter die nothwendigen als wünschenswerthen

*) Das Gefühl von Vorzügen, welche der Japonese in seinem Lande genießt, ist im Grunde nicht unrichtig oder unnatürlich; und so weit er urtheilen kann, hat er nicht unrecht, sein Land und sein Volk dem Haufen fremder Kaufleute vorzuziehen, die sich aus niedriger Habsucht der ärgsten Mißhandlung und Demüthigung geduldig unterwerfen, und die er also schwerlich anders als mit Verachtung ansehen kann. Bey dem Grönländer ist die Ursach verschieden, aber die Würkung dieselbe. Er ist bloß für sein Klima gebohren, und nur dieses ist seiner Natur angemessen. Jeder andere Zustand, jeder andere Aufenthalt, jede andere Lebensart ist für seinen Körper nicht gemacht; daher hegt er gegen andre Länder und anders gesittete Völker einen natürlichen Widerwillen. Sein Stolz ist also mehr Naturtrieb, oder Instinkt, als vernünftiger auf Vergleichung beruhender Grundsatz. Bey der Disposition und Denkungsart, die man hier den Einwohnern von Atuai beylegt, scheint es möglich, daß sie Fortschritte in der Kultur machen können. Wer wird aber ihr Solon oder Lykurgus werden? G. F.

Dinge zu zählen, und sie, diesem Grundsatz gemäß, zu behandeln pflegen.

Die Volksmenge dieser Insel scheint ziemlich ansehnlich zu seyn, wenn man anders nach der Zahl der Menschen schließen darf, die wir bey jedem Dorfe im Vorübersegeln versammelt sahen. Alle Berechnungen aber können im gegenwärtigen Falle bloß muthmaßlich seyn, indeß scheint es mir am wahrscheinlichsten, daß die Insel, mit Inbegrif der einzelnen zerstreuten Wohnungen, etwa sechzig Dörfer enthält. Wenn man annimmt, daß diese Dörfer eben so groß sind, als das, vor welchem wir geankert haben, und auf jedes Haus fünf Einwohner, folglich auf jedes Dorf fünfhundert Menschen rechnet, so möchte sich die ganze Bevölkerung auf dreßigtausend belaufen. Diese Anzahl ist wenigstens nicht übertrieben, denn wir hatten mannichmal dreytausend Menschen am Strande, die doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht mehr als den zehnten Theil aller Einwohner ausmachen konnten.

Die gewöhnliche Kleidung, sowohl der Männer als des Frauenzimmers, habe ich bereits beschrieben. Letztere wickeln sich oft große Stücke Zeugs um den Leib, welche von den Brüsten bis an die Knie reichen. Viele trugen aber auch dergleichen Stücke Zeugs nur leicht über die Schultern geworfen, wodurch der größte Theil des Körpers bedeckt wurde. Junge Kinder liefen ganz nackend umher. Der Kopf bleibt jederzeit unbedeckt, aber das Haar trug jedes Geschlecht nach einer andern Mode verschnitten. Die gewöhnlichste Art, hauptsächlich bey dem Frauenzimmer, war die, daß das Haar vorn lang und hinten kurz abgeschnitten war. Die Männer schneiden, oder vielmehr scheeren, es auf beyden Seiten ganz ab, und lassen in der Mitte einen Streifen, der gewissermaßen dem Kamm auf ihren Hauben oder Helmen ähnlich sieht. Im Ganzen scheinen sie auf das Haar und

dessen Putz eben nicht besondere Sorgfalt zu wenden, denn sie haben nicht einmal einen Kamm oder etwas dem ähnliches, um es in Ordnung zu halten. Einige, zumal unter den Männern, trugen es indeß auf eine seltsame Art aufgeputzt; sie hatten nemlich eine Menge Zöpfe daraus geflochten, die so dick als ein Finger waren, und bis tief an den Rücken herunterhingen. Jedoch waren sie größtentheils nur durch Kunst über dem natürlichen Haarwuchs am Kopfe befestigt *).

Sonderbar ist es, daß die Bewohner der Sandwichs-Inseln sich in Absicht der Ohren von allen übrigen Insulanern im Südmeere unterscheiden. Ihre Ohren sind nehmlich nicht durchbohrt, und sie haben keinen Begriff von Zierrathen, die darin getragen werden könnten. Statt dessen schmücken sich Personen beyderley Geschlechts mit Halsbändern, welche aus kleinen Büscheln schwarzer Schnüre bestehen, und unsern Hutschnüren ähnlich sind. Diese schlagen sie oft mehr als hundertfältig um den Hals, gerade so wie die Leute von Watiu, doch mit dem Unterschiede, daß man hier statt der beyden kleinen Kügelchen die vorn in der Mitte herabhängen, ein kleines, ungefähr zwey Zoll langes und glatt geschliffenes Stückchen Holz, Stein oder Muschel, mit einem, unten, vorwärtsgebogenen breiten Haken, daran befestigt. Außerdem giebt es hier einen Halsschmuck von kleinen Schnecken, welche an viele Schnüre aufgereihet sind, oder auch von getrockneten Blüthen der Indischen Pappel (*sida*). Einige haben auch ein

*) Die Abbildung von Horneiland, in Le Maire und Schoutens Reise, stellt einige dortige Einwohner vor, welchen ebenfalls dergleichen lange Zöpfe vom Kopf herunter hängen. Anmerk. der Urschrift.

kleines drey Zoll langes Bildchen von Knochen, welches eine menschliche Figur vorstellt, vorn am Halse hängen. Das Frauenzimmer trägt auch Armbänder von Muschein, aus einem oder mehreren Stückchen von schwarzem Holz mit kleinen Bruchstückchen von Elfenbein dazwischen *), welche sämmtlich wohl geschliffen, und auf eine Schnur fest an einander gereihet sind. Eine andere Art von Armbändern besteht aus den krummen Hauern oder Fangzähnen der Schweine, die man so an einander legt, daß der hohle Theil des Bogens oben kommt, und, nachdem zuvor die Spitzen abgestumpft worden sind, ebenfalls auf eine Schnur ziehet. Dergleichen Zierrathen, die aus lauter großen auserlesenen Eberszähnen bestehen, sind in ihrer Art elegant. (Man sehe die Abbildung davon auf der nächstfolgenden Kupfertafel No. 1.) Die Männer stecken zuweilen die Federn des Tropikvogels in ihr Haar, oder an deren Stelle Hahnenfedern, die an langen glatten zwey Schuh langen Stäben befestigt, und unterwärts mehrentheils mit Ura (rothen Federn) verziert sind. In eben dieser Absicht nähen sie auch zuweilen einen Hundeschwanz über einen Stock, so daß der Quast am Ende hervorragt. Endlich tragen einige zum Kopfputz auch eine Art von Fingersdicker Schnur, die ganz aus aufgereiheten und dicht anschließenden gelben und rothen Federn besteht, und hinten zusammengebunden wird. Mancher trägt auch am Arm über dem Ellbogen eine

*) Daß man hier in der Eilfertigkeit einen kleinen Irrthum begangen, und etwas dem Elfenbein ähnliches, für Elfenbein ausgegeben hat, wird jeder sachkundige Leser leicht bemerken. Zur Berichtigung dieser Stelle braucht man sich nur zu erinnern, daß die Inseln des stillen Meeres keine Elephanten besitzen, und daß daselbst noch bis jetzt keine Petrefakten oder anderweitige Spuren von fremden organischen Körpern ausgegraben worden sind. Wahrscheinlich hat man weiß Muschelschaalen mit Elfenbein verwechselt. G. F.

breite Spange von Muschelwerk, welches auf einen Netzgrund aufgenäht ist.

Die Mannspersonen sind oft punktirt, doch haben die Punkturen keinen bestimmten Ort, wie in Otaheiti und Tongatabu. Mannichmal sahen wir einige wenige Flecken an den Händen, Aermen oder Lenden; oft aber auch gar keine. Nur wenige von den Einwohnern hatten an den Aermen und an dem Vordertheil des Körpers eine größere Menge punktirter Zierrathen, als wir sonstwo gesehen hatten, und zwar nach einer artigen Zeichnung in allerley mannichfaltigen Linien und Figuren. Einige hatten eben daselbst die Figur eines Taumi, oder Otaheitischen Brustschildes, einpunktirt, obgleich dieses Schild selbst uns hier nicht zu Gesicht kam. Die Vorhaut wird weder aufgeschlitzt noch beschnitten, wie in den Societäts- und Freundschafts-Inseln, sondern über die Eichel gezogen, und mit einem Faden festgebunden, wie es auch bey den Einwohnern von Neuseeland zum Theil gebräuchlich ist.

Ungeachtet sie sich in Dorfschaften zusammen vereinigt haben, ist dennoch kein Anschein von einer Vertheidigungsanstalt, oder Befestigung, bey diesen Dörfern zu sehen. Die Häuser liegen zerstreut, in verschiedener Lage und Richtung. Auch in Ansehung der Größe wird keine Gleichheit beobachtet. Einige sind zwischen vierzig und funfzig Fuß lang, und zwanzig bis dreißig Fuß breit; andere hingegen sind bloße Hütten. Sie sehen ungefähr so aus, wie ein länglicher Heu- oder Kornschober; oder vielleicht kann man sich eine bessere Vorstellung davon machen, wenn man sich ein Scheuerndach denkt, dessen schräge Seiten oben in einen sehr scharfen Rücken zusammenlaufen, und unmittelbar auf der Erde zu ruhen scheinen, weil die beyden sehr niedrigen Wände, auf denen es befestigt ist, in einiger Entfernung gar nicht zu sehen sind. An jedem Ende wird die ganze Wohnung von einem

Giebel geschlossen. Das Dach besteht aus dünnen Stangen, welche, ziemlich regelmäßig, mit langen Grase gedeckt sind. Der Eingang wird bald auf dieser, bald auf jener Seite angebracht, und ist eigentlich ein längliches niedriges Loch, durch welches man vielmehr hineinkriecht als geht. Die Thüre ist ein Brett aus mehreren an einander befestigten Planken, welches aber keine Angeln hat, sondern nur, so wie es man jedesmal nöthig hat, vorgerückt oder bey Seite gestellt wird. Durch diese einzige Oefnung fällt auch das Licht in das Haus. Fast scheint es, als wenn diese dichten Wohnungen, so zweckmäßig sie übrigens für schlechtes Wetter gmacht sind, sich für ein so heißes Klima dennoch nicht gut schickten. Man hält sie übrigens sehr rein, und bestreut den Boden mit einer Menge trockenen Grases, worüber dann Matten ausgebreitet werden, auf denen man schläft. An einem Ende des Hauses steht eine ungefehr drey Schuh hohe Bank, worauf der wenige Hausrath der Einwohner befindlich ist; nehmlich Flaschenkürbisse, worin Wasser, oder auch Lebensmittel und dergleichen aufbewahrt werden, in welchem letztern Falle Deckel von eben der Materie darauf liegen; ferner einige hölzerne Schaalen und Teller von verschiedener Größe.

Soweit wir von den Lebensmitteln, die man uns verkaufte, urtheilen können, ist es wohl außer Zweifel, daß ihre vegetabilische Nahrung größtentheils aus süßen Patatten, Aronswurzeln oder Tarro, und Pisangs besteht. Brodfrucht und Yams gehören eigentlich unter die Seltenheiten. An Speisen aus dem Thierreich kann es ihnen nicht fehlen, da sie eine Menge Schweine besitzen, die allenthalben frey umher laufen. Auch sind sie mit Hunden reichlich versehen, die vermuthlich ebenfalls gegessen werden. Eine beträchtliche Menge Fischangeln, die wir bey ihnen gewahr wurden, ist Beweises genug, daß die See ihnen keinen geringen Vorrath von Lebensmitteln

liefert, wiewohl auf der andern Seite das Einsalzen der Fische zu erkennen giebt, daß der Fischfang an einer so wenig geschützten Küste oft unterbrochen werden muß; denn vermuthlich würde niemand auf eine künstliche Methode, irgend eine Speise vorrathsweise aufzubewahren, verfallen seyn, wenn er sicher gewust hätte, er könne dieselbe täglich frisch bekommen. Dieser Grund erklärt indeß noch nicht, warum die Einwohner auch Schweinefleisch einsalzen. Sie bewahren es in Flaschenkürbissen auf, und bedienen sich dazu eines Salzes von röthlicher Farbe, das nicht sehr grob, und vermuthlich mit dem, welches unsere Verirrten auf der Christmeß-Insel fanden, von einerley Beschaffenheit ist. Die Farbe kommt unstreitig von einer Beymischung des Schlammes her, der am Boden der Teiche liegt, worinn sich das Salz bildet, denn in größeren Klumpen war es ziemlich weiß und rein.

Die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche werden, wie in den südlicheren Inseln, mit geheizten Steinen gebacken. Wir sahen immer eine große Menge Speisen auf Einmal zubereiten; vermuthlich backt also ein ganzes Dorf, oder wenigstens eine beträchtliche Anzahl Menschen, ihre Mahlzeit gemeinschaftlich in Einem Ofen. In Atuai waren wir bei der Zubereitung der Fleischspeisen nicht zugegen; in Onihiau aber sahe Herr Gore, daß man sie ebenfalls in Ofen schmort. Ueberdies fanden wir auch keine Geräthschaft zum Kochen auf diesen Inseln. Die einzige künstlich zusammengesetzte Speise war eine Art Pudding aus Torrowurzeln, der uns wegen seiner Säure zuwieder war, von den Einwohnern hingegen begierig verschluckt wurde. Beym Essen bedient man sich einer Art hölzerner Teller und wenn gleich, (wie wir aus einem Beyspiele vermuthen) das Frauenzimmer, so wie in Otaheiti, mit den Männern nicht aus einerley Schüssel essen darf, so ist es ihnen doch wenigstens erlaubt, an ihrer Seite und an demselben Orte zu essen.

Ihr Zeitvertreib ist allem Anschein nach sehr mannichfaltig, denn während unseres kurzen Aufenthaltes sahen wir verschiedene Arten desselben. Zwar hatten wir keine Gelegenheit, den Tänzen beizuwohnen, wozu die befiederten Mäntel und Helme gebraucht werden; allein aus allerley Bewegungen mit der Hand, die manche von den hiesigen Insulanern bey andern Veranlassungen und bey ihren Gesängen machten, schlossen wir, daß sie mit den Tänzen der südlicheren Insulaner viele Aehnlichkeit haben müßten, wiewohl sie schwerlich mit eben so vieler Kunst ausgeführt werden. Flöten oder Rohrpfeifen sahen wir bey ihnen nicht, hingegen zwey andre, aber äußerst rohe musikalische Instrumente, von denen das eine keine bessere Musik machte, als eine Kinderklapper. Es besteht aus einer umgekehrten kegelförmigen Mütze, die aus einer groben Art Riedgras geflochten, etwas über einen Schuh hoch, und nur wenig ausgehöhlt ist. Oben und an den Rändern ist es mit schönen rothen Federn geschmückt, und an der Spitze ist ein Flaschenkürbiß, ungefähr so groß wie eine Faust, angebracht, worin etwas loses zum Klappern hineingethan wird. (Man sehe auf der hier beygefügten Kupfertafel die zweyte Figur). Dies Instrument hält der Tänzer beym dünneren Ende angefaßt, und schüttelt oder bewegt es vielmehr, gerade vor dem Gesicht, sehr schnell von einer Seite zur andern und schlägt zugleich mit der andern Hand an die Brust.

Das zweyte musikalische Instrument, wenn es anders diesen Namen verdient, ist ein hohles hölzernes Gefäß, wie eine flache Schüssel gestaltet, bey dessen Gebrauch man zugleich mit zwey Stäben spielt, und zwar auf folgende Art. Der Virtuose, den wir sahen, hielt den einen Stab, der etwa zwey Schuh lang seyn mochte, eben so wie man bey uns die Violine hält, und schlug mit dem andern, welcher kleiner und einem Trommelstock ähnlich war, bald schneller, bald langsamer auf jenen;

zu gleicher Zeit trat er mit den Füßen auf dem holen umgekehrt liegenden Gefäße den Takt, welches zusammen eine nicht unangenehme Musik hervorbrachte, wozu einige Weiber ein angenehmes, zärtliches Lied sangen.

Zu einer andern Art von Zeitvertreib dienen vermuthlich eine Anzahl kleiner polirter ungefähr vier oder fünf Schuh langer Ruthen, welche etwas dicker sind, als der Ladestock einer Flinte, und am dünnen Ende einen kleinen Quast von langen weißen Hundshaaren haben. Wir sahen einen Menschen, der eine dieser Ruthen in die Höhe hielt, und damit einen schnellen Schlag durch die Luft that, so daß sie nunmehr eine wagerechte Richtung hatte. Zu gleicher Zeit stampfte er mit dem Fuß derselben Seite, nach welcher der Schlag hin geschah, auf die Erde, und schlug sich mit der andern Hand auf die Brust. Man hat hier auch ein Kugelspiel, wozu Stücken von dem vorhinerwähnten Wetzstein gebraucht werden, die ungefähr ein Pfund wiegen, wie ein kleiner Käse gestaltet, an den Seiten und Rändern abgerundet, und sehr glatt polirt sind. Es giebt auch andere Kugeln zu diesem Spiele, welche aus schwerem braunrothen Thon gemacht und mit einer künstlichen Glasur von derselben Farbe überzogen sind. Noch andere bestehen aus einem groben dunkelgrauen Schiefer. Endlich bedienen sie sich auch kleiner flachen, runden Stücke Tafelschiefers, von gleichem Durchmesser mit den Kugeln, aber kaum einen Zoll dick, die glatt geschliffen sind, und womit sie so werfen, wie bey dem Englischen Spiele mit quoits oder Wurfscheiben, geworfen wird. Ihre Spiele scheinen also vielmehr Uebungen der Geschicklichkeit, als der Stärke zu seyn.

Alle Handarbeiten dieser Insulaner haben einen ungewöhnlichen Grad von Zierlichkeit, und verrathen einen sinnreichen Kopf. Ihr Kleidungszeug wird aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums und zwar unstreitig auf

eben die Art wie in Tongatabu und den Societäts-Inseln, verfertigt; denn wir kauften hier einige Schlägel mit eingekerbten, senkrecht parallellaufenden Reiffen, womit es bereitet oder geklopft wird. Das Gewebe dieses Zeuges ist zwar dicker, aber nicht so fest als auf vorgenannten Inseln. Hingegen zeigt sich der bessere Geschmack der hiesigen Einwohner in der unendlichen Mannichfaltigkeit von Mustern und Figuren, womit es bemahlt wird. Wenn man eine Sammlung von Stücken ihres Zeugs beysammen sieht, möchte man glauben, sie hätten ihre Muster aus dem Laden eines Seidenhändlers entlehnt, worin man die schönste Auswahl von Chinesischer und Europäischer Arbeit zugleich antrift; und hätten diese noch mit einigen originellen Mustern von eigner Erfindung vermehrt. Die Farben, roth ausgenommen, sind zwar nicht sehr brennend; allein die Regelmäßigkeit der Figuren und Streifen ist in Wahrheit bewundernswürdig, da sie, so viel wir wissen, keine Leisten oder Stöcke haben, womit sie Abdrücke machen könnten. Wie sie ihre Farben zubereiten, konnten wir in so kurzer Zeit nicht erlernen. Es giebt aber nicht nur bunte Zeuge, sondern auch einfärbige, zumal dunkelbraune und lichtblaue; desgleichen ganz weiße oder ungefärbte. Die Stücke sind mehrentheils zwey Schuh (eine Elle) breit, und vier bis fünf Englische Yards (12 bis 15 Schuhe) lang, oder gerade so groß, wie man sie zum gewöhnlichen Anzuge, dem Maro, braucht. Zuweilen werden aber auch kleinere Stücke aneinander genähet, um ein solches Kleid auszumachen. Die Arbeit an diesen Näthen ist zwar nicht zierlich, aber doch dauerhaft, und um desto bemerkenswerther, da die Nähekunst diesen Inseln eigen ist; denn in den südlichern Inseln ist sie völlig unbekannt. Nächst der vorbeschriebenen giebt es hier noch eine besondere Art von dünnen Zeugen, welche wie ein Oeltuch aussehen, und auch wirklich entweder mit Oel

oder einem Firniß getränkt sind, wodurch das Wasser ziemlich gut abgehalten wird.

Die hiesigen Einwohner verfertigen ferner eine große Menge schöner weißer und dauerhafter Matten, denen auf einer Seite rothe Streifen, oder auch geschobene Würfel und andere Figuren eingewirkt sind, und die oft eine ansehnliche Größe haben. Sie dienen vermuthlich in gewissen Fällen statt der Kleidung, denn sie wurden mehrentheils auf dem Leibe selbst zum Verkauf gebracht. Andere, gröbere, schlichte, aber ebenfalls starke Matten breitet man auf die Erde aus, um darauf zu schlafen.

Ihre Flaschenkürbisse wissen sie mit allerley schwarzgebeizten Figuren, hauptsächlich Wellenlinien und Triangeln, künstlich zu verzieren, fast wie die Neuseeländer, bey denen wir ehemals Proben von ähnlichen Arbeiten gesehen hatten. Die Kunst etwas mit Firniß zu überziehen, scheint ihnen ebenfalls bekannt zu seyn; denn einige dieser Flaschenkürbisse waren gewissermaßen lackirt. Endlich so wissen sie auch allerhand Sachen, vermittelst eines zähen klebrigen Stoffes, zusammen zu leimen. Die hölzernen Schüsseln und Schalen, aus denen sie Awa trinken, sind von dem Holze des Etuabaumes (*Cordia Sebestena*) und zwar so eben und gleichförmig gemacht, als wenn sie auf der Scheibe gedrehet wären, ja ihre Politur ist noch vorzüglicher als bey unsern gedrechselten Waaren. Zu ihren Handarbeiten gehören ferner auch eine Art viereckiger, wie Matten geflochtener Fächer, mit einem spitz zulaufenden Handgriffe, der von eben solcher Arbeit, oder auch von Holz ist. Diese Fächer sind mit kleinen Haarschnüren und Kokosnußfasern durchwirkt. Ihre Angelhaken, von denen sie viele verschiedne Arten haben, sind sehr sinnreich gemacht. Einige sind ganz knöchern, andere von Holz mit knöchernen Spitzen, und viele von Perlmutterschalen. Von letzteren giebt es eine Art, welche mit denen auf Tonga-

tabu übereinkommt, und eine andre einfach gebogene, wie die gewöhnlichen Otaheitischen. Die knöchernen sind mehrentheils klein, und aus zwey Stücken zusammengesetzt; alle verschiedene Sorten haben aber einen Wiederhaken, entweder, wie die unsrigen, inwendig, oder gegenüber, auswendig, oder auch auf beyden Seiten, da denn der äußere Wiederhaken von der Spitze am weitesten entfernt ist. Von der letzteren Art erhielten wir einen neun Zoll langen, aus einem einzigen Stück Knochen, welcher vermuthlich von einem großen Fische genommen war. Gewiß hätte ein europäischer Künstler die zierliche Gestalt und die feine Politur dieses Instruments nicht übertreffen können, so sehr ihm auch seine Kenntniß vom Zeichnen und die Anzahl und Zweckmäßigkeit seiner Werkzeuge dabey zu Statten kommt. Sie schleifen Steine, indem sie solche, im Wasser, mit Bimssteinen beständig reiben, und ihre Werkzeuge sind denen ähnlich, die wir auf den südlichen Inseln gesehen haben. Ihre Beile, oder eigentlicher ihre Hacken, sind in Absicht der Materie, die ein schwärzlicher oder gelblichgrauer Stein ist, und auch der Form nach, jenen vollkommen gleich. Statt eines Messers, oder vielleicht auch zum Schnitzen, dient ihnen ein Haysischzahn, der entweder in den vordern Theil einer Hundskinnlade, oder in einen eben so gestalteten hölzernen Griff eingelassen ist, an dessen andern Ende sich ein kleines Loch befindet, worin eine Schnur befestigt wird.

Die einzigen eisernen Geräthschaften, oder vielmehr Stückchen von altem Eisen, welche diese guten Leute vor unserer Ankunft besessen hatten, waren: erstlich, ein zwey Zoll langes Stück von einem eisernen Faßbande, welches in einen hölzernen Griff eingelassen war, *) und

*) Herr Capitain King, der diese Seltenheit dem Eigenthümer abkaufte, besitzt sie gegenwärtig noch. Anm. der Urschrift.

noch ein Schneidewerkzeug, welches aus der Spitze einer breiten Degenklinge gemacht zu seyn schien. Weil nun die Einwohner diese Stückchen Eisen schon vor unserer Ankunft besaßen, und weil ihnen zugleich der Gebrauch dieses Metalls so allgemein bekannt war, glaubten verschiedene von uns, wir könnten nicht die ersten Europäer seyn, die diese Inseln besuchten. Allein mit dieser Voraussetzung läßt sich schwerlich der hohe Grad des Erstaunens reimen, den die Einwohner beym Anblick unserer Schiffe äußerten; und eben so wenig scheint mir alsdenn ihre Unbekanntschaft mit unserm Schießgewehr erklärbar. Giebt es aber nicht so manchen andern Weg, auf welchem diese Insulaner Stückchen Eisen erhalten, oder vom Daseyn dieses Metalls unterrichtet werden konnten, ohne je mit Völkern, bey denen es in alltäglichem Gebrauch ist, unmittelbaren Umgang gehabt zu haben? Unstreitig war Eisen, vor Magalhaens Reise, allen Einwohnern der Südseeinseln völlig unbekannt; denn die auf ihn folgenden Seefahrer fanden noch keins bey ihnen. Dem ungeachtet hat es sich auf unsern neulichen Reisen gezeigt, daß der Nutzen des Eisens auch in verschiedenen Inseln bekannt geworden war, die, so viel wir wissen, noch kein europäisches Schiff besucht hatte. Mendanna hatte unfehlbar auf allen Inseln, die er während seiner beyden Reisen berührte, Eisen hinterlassen. Dadurch mußte natürlicherweise die Kenntniß von einer so brauchbaren Sache sich auch auf allen andern Inseln verbreiten, welche mit denen, die er besucht hatte, in einigem Verkehr stehen. Ja sie konnte sogar noch weiter kommen; denn Beschreibungen machen eine Sache auch da noch kenntlich, wo die Proben selbst nicht hingelangen können. Die nächste Reise von einiger Wichtigkeit, südwärts von der Linie, wobey man zugleich mit den Eingebohrnen der Inseln einiges Verkehr hatte, war die Fahrt des Quiros, der auf der Insel Sagittaria, der Insel des

schönen Volks (*Isla de la gente hermosa*) und dem heil. Geistlande (*Tierra del espiritu Santo*) ausgestiegen ist, wodurch nicht nur in diesen Inseln selbst, sondern auch in allen, die mit ihnen in Verbindung stehen, das Eisen hat bekannt werden müssen. Auf diesen Seefahrer folgten Le Maire und Schouten, die schon viel weiter gegen Osten mit den Einwohnern Umgang hatten, und deren Verkehr in der Südsee sich mit Horn- und Kokoseiland endigte. Es war uns eben nicht befremdend, daß man bey meinem ersten Besuch in Tongatabu, 1773, ein Stückchen Eisen daselbst vorfand, weil wir wußten, daß Tasman diese Insel vor uns besucht hatte. Setzen wir aber den Fall, er hätte nie die Freundschaftsinseln entdeckt, so würde es uns viel Nachsinnens gekostet haben, um herauszubringen, woher sie das Eisen bekommen hätten; allein ich habe bereits an einem andern Orte (weiter oben, Seite 82 u. f.) den Umstand erwähnt, durch welchen die Kenntniß dieses Metalls sich bey ihnen erneuern konnte, und der sehr zur Bestärkung meiner Hypothese gereicht. Denn Niutabutabu oder Boscawenseiland, woselbst Capitain Wallis das Eisen zurück ließ, und von wo Paulaho, der König von Tongatabu, es erhielt, liegt einige Grade nordwestwärts von letztgenannter Insel. Es ist endlich auch bekannt, daß eins von Roggewein's Schiffen auf den Schädlichen Inseln (*pernicious islands*) scheiterte, die, nach ihrer Lage zu urtheilen, den Einwohnern von Otaheiti und den Societäts-Inseln nicht unbekannt seyn können, wenn sie gleich nicht oft von ihnen besucht werden mögen. Die Otaheitier wenigstens hatten damals, als Capitain Wallis ihre Insel entdeckte, bereits Kenntniß vom Eisen, und tauschten es begierig ein, wiewohl sie diese Kenntniß nicht anders, als durch Mittheilung von jenen Inseln erhalten haben konnten, wo das Metall ursprünglich zu-

rück gelassen worden war. Sie sagten auch selbst, daß dies der Fall gewesen wäre, und erzählten uns seitdem, das Eisen sey vor Herrn Wallis Ankunft so hoch geschätzt worden, daß ein Oberhaupt, der zum Besitz von zweyen Nägeln gelangt war, sich keinen geringen Vortheil damit erworben, indem er sie seinen Nachbaren zum Löcherbohren vermiethet habe, wenn sie dieses mit ihren Werkzeugen nicht hätten zu Stande bringen können. *) Die Männer aus den Societätsinseln, welche wir in Watiu antrafen, waren dahin verschlagen worden, nachdem sie schon längst in ihrer Heimath das Eisen kennen gelernt hatten; nnd wiewohl sie wahrscheinlicherweise nichts davon nach Watiu mitgebracht, muß es ihnen dennoch leicht gewesen seyn, diese ihnen so äußerst wichtige metallische Substanz ihren gastfreyen Freunden zu beschreiben, von denen die Beschreibung sich dann vermuthlich weiter, bis nach Herveyseiland fortgepflanzt haben mag, dessen Einwohner, während unseres kurzen Umgangs mit ihnen, ein so brennendes Verlangen darnach äußerten.

Erwägt man alle hier angeführte Fakta, so läßt sich leicht erklären, wie die Kenntniß des Eisens queer über diesen Ocean bis nach Inselgruppen gelangen konnte, deren Einwohner nie mit Europäern unmittelbaren Umgang gehabt haben, und welch ein Verlangen nach einem größern Vorrath von diesem kostbaren Metall, einige

*) Etwas ähnliches erzählt der P. Cantova von den Oberhäuptern der Carolinen-Inseln, die sich ebenfalls dadurch, daß sie Nägel verleihen, eine Art von Revenüe verschaffen: Si par hazard un vaisseau étranger laisse dans leurs isles quelque vieux morceaux de fer, ils appartiennent de droit aux *Tamoles*, qui en font faire des outils, le mieux qu'il est possible. Ces outils sont un fonds, dont le Tamole tire un revenu considérable, car il les donne à louage, et le louage se paye assez cher. p. 314. Anm. der Urschrift.

kleine Pröbchen die ihnen zu Theil geworden sind, oder auch nur die bloße Beschreibung desselben, bey ihnen erwecken müssen! Die Anwendung dieses Satzes auf den vor uns liegenden Fall ist einleuchtend. Ohne je von Europäern besucht worden zu seyn, konnten die Einwohner auf Atuai und Onihiau, von Inseln, welche zwischen ihnen und den Diebsinseln liegen, etwas Eisen erhalten haben. Die Diebsinseln (*Ladrones*) aber sind von den Spaniern seit Magalhaens Reise oft besucht worden *). Wollte man aber einwenden, daß die westliche Lage der Diebsinseln diese Mittheilung unwahrscheinlich mache, so liegt ja gegen den Wind noch das große feste Land von Amerika, wo sich die Spanier schon vor mehr als zwey Jahrhunderten niedergelassen haben. Während dieses beträchtlichen Zeitraums muß so mancher Schifbruch vorgefallen seyn, und es ist gar nichts außerordentliches, daß etwa ein Bruchstück, woran Eisen befindlich ist, vermittelst des östlichen Passatwindes und der Wellen, an den Küsten der im Ocean zerstreuten Inseln angespült wird. Die Entfernung zwischen Amerika und Atuai kann gegen diese Voraussetzung nichts beweisen. Doch gesetzt auch, diese Erklärung könnte nicht gelten; so muß man sich erinnern, daß spanische Schiffe alljährlich dieses Meer durchschiffen. Wie leicht können sich aber auf einer so langen Fahrt allerley Zufälle ereignen, Masten mit ihrem Zubehör verlohren gehn, Tonnen mit eisernen Bändern über Bord fallen, und

*) Die Spanier haben sie nicht allein besucht, sondern sich darauf niedergelassen, und die armen Insulaner innerhalb ein paar Jahrhunderten von mehr als sechzigtausend bis auf acht oder neunhundert aufgerieben. S. Nouveau Voyage à la Mer du Sud commencé tous M. Marion, (d'après les journaux de M. Crozet) 8. Paris 1783. p. 180. G. F.

und auf solche Art ans Land getrieben werden? Dies ist auch in der That nicht bloße Muthmaßung. Einer von unsern Leuten bemerkte in einer Wohnung des Dorfs Waimoa ein Stück Tannenholz. Es war wurmstichig, und die Einwohner gaben ihm zu verstehen, die Wellen hätten es ans Land getrieben. Auch bezeugten die Eigenthümer jener kleinen Eisenstückchen ganz ausdrücklich, daß dieselben von östlicher gelegenen Gegenden hieher gekommen wären.

Ich komme nunmehr von dieser Abschweifung auf meine Bemerkungen in Atuai zurück, und wende mich zuerst zu den dortigen Kähnen. Mehrentheils sind sie vier und zwanzig Schuh lang, und bestehen unten meistens aus einem Klotz, der bis zur Dicke von einem oder höchstens von anderthab Zollen ausgehöhlt ist, und an beiden Enden spitz zuläuft. Drey Zoll dicke Bretter, die genau auf das unterste Stück passen, und daran gebunden sind, bilden die Seiten des Kanots. Die beiden Enden stehen etwas in die Höhe, und laufen in eine keilförmige Schärfe zusammen. Die Breite des Canots beträgt nicht mehr als funfzehn, oder achtzehn Zoll; daher müssen die einfachen Canots einen Ausleger haben, der mit mehr Geschick und Ueberlegung, als ich sonst gesehen habe, angebracht ist. Es giebt aber auch Doppelcanots. Die Ruder sind schaufelförmig und haben nichts ausgezeichnetes. Bisweilen spreizt man auch, zwischen Mast und Baum, ein leichtes dreyeckigtes Segel aus, wie in den Freundschaftsinseln. Die Stricke sind, so wie die Angelschnüre, stark und gut gearbeitet.

Was wir vom hiesigen Ackerbau gesehen haben, beweist zur Gnüge, daß diese Insulaner keine Neulinge in dieser Kunst seyn müssen. Ich habe schon des Thals erwähnt, das gleichsam nur Eine große Tarropflanzung

ausmacht. Mit eben der Ordnung sind die Patattenäk-
ker, die Pisanggärten und die Zuckerrohrfelder bebaut;
jedes hat sogar eine bestimmte ziemlich regelmäßige Figur,
ein längliches oder auch ein gleichseitiges Viereck. Be-
friedigungen aber giebt es nirgends, man müßte denn
die Gräben in den Niederungen dafür halten, die aber
vermuthlich nur zur Wässerung der Tarrowurzeln bestimmt
sind. Der Ueberfluß und die vorzügliche Güte der hie-
sigen Pflanzenprodukte muß indeß eben so wohl der na-
türlichen Fruchtbarkeit des Bodens, als der kunstreichen
Behandlung desselben zugeschrieben werden. Er ist zum
Wurzelbau weit tauglicher als zum Wachsthum der
Kokos- und Brodtbäume, daher man jenen auch den
Vorzug giebt, ungeachtet ihre Anpflanzung weit mehr
Mühe kostet. Die wenigen Brodbäume und Palmen,
die wir hier antrafen, schienen nicht sonderlich zu ge-
deihen. So viel Arbeit man indeß auf den Anbau ver-
wendet, so viel bliebe gleichwohl noch in Zukunft zu thun
übrig, um ihn weiter auszubreiten; denn jetzt liegt der
größte Theil der Insel wüst, obgleich der Boden daselbst
eben so gut zu seyn scheint, als an den bebauten Stellen.
Wäre alles gleichförmig benutzt, so könnte die Insel we-
nigstens dreymal so viel Einwohner ernähren, als sie
gegenwärtig hat. Vielleicht verhindert also eine Ursache,
die uns wegen unseres kurzen Aufenthalts unbekannt
blieben ist, den schnelleren Fortschritt der Bevölkerung,
welcher sonst die Einwohner bereits genöthigt haben
würde, ihre Pflanzungen weiter auszubreiten.

Wir haben zwar keinen Befehlshaber von einigem
Ansehn bemerkt, allein man sagte uns, es befänden sich
deren mehrere in Atuai, vor denen man, zum Zeichen
der Unterwürfigkeit, zur Erde niederfiele. Diese Ge-
wohnheit, die in den Freundschaftsinseln Moi oder
Moja heißt, wird auch hier Moi oder Hamoja

nannt. Es läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, ob die Oberhäupter sich anfänglich aus Furcht nicht zeigen wollten, oder wirklich an dem Orte, wo wir anlandeten, nicht zugegen waren. Nachdem ich aber die Insel verlassen hatte, legte einer von diesen Vornehmen bey Herrn Capitain Clerke, an Bord der Discovery, einen Besuch ab. Er kam in einem Doppelcanot, und machte es wie der König der Freundschaftsinseln, das ist, er achtete nicht auf die kleineren Canots, die ihm im Wege waren, sondern ließ gegen sie anstoßen, oder gar über sie hinrudern, ohne ihnen nur im mindesten auszuweichen. Die armen Leute, ihrer Seits, konnten nicht Hand anlegen, um mit ihren Kähnen aus dem Wege zu kommen, weil die Ehrerbietung es unumgänglich erforderte, daß sie sich niederwarfen, bis er vorüber war. Seine Bedienten hoben ihn in das Schiff, stellten ihn auf das Verdeck, schlossen einen Kreis um ihn, indem sie einander bey den Händen hielten, und ließen innerhalb desselben niemanden, außer Herrn Clerke selbst, zu ihrem Herrn hinzunahen. Er war noch jung, von Haupt zu Fuß ganz bekleidet, und hatte ein junges Frauenzimmer bey sich, welches vermuthlich seine Gemahlin war. Man nannte ihn Tamahano. Capitain Clerke machte ihm einige Geschenke, und bekam dagegen eine große Schale, welche auf zwey männlichen geschnitzten Figuren ruhte, woran sowohl die Zeichnung als die Ausführung nicht schlecht waren. Diese Schale, sagte man den Insulanern, pflege mit Kawa, oder, wie man es in Otaheiti nennt, mit Awa, dem berauschenden Pfefferstranke, gefüllt zu werden, der auch hier, wie anderwärts im Südmeere, bereitet wird. Herr Capitain Clerke lud den vornehmen Fremdling vergebens ein, sich in die Kajüte hinabzubegeben; er konnte ihn nicht einmal bewegen die Stelle zu verlassen, wo ihn seine Begleiter zuerst abgesetzt hatten. Nach einem kurzen Aufent-

halt an Bord des Schiffs, trug man ihn in sein Cano zurück, und er fuhr, unter den vorhin erwähnten Ehren bezeugungen ans Land zurück. Am folgenden Tage erhie Capitain Clerke verschiedene Bothschaften, die ihn ein luden ans Land zu kommen, weil der Befehlshaber ei großes Geschenk für ihn bereitet habe. Allein, anst diese Einladung anzunehmen, hielt es der Capitain fü rathsam in See zu stechen, um sich wieder an unse Schiff anzuschließen.

Die Kürze unseres Aufenthalts, die überhaupt schu daran ist, daß unsere Nachrichten von diesen neuen I seln so unvollkommen geblieben sind, erlaubte uns au nicht, über ihre Regierungsform etwas genaues und b stimmtes zu erfahren. Indeß läßt die Uebereinstimmun in den Sitten und Gewohnheiten dieser und anderer bi her besuchter Inseln, und insbesondere die Ehrerbietun die man den Oberhäuptern erweist, mit vieler Wahrschei lichkeit vermuthen, daß auch einerley politische Einric tung bey ihnen Statt finden müsse. Wir haben auch Urs zu befürchten, daß innerliche Kriege hier so häufig sin wie auf andern Südseeinseln. Schon die große Men Waffen aller Art, welche wir in den Händen der E wohner, und zwar sehr sorgfältig aufbewahrt fan scheint dies zu verrathen; allein noch unwiderlegb beweist es ihr eigenes Geständniß. Die verschiede Bezirke auf der Insel Atuai sind sowohl unter einand als mit ihren Nachbaren von Onihiau und Orr haua in Kriege verwickelt. Diese Mishelligkeiten si der Grund, weswegen hier die Bevölkerung im Verhä niß zu dem urbaren Lande, so gering ist.

Ihre Speere oder Lanzen sind von schönem kastani braunen Holze, vortreflich polirt, und zum Theil an ein Ende mit Wiederhaken am andern mit einer plan

Schärfe versehen. Außer diesen hatten sie noch eine Art Waffen, die wir bey den Einwohnern der Südseeinseln nirgend zuvor gesehen, auch nicht einmal von andern Reisebeschreibern erwähnt gefunden haben; nämlich eine Art von Dolchen, die mehrentheils anderthalb Schuh lang, an einem oder auch wohl an beyden Enden zugespitzt, und vermittelst einer Schnur an der Hand befestigt sind *). Dieser Dolche bedienen sie sich im Handgemenge, wozu sie sich auch gut schicken. Einige kann man mit allem Recht doppelte Dolche nennen, weil sie einen Griff in der Mitte haben, so daß man damit leicht nach jeder Seite hinstechen kann. Bogen und Pfeile scheinen nicht nur selten, sondern auch von gar zu leichter Arbeit zu seyn, als daß sie im Kriege gebraucht werden könnten. Unter die Waffen kann man füglich auch das Messer, oder die Säge rechnen, womit sie die Leichnam der Erschlagenen aufschneiden; denn dieses Instrument dient ebenfalls zum schneiden und hauen im Handgemenge. Es ist ein flaches, längliches, an den Ecken abgerundetes, ungefähr zwölf Zoll langes Holz, mit einem hölzernen Griff, fast wie ein Neuseeländisches Pattu; allein die Schärfen sind ganz und gar mit Hayfischzähnen besetzt, welche sehr fest gemacht und mit den Spitzen auswärts gerichtet sind. In der Handhabe, oder dem Griff, ist ein Loch, durch welches eine lange Schnur geht, die einigemal um die Hand gewickelt wird. Vermuthlich bedienen sie sich bey gewissen Gelegenheiten auch der Schleudern, denn wir erhielten von ihnen kleine

*) Don Alvaro Mendanna fand allerdings bei den Einwohnern der Marquisen-Inseln eine Art Gewehre, welche er Macannas oder hölzerne Degen nennt. Man sehe *Dalrymples* Collection of Voyages in the South pacifick Ocean. Vol. I. G. F.

Stücke Blutstein, welche eyförmig geschnitten, und der Länge nach, durch eine schmale Kerbe getheilt waren. Der Insulaner, der diesen Stein besaß, überließ ihn uns ohne Weigerung; er war aber nicht zu bewegen, uns auch die Schnur zu verkaufen, die in die Kerbe des Steines paßte. Ein solcher Schleuderstein wiegt ein Pfund, und muß tödlich verwunden können, wenn er mit hinlänglicher Kraft geschleudert wird. Wir trafen auch eyförmige wohlgeschliffene Stücke von Wetzstein, die an jedem Ende etwas zugespitzt, und der äußeren Gestalt nach denen sehr ähnlich waren, die wir im Jahr 1774 in Neukaledonien gesehen hatten, und deren man sich dort zu eben dem Behufe bedient.

Was wir von ihren gottesdienstlichen Gebräuchen, und den sonahe damit verwandten Begräbnißfeyerlichkeiten, in Erfahrung gebracht haben, ist bereits erzählt worden, und der Leser wird, ohne mein Erinnern, daraus geurtheilt haben, daß dieses Volk mit jenen auf den Societäts- und auf den Freundschafts-Inseln nahe verwandt seyn müsse. Eine Vergleichung, der in diesem Punkt beobachteten Gebräuche wird dies noch auffallender darthun, und zugleich zeigen, wie auch die geringste Modification eines und desselben Princips hinreichend sey, um ein Volk vom andern zu unterscheiden. Die Einwohner von Tongatabu z. B. begraben sowohl ihre Todten als ihre geopferten Menschenkörper; außer letztern aber opfern sie ihren Göttern, so viel wir wissen, weder Thiere noch Pflanzenprodukte. Die Otaheitier hingegen begraben nur die Knochen ihrer Todten, nachdem zuvor das Fleisch durch Fäulniß und Länge der Zeit vermodert ist; demungeachtet beerdigen sie die ganzen Leichname geopferter Menschen. Außerdem opfern sie ihren Göttern andere Thiere und Früchte; allein auf die Unterhaltung der geweihten Oerter, wo sie diese feyer-

lichen Handlungen begehen, scheinen sie keine Sorgfalt zu verwenden; denn die meisten Marais sind verfallen, und zeigen offenbare Spuren von Vernachläßigung. In Atuai endlich begräbt man, wie in Tongatabu, die Todten und die Opferleichname; stimmt aber mit den Otaheitiern darin überein, daß man die Gottesäcker vernachläßigt, und den Göttern auch Thiere und Pflanzenprodukte darbringt. —

Das sogenannte Tabu (der Bann) ist in Atuai eben so gebräuchlich, und, wie es scheint, noch strenger, als in Tongatabu. Denn hier fragten uns die Insulaner sehr ernstlich, und aus großer Besorgniß uns Anstoß zu geben, ob dies oder jenes, was sie gerne sehen, oder wir nicht gerne zeigen wollten, Tabu, oder eigentlich nach ihrer Aussprache Tafu, (verboten) wäre? Das Mâa und Raa, oder das Verbot verschiedener Sachen, in den Societäts-Inseln, hat unstreitig dieselbe Bedeutung, allein die dortigen Einwohner schienen sich nicht so genau darnach zu richten, ausgenommen, wenn es ihre Todten betraf, wobey sie, wie es uns wenigstens dünkte, abergläubiger waren, als alle andere Insulaner. Doch von Dingen dieser Art sind wir noch zu wenig unterrichtet, um entscheidend darüber sprechen zu können. Nur noch eins muß ich bemerken, um die Uebereinstimmung in gottesdienstlichen Sachen noch vollständiger zu zeigen: nämlich, daß die Tahaunas oder Priester hier eben so zahlreich sind, als auf den andern Inseln; denn wir sahen während unseres kurzen Aufenthalts verschiedene die ihre Pure oder Gebete hersagten.

Alle bisher erwähnten Aehnlichkeiten zwischen den Einwohnern von Atuai und den Otaheitiern sind indeß weniger auffallend, als die gänzliche Uebereinkunft der Sprache. Man kann beynahe behaupten, daß in beyden Inseln Wort für Wort dieselbe Sprache gespro-

chen werde. Bisweilen fiel uns zwar ein Wort auf, welches genau so wie in Neuseeland oder in den Freundschafts-Inseln ausgesprochen wurde; allein obgleich alle vier Mundarten unstreitig zu Einer Sprache gehören, so hat man doch in Atuai, überhaupt genommen, keine stark durch die Kehle gestoßene Aussprache wie in Neuseeland, noch auch die leisere Gutturalaussprache der Freundschafts-Inseln; sondern man hört hier wieder den sanften Otaheitischen Dialekt mit allen seinen Idiotismen, und mit der Gewohnheit alle harte Töne zu vermeiden; dabey ist sogar das Sylbenmaß und die Melodie ihrer Lieder otaheitisch, doch minder angenehm. Manchem dünkte zwar die hiesige Mundart etwas anders als die Otaheitische; allein man muß wohl bemerken, daß auch die Otaheitier selbst, wegen ihres öftern Umgangs mit den Engländern, sich, um des bessern Verständnisses willen, gewissermaßen bequemt hatten, nicht nur die alltäglichsten Ausdrücke zu gebrauchen, sondern auch, so oft sie mit uns sprachen, sich unserer verdorbenen Aussprache zu bedienen. In Unterredungen zwischen lauter Insulanern aber kamen nur die eigentlichen oder reinen Redensarten vor, weshalb auch diejenigen unter uns, die noch das meiste von ihrer Sprache erlernt hatten, in solchen Fällen dennoch fast gar nichts verstehen konnten. Uebrigens verdankt man Herrn Anderson ein Wörterbuch der Mundart von Atuai, welches denen nützlich werden kann, die den Wanderungen der verschiedenen Stämme oder Familien, welche den Erdboden bevölkert haben, nachspüren, und sich zu dem Ende des stärksten aller Beweise, nämlich der Verwandtschaft der Sprachen, bedienen wollen. Wie aber wird man die Ausbreitung eines und eben desselben Volks in so viele abgesonderte Inseln, die in allen Gegenden des stillen Meeres zerstreut und so weit von einander entfernt liegen, erklären können? Wir finden es von Neuseeland an,

im Süden, bis zu den Sandwichs-Inseln im Norden; von Morgen bis Abend hingegen, von der Oster-Insel an bis zu den neuen Hebriden ausgebreitet, folglich in einem Raume von sechzig Graden der Breite, oder neunhundert deutschen Meilen von Norden nach Süden, und von drey und achtzig Graden der Länge oder ein tausend zwey hundert und fünf und vierzig deutschen Meilen von Osten nach Westen. Wie viel weiter seine Kolonien sich in einer oder der andern Richtung erstrecken, ist noch nicht ausgemacht; allein durch unsere gegenwärtige und die vorige Reise ist wenigstens so viel außer Zweifel, daß, wenn gleich dieses Volk nicht das zahlreichste auf Erden ist, es dennoch bey weitem kein so ausgebreitetes giebt.

Wären die Sandwichs-Inseln in einem früheren Zeitpunkt, und zwar von den Spaniern entdeckt worden, so würde sich diese Nation ohne Zweifel ihrer herrlichen Lage bedient haben, um ihren Schiffen, welche jährlich von Acapulco nach Manila segeln, in Atuai oder einer von den andern Inseln dieser Gruppe, einen Erfrischungsort zu verschaffen. In der That liegen die Sandwichs-Inseln beynahe in der Mitte zwischen Acapulco und Guam, einer von den Ladronen oder Diebsinseln, wo gegenwärtig ihr einziger Hafen in diesem ungeheuer großen Ocean befindlich ist. Dies würde sie keine Woche lang von ihrer gewöhnlichen Laufbahn entfernt, und sie der Gefahr, den Passatwind zu verlieren, gar nicht ausgesetzt haben, da diese Inseln hinlänglich innerhalb desselben belegen sind. Auch unsere Boucaniers *) würden sich der Sandwichs-

*) Boucaniers heißen hier die in Westindien ausgerüsteten Englischen Caper, welche vornehmlich den Spanischen Registerschiffen oder der sogenannten Silberflotte aufzulauern pflegten.

inseln sehr erfreut haben, da sie oft den Ocean von der Amerikanischen Küste an, bis nach den Diebsinseln, mit einem Vorrath von Lebensmitteln und Wasser zu durchkreuzen wagten, der kaum hinreichend war, ihr Leben hinzuhalten. Hier würden sie jederzeit einen Ueberfluß an allen Lebensbedürfnissen gefunden haben, und sicher gewesen seyn, die nämliche Gegend von Californien, welche das Manilaschiff ansichtig werden muß, binnen einem Monath zu erreichen. Oder sie hätten ihre Schiffe hier völlig ausbessern, und nach einer Abwesenheit von zwey Monathen wieder an der Küste von Amerika seyn können. Wie glücklich wäre Lord Anson gewesen, und wie viel Mühseligkeit und Elend hätte er vermieden, wenn er gewußt hätte, daß es auf dem halben Wege zwischen Amerika und Tinian eine Inselgruppe gäbe, wo er alles, was ihm mangelte, im Ueberfluß erhalten könnte! Und wie ungleich reizender als die Nachrichten in diesem Hauptstück, würde das Gemälde dieser Inseln ausgefallen seyn, wenn es aus der Feder des beredten Geschichtschreibers seiner Reise geflossen wäre!